F. W. Hackländer's Werke.

XVIII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Achtzehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Europäisches Sklavenleben.

Dritter Band.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Eine Kleinkinderbewahranstalt.

In diesem Zimmer waren sechs Kinder, von denen drei kleine im Alter von nahe an einem Jahr auf elenden, zerrissenen und durchfeuchteten Strohsäckchen lagen, die sich im Hintergrunde auf einem Schragen befanden. Eine einzige geflickte Decke war über alle drei ausgebreitet und zu beiden Seiten mit Bindfaden festgebunden, was verhindern sollte, daß die Kinder, die sehr, sehr oft allein waren, ihre Bedeckung nicht von sich strampelten. Das war ihnen denn auf diese Art allerdings unmöglich, dafür aber hatten sie sich, vielleicht von Schmerzen geplagt und ohne Hülfe allein gelassen, nach allen Richtungen herum geworfen, und so war es denn gekommen, daß sie auf beiden Seiten so weit heruntergerutscht waren, daß ihre nackten, entsetzlich mageren Füße und Beine über den Strohsack herab hingen und der Kopf unter der Decke stak, wodurch die armen Geschöpfe Gefahr liefen, erstickt zu werden.

Das mittlere dieser unglücklichen Kinder lag aber um so ruhiger, und zwar so regungs- und bewegungslos, daß die eingetretene Frau, nachdem sie die beiden anderen etwas zurecht gelegt,

sich eifrig um dieses beschäftigte. Es durchzuckte sie seltsam, als sie ihre Hand auf die Stirne des Kindes legte und darauf unter das zerrissene Hemdchen fuhr, um nach dem Herzschlag zu forschen. Die Stirne war feucht und kalt, und das Herz schlug wohl noch, aber oftmals machte es lange Pausen, und dann öffnete das Kind die bläulichen Lippen und zog gurgelnd eine Idee von Athem in die kleine Brust.

„Da ist nichts mehr zu machen," sprach die Frau zu sich selbst, indem sie die Hände über einander schlug und das arme Wesen einige Sekunden lang betrachtete. „Du hast nächstens ausgelitten."

Bei ihrem Eintritte in das Zimmer hörte das Geschrei der drei größeren Kinder plötzlich auf. — Es waren dies zwei Buben und ein Mädchen. Der älteste der Buben, vielleicht sechs Jahre alt, hatte im Verein mit dem anderen, der fünf zählen mochte, den vergeblichen Versuch gemacht, die beiden Kinder auf den Seiten aus ihrer erstickenden Lage zu befreien, und da dies nicht gelungen war, hatten sie beide ein großes Geschrei erhoben.

Das Mädchen war vielleicht etwas über zwei Jahre alt und gekleidet in ein blaues, verschossenes und zerrissenes Wollenkleidchen; es saß neben der Thüre am Boden; hatte den Kopf auf die fast unkenntlichen Ueberbleibsel eines hölzernen Pferdes gelegt, dessen Hals es mit seinen Aermchen umklammerte. Es zitterte, wahrscheinlich zugleich vor Angst und Kälte, und duckte sich tief herab, als es die Frau mit der Peitsche herein treten sah. Im nächsten Augenblicke aber mußte das Kind wohl bemerkt haben, daß es nicht das rothe Gesicht der Madame Schwemmer war, welches sie anblickte, sondern ein ihr bekanntes, ja befreundetes. Es erkannte wohl die Frau Bilz, welche es bisher gepflegt, ehe es in diesen schrecklichen Aufenthaltsort gekommen, und nun zuckte in seinen matten Augen ein seltsamer Blitz empor; vielleicht war es die Erinnerung an bessere Tage, vielleicht war es die Hoffnung, es werde wieder von hier fort genommen werden, genug, — das Kind hob

seinen Kopf empor, öffnete die Augen so weit als möglich und fing dann an bitterlich zu weinen.

„Ja, ja, ich bin es," sprach Frau Bilz, deren Herz eine augenblickliche Rührung durchzuckte, indem sie sich zu dem Kinde niederbeugte. „Sei ruhig, ich bin's ja, es soll dir auch nichts zu Leide geschehen."

„Aber du hast doch die Peitsche mitgebracht," sagte der ältere Knabe, während er sich trotzig vor die Frau hinstellte und sie keck ansah.

„Vielleicht für dich," entgegnete diese, „denn du bist wohl nicht anders zu zwingen."

„Hier nicht," versetzte trotzig das Kind. „Früher that ich Alles, was man von mir haben wollte."

„Aber du siehst, wie es dir alsdann geht," fuhr Frau Bilz fort; „sie haben dir zur Strafe deine guten Kleider genommen, und jetzt mußt du in den Lumpen da einher gehen."

„Das ist wahr," entgegnete der Knabe, indem eine augenblickliche Bewegung seine Züge überflog, „meine Kleider haben sie mir gestohlen, geschlagen werde ich ebenfalls, auch friert's mich und ich habe Hunger; aber das wird Alles noch einmal aufhören, wenn ich groß bin, und dann wartet nur!"

„Und was geschieht dann?" fragte die Frau und erhob ein klein wenig ihre Peitsche, aber nur zum Drohen, nicht zum Schlagen.

„Was dann geschieht? — Das will ich dir sagen: dann gehe ich hinaus auf die Straße und suche meinen Vater und dann wehe euch Allen!"

„Ja, das würde ich auch thun," entgegnete die Frau achselzuckend; „aber bis die Zeit kommt, rathe ich dir, dich ruhig zu verhalten, sonst wirst du noch viel mehr Schläge kriegen."

„Dann wehre ich mich," sagte trotzig der Knabe.

„Und womit?"

„Ich beiße," erwiderte er. Und damit öffnete er den Mund

und zeigte seine kleinen weißen Zähne, die vor Zorn zusammen klapperten.

Der andere Knabe hatte sich scheu in eine Ecke gedrückt. Es war das eine wahre Jammergestalt mit dem Aussehen eines alten Zwerges. Spärliches Haar bedeckte seinen spitzen Schädel, seine Augen waren tief eingesunken, und die Unterlippe seines großen Mundes hing schlaff herab. Er blickte ängstlich auf die Peitsche und kroch, ohne ein Auge davon abzuwenden, langsam rückwärts, bis er unter dem Schragen verschwand, auf dem die kleinen Strohsäcke lagen.

Frau Bilz hatte sich zu dem Mädchen niedergekauert und zuerst das Kleidchen betrachtet, das noch vor kurzer Zeit gut und frisch gewesen war, dann hatte sie kopfschüttelnd weiter untersucht, seine Haare, sein Hälschen, in dem sich tiefe rothe und wunde Streifen zeigten, und dann seine Füße, die aufgeschwollen zu sein schienen.

„Zieht man dich Abends nicht aus?" fragte sie zögernd nach einer Pause.

Das Kind blickte sie überrascht an und schien ihre Frage nicht zu verstehen.

„Mich hat man nur ein einziges Mal ausgezogen," sagte der Bube, indem er näher trat und die Hände und Arme heftig über einander schlug, um sich zu erwärmen, „nur ein einziges Mal, als man meine Kleider gestohlen. Die aber haben sie noch gar nicht ausgezogen; ich habe wohl versucht, ihr die Stiefel aufzuschnüren, aber es ging nicht, die Knoten an den Riemen sind mir zu fest. Die Frau da drinnen mit der rothen Nase hat's auch einmal probirt, aber sie ließ es ebenfalls bleiben, denn sie sagte: es ist nicht der Mühe werth, man bekommt doch nichts für das schlechte Schuhwerk."

„Das hätte ich gesagt, du Galgenstrick?" rief in diesem Augenblick Madame Schwemmer, die leise eingetreten war. Darauf

stemmte sie ihre Arme in die Seiten und fuhr fort, indem sie sich an Frau Bilz wandte: „habt Ihr je ein so böses kleines Thier gesehen? Ein völlig wildes Thier, — er beißt.“

„Ja, er beißt,“ entgegnete der Knabe, „aber nur Euch.“

„Wart, ich will dir's vertreiben!“ schrie das halb betrunkene Weib und ergriff die Peitsche, welche Frau Bilz neben sich gelegt hatte. Doch faßte sie unglücklicher Weise den Riemen statt des Griffs, und da sie nun in blinder Wuth auf das Kind losschlug, so traf sie es mit dem ersten Streiche so heftig auf den Kopf, daß ihm das Blut augenblicklich über eine Seite des Gesichts herab lief.

Der Knabe stand einige Sekunden wie angedonnert, vielleicht auch von dem Hiebe etwas betäubt, dann aber zuckte er auf einmal zusammen, sprang in die Höhe und schoß wie eine wilde Katze auf das Weib los, deren Hand er so plötzlich ergriff, festhielt und so stark hinein biß, daß sogleich das Blut heftig darnach floß.

Jetzt erhob Madame Schwemmer ein mörderisches Geschrei und tobte in ihrer Wuth um so ärger, als sie sich mit Hülfe der Frau Bilz vergeblich bemühte, den wüthenden Knaben von sich abzuschütteln. Dieser ließ ihren Arm nicht los, sondern er hatte sich mit seinen Fingern und Nägeln fest daran geklammert und bleckte immerfort die Zähne, während er mit dem Kopfe bald hierhin bald dorthin fuhr. Dabei flammten seine Augen, sein Mund schäumte, und es war zu gleicher Zeit schrecklich anzusehen, wie das Blut aus seiner Kopfwunde langsam über sein zerrissenes graues Wamms herabrieselte.

Auf das Zettergeschrei der Weiber ließen sich bald im Gange, der zu der vordern Stube führte, schwere Tritte vernehmen, die eilig näher kamen, und im nächsten Augenblicke trat ein großer breitschulteriger Mann unter die Thüre, der kaum gesehen, um was es sich handelte, als er mit einem lauten: „Hollah, Bursche,

was gibt's denn da?" den Knaben am Nacken faßte und in die Höhe hob.

Dieser, die mächtige Faust fühlend, ließ augenblicklich seine Hände los und schaute scheu auf die Seite, um seinen Angreifer zu erkennen.

„Nun," fuhr dieser fort, „was ist denn hier wieder für eine Teufelswirthschaft? — Zwei erwachsene Weibsbilder, und können nicht einmal mit einem einzigen Knaben fertig werden! — Ah! der Kopf des Buben da sieht gut zugerichtet aus. — Was hat's wieder gegeben? — He, Hexe!" Damit wandte er sich an Madame Schwemmer, nachdem er vorher den Knaben ruhig auf den Boden niedergesetzt.

„Was wird's gegeben haben!" entgegnete die Hauswirthin und hielt ihre verwundete Hand empor. „Das Thier da hat mich gebissen."

„Nachdem Ihr ihn vorher so über den Kopf gehauen?" sagte der Mann, indem er die Arme über einander schlug und das Weib mit einem finsteren Blick fest ansah. „Ihr bringt's doch noch so weit, daß es wahr wird, was die Leute von diesem verfluchten Hause sagen: es sei dies eine Mördergrube. — Pfui Teufel!" fuhr er mit leiser Stimme fort, während er dicht an sie hintrat, „Ihr miserables, betrunkenes Weibsbild!"

Die Finger der Madame Schwemmer krallten sich vor Wuth zusammen, und sie zuckte mit der Hand, als wollte sie dem Mann in das Gesicht fahren.

Doch hob dieser verächtlich die Achseln und sprach nach einer Pause: „nun möchte ich aber doch wissen, was es denn eigentlich wieder gegeben hat. — Sprecht Ihr, Frau Bilz."

„Na, was wird's gegeben haben!" versetzte diese in einiger Verlegenheit, „der Bube sagte allerlei garstige Dinge über die Frau."

„Und was hast du gesagt, Bube? — Ich rathe dir, sprich die Wahrheit.“

„Das thu' ich immer,“ erwiderte trotzig der Knabe. „Und auch vorhin habe ich es gethan, als ich erzählte, man habe mir meine Kleider gestohlen und man würde dem kleinen Mädchen da am Boden auch seine Schuhe genommen haben, wenn es der Mühe werth gewesen wäre. Und das hat das Weib mit der rothen Nase selbst gesagt.“

Madame Schwemmer wollte bei dieser ungebührlichen Schilderung ihrer Person abermals mit der Peitsche auf das Kind losfahren.

Doch streckte der Mann seinen Arm dazwischen und sprach: „seid jetzt ruhig.“ Worauf er sich wieder an den Knaben wandte: „das sind häßliche Reden; wenn du dergleichen aussagst, so wird man dich prügeln, bis du kein Glied mehr rühren kannst.“

„Und wenn man mich so arg schlägt, werde ich abermals beißen,“ entgegnete der Knabe.

„Mich auch?“ fragte der Mann, indem er einen Schritt näher auf ihn zutrat.

„Euch nicht, aber das Weib, denn das Weib mit der rothen Nase schägt auch auf uns los, wenn wir Alle nichts gethan haben, und nicht blos auf mich, sondern auch auf die andern Kinder, die nie ein Wort sprechen. — Seht mich nur so an und hebt Eure Peitsche, es ist doch wahr und ich sag' es auch. — Wenn sie herein kommt und hat eine rothe Nase, so schlägt sie gleich auf uns los, und wenn wir ganz ruhig in einer Ecke bei einander sitzen und ganz stille sind. — Wir dürfen nicht sagen, daß wir Hunger haben, und auch nicht, daß uns friert.“

„Ja, ich glaub's,“ murmelte der Mann zwischen den Zähnen.

„Und dann,“ fuhr der Knabe fort, indem sich seine kleinen Finger vor Wuth öffneten und schlossen, und seine Stimme wie vor dem Ausbruch eines heftigen Weinens zitterte, „was habe ich gethan,

daß man mich hier einsperrt? Habe ich nicht in der Schule gelernt wie die andern Kinder auch, und bin ich unartiger gewesen als diese? — Nein! nein! nein! Der Lehrer hat mich belobt und hat gesagt, ich sei fleißig und könne meine Sache mit am Besten machen. — Nun bin ich schon vier Wochen hier eingesperrt, habe keinen von meinen Kameraden gesehen und kein Lesebuch, keine Rechentafel und nichts. — Aber ich weiß schon, was ich hier soll: sie will mich todt machen, wie — wie —"

„Wie was?" schrie Madame Schwemmer, welche einen neuen vergeblichen Versuch machte, auf den Knaben loszustürzen. „Wie was? du Thier!"

„Ja, todt machen will man mich," sagte der Knabe ermuthigter, denn er sah, daß ihn der Mann schützte. „Todt machen will man mich, wie dort das kleine Kind."

Das Weib warf einen schrecklichen Blick um sich, und Frau Bilz schlug die Augen zu Boden.

„Wie — was?" fragte der Mann im höchsten Erstaunen, indem er sich dem Holzschragen näherte, wo allerdings das Kind in der Mitte in den letzten Zügen zu liegen schien. — „Das sieht jammervoll aus," sagte er zu Frau Bilz, die ihm gefolgt war. — „Teufel auch! Ihr hättet doch wohl ein besseres Gelaß finden können als dies Loch hier, es ist ja nicht einmal ein Ofen da. — Und dann der Geruch! Ich bin doch mein Lebtag schon in viel Spelunken gewesen, aber so was habe ich doch noch nicht erlebt. — Nehmt Euch in Acht! nehmt Euch in Acht! Erfährt er von der Geschichte einmal ein Wort, so ist es um Euch geschehen, darauf könnt Ihr Gift nehmen. — Hier muß freilich Alles zu Grunde gehen; und dazu Euer elendes Essen und Trinken, da braucht kein Mensch nachzuhelfen und den armen Würmern sonst etwas thun."

„Aber sie thut's doch," flüsterte der Knabe dem Manne zu, als er sah, daß ihn Madame Schwemmer nicht beachtete, sondern

das verscheidende Kind anblickte. „Gestern, wie es fortfuhr zu schreien und nicht stille sein wollte, hat sie es mit der Peitsche in die Seite gestoßen.“

„Bst!“ machte ebenso leise der Mann, indem er mit der Hand herum fuhr und dem Knaben den Mund zuhielt. — — „Dort ist nichts mehr zu helfen,“ sagte er achselzuckend mit lauter Stimme. „Aber laßt jetzt das Schlagen sein und gebt wenigstens für heute Ruhe.“

Er wandte sich nach der Thür, um fortzugehen.

„Und ich muß hier bleiben?“ rief der Knabe mit einem herzzerreißenden Tone der Verzweiflung; „ich werde wieder eingeschlossen und soll nicht wieder nach Haus dürfen zu der alten Frau Fischer, die ich so lieb gehabt?“

„Wir wollen sehen, was sich machen läßt,“ entgegnete der Mann. „Heute kann ich nichts für dich thun, aber sei ruhig und verständig, so will ich an dich denken, das verspreche ich dir.“ — Damit winkte er der Frau Schwemmer, ihm zu folgen, und verließ das Gemach.

Draußen auf dem Gange blieb er stehen und sprach zur Hauswirthin, die gefolgt war: „ich will Euch nur sagen, daß ich öfters hier Inspection halten werde; das ist ja eine wahre Schande, wie Ihr Eure Sachen betreibt. Habt Ihr denn keine Furcht, daß Euch einmal der leibhaftige Teufel holt? — Weib! Weib! so was ist mir noch nie vorgekommen. Nehmt Euch in Acht! — Und jetzt laßt die Bilz da bei dem Kinde und sorgt ihr Beide für den armen Wurm, was zu sorgen ist; nehmt Euch aber in Acht, daß ich von dem Zimmer kein lautes Wort mehr vernehme, keinen Schrei oder dergleichen. Glaubt mir, ich habe feine Ohren und will sie offen halten.“

Damit ging er in die vordere Stube.

Das Weib blickte ihm einen Moment mit unsicherem Blicke nach, dann schwankte sie zurück in den Stall und sagte dort zu der Frau

Bilz, die sich über das Kind niedergebeugt hatte: „Ihr solltet eine Stunde da bleiben und nach ihm sehen. Wenn Ihr was braucht, so könnt Ihr's meinetwegen haben. Aber macht mir keine unnöthigen Kosten, da ist doch nichts mehr zu helfen, das müßt Ihr selbst einsehen."

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer wieder und taumelte in ihre Küche.

Die Frau Bilz, die zurück blieb, schüttelte den Kopf und sagte still für sich, indem sie das Kind betrachtete: „Nein, nein, da ist mit allen Schätzen der Welt nicht mehr zu helfen." Doch sah sie umher, und als sie am Ende des Schragens ein altes wollenes Tuch erblickte, nahm sie es auf, faltete es zusammen und schob es dem Kinde unter das Köpfchen, das noch einmal seine Augen aufschlug und die Frau mit einem seltsamen Blicke anstarrte. Das kleine Kind hatte schöne blaue Augen, und als es so in die Höhe sah, waren sie von einem eigenthümlichen Ausdrucke beseelt; es war das letzte Aufflackern der Lebensgeister, welche noch einmal in den bis jetzt so matten Blicken glänzten und unendlich viel sagen zu wollen schienen. Es war wie eine schmerzliche Anklage über sein elendes, armes Leben, oder auch wie ein Dank für die Hülfe, welche ihm die Frau in diesem letzten Augenblicke geleistet. — Das dachte diese sich auch, als sie es betrachtete und diesen ersterbenden Blick bemerkte. Er drang in ihr Herz und preßte es krampfhaft zusammen. Sie seufzte tief und schmerzlich auf, als nun das Kind zum letzten Male den Athem von sich blies und darauf die Augen gläsern wurden und aussahen, als habe die Hand des Todes plötzlich einen weißen Staub darauf gestreut; da beugte sie sich tief herab auf die kalte Stirne, und nachdem sie lange so gelegen, glaubte sie, es erwärme sich wieder. Aber es waren nur ihre eigenen heißen Thränen, die über die kalten Wangen und blauen Lippen der kleinen Gestorbenen herab rannen. — — — —

Sie kannte dieses Kind wohl, aber bis zu dem jetzigen Mo-

ment war ihr das kleine Geschöpf gänzlich bedeutungslos gewesen, wie so viele dieser armen Kinder, die schon durch ihre Hände gegangen waren. Nun aber trat vor ihr inneres Auge der Anfang und das Ende dieses kleinen armseligen Lebens. Und der Contrast desselben war fürchterlich. — Ja, sie hatte dieses Kind gekannt, sie hatte es gesehen, hatte es in ihren Armen gewiegt, nachdem es erst wenige Tage alt war. — Es war das eine eigenthümliche Geschichte, die, obgleich sie nicht neu ist, doch Jedem, der sie hört, das Herz erbeben macht. — namentlich Anfang und Ende. Die Mutter dieses Kindes war ein reizendes, frisches, blühendes Mädchen, die Tochter bemittelter Eltern; der Vater war ein reicher und vornehmer junger Mann. Beide sahen sich zufällig, er zeichnete sie aus, er ritt auf prächtigen Pferden bei ihrem Fenster vorbei, und sie, ohne auf die Ermahnung ihrer Eltern zu hören, lächelte ihn an, blickte ihm nach und gewährte ihm endlich heimliche Zusammenkünfte, wie das in der Welt so der Brauch ist, und wie man es anfänglich als nichts Schlimmes betrachtet. — Da kam eines Tages der Fasching mit seiner tollen Lust und Freude, mit seinen Bällen, Maskeraden und sonstigen Vergnügungen, welche das Herz betäuben und die Sinne aufregen, und in einer Nacht besuchte das Mädchen im reizenden Maskenanzug einen jener Bälle, wohl unter der Aufsicht einer befreundeten Familie, aber sehr entschlossen, sich dieser Aufsicht so bald als möglich zu entziehen. — Und das that sie denn auch; er hatte für ein heimliches Winkelchen in der Nähe gesorgt, wo sie unbemerkt zusammen sitzen, wo sie über Liebe plaudern und feurige Küsse austauschen konnten. — Sie befanden sich in einem reichen Kabinete und saßen neben einander auf schwellenden Kissen von schwerem krachendem Seidenstoffe; des Mädchens Augen blitzten, ihre Wangen waren sanft geröthet von einem Trunke feurigen Weines, den sie aus seinem Glase nehmen mußte; Spiegel und Vergoldungen bedeckten die

Wände, — es war das ein Moment der Herrlichkeit und der höchsten Lust, während in dem nicht weit davon entfernten Tanzsaale die tolle, begeisternde Musik ertönte, während man das Lachen der Tanzenden vernahm und laute Rufe des wildesten Vergnügens. — — Da begann dieses arme kleine Leben, da begann es in Glanz und Pracht auf seidenen Kissen, um hier zu endigen unter Noth und Elend, um hier auszulöschen auf einem hölzernen Schragen, auf einem halb verfaulten und vermoderten Lager von Stroh. — Die unglückliche Mutter hatte das freilich nicht erlebt: sie war zur rechten Zeit gestorben, und er hatte die Stadt verlassen, achselzuckend, aber bald getröstet über das kleine Unglück, das er angerichtet; er hatte allerdings seinen Geschäftsmann beauftragt, für die gute Unterkunft des Kindes zu sorgen, ohne sich aber weiter um dieses zu bekümmern, — und nun war es, so vortrefflich untergebracht, elend gestorben. Gewiß aber dachte er noch zuweilen an jenen Maskenball und an das unglückliche, unschuldige Mädchen, das ihm Alles und sich selbst geopfert. Gewiß tönte noch zuweilen in seinen Ohren jene rauschende Musik, die ihm zur höchsten Lust aufgespielt. — Gewiß aber drang auch manchmal ein seltsamer, schrecklicher Ton durch diese Melodieen; gewiß sah er zuweilen, wenn er an jene Nacht dachte, einen kleinen Schatten langsam vor sich aufsteigen, ein kleines, bleiches, verkümmertes Wesen, das mit geschlossenen Augen bis dicht vor ihn hinschwebte und ihn dann plötzlich mit seinem starren, glänzenden Blicke gespensterhaft anschaute. — — — —

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Sklavenhandel.

Herr Sträuber hatte unterdessen im vorderen Zimmer einige Correspondenzen besorgt, deren Inhalt ihm Meister Schwemmer oft nur mit wenigen Worten, manchmal aber sehr ausführlich vorgesagt. Der Letztere zog bei diesem Geschäfte häufig einige vergilbte Papiere zu Rath, die auf seinen Knieen und dem rothcarrirten Sacktuch ausgebreitet lagen. Diese Schreiben waren meistens an Angehörige und Bevollmächtigte, welche der Madame Schwemmer für Rechnung Anderer Kostkinder anvertraut hatten, gerichtet, und sehr verschiedener Art, der Zweck sämmtlicher aber, für den Unterhalt der armen Geschöpfe so viel Geld als nur immer möglich herauszupressen. Bald mußte eine neue nahrhafte Kost angewendet werden, bald sogar eine eigene Amme oder Wärterin, und da man genau wußte, was die Empfänger der Schreiben am liebsten hörten, so hieß es darnach auch: „die Gesundheit des Kindes bessert sich mit jedem Tage,“ oder: „es siecht langsam dahin und scheint uns trotz der sorgfältigsten und kostbarsten Pflege rettungslos verloren.“ — Es ist traurig, das sagen zu müssen: aber die meisten Schreiben waren in letzterem Sinne abgefaßt.

Während diese Correspondenz geführt wurde, stand jener Mann, der vorhin im Kinderzimmer Ruhe gestiftet, mit gespreizten Beinen an einer Seite des Ofens und pfiff zuweilen eine Melodie leise vor sich hin, horchte auch wohl hie und da, wenn Herr Sträuber las, ohne aber bei dieser Veranlassung dem Leser selbst einen Blick zu schenken. Dies war Mathias, den man, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, vorhin erwartet.

„Jetzt kommt das wichtigste Schreiben,“ sagte Meister Schwem-

mer, „und es ist am Besten, wenn ich das Wort für Wort in die Feder dictire. Es betrifft das Mädchen, welches, wie mir heute Morgen meine Frau sagte, recht schlecht sein soll."

„O, der ist in diesem Augenblick gewiß sehr wohl," meinte Mathias.

„Wie so?"

„Weil sie wahrscheinlich jetzt ausgelitten hat. — Schade, da entgeht Euch ein gutes Kostgeld."

Meister Schwemmer machte eine Bewegung der Ungeduld und schaute den Anderen von der Seite an, als wenn er sagen wollte: was bekümmerst du dich darum? Dann entgegnete er mit mürrischem Tone: glaubt das nur nicht, die kleine Kreatur ist seit einem halben Jahre so; alle Augenblicke glaubt man, sie werde sterben, und auf einmal ist sie wieder fidel wie ein Wiesel, hat sie doch schon einmal vierzehn Tage wie todt gelegen."

Mathias zuckte stillschweigend die Achseln und pfiff einige Takte des Jungfernkranzes.

„Die hat uns Alle zum Besten," fuhr Meister Schwemmer fort, „das kann ich Euch versichern; gebt Acht, die reißt sich noch durch."

„Oder Ihr sorgt dafür, daß Ihre Stelle bald besetzt wird."

„Pfui, Mathias!" versetzte Meister Schwemmer, indem er lachte und dann in einen mächtigen Husten gerieth. — „Geschäfts-Geheimnisse! Wer wird darüber sprechen; über die schweigt man."

„Nur Eins begreife ich nicht," fuhr der Andere fort, ohne auf diese Bemerkung zu achten, „wie es Euch immer so gelingt, andere Kinder unterzuschieben. — Wie macht Ihr das eigentlich? — Na, geht mit der Sprache heraus!"

Meister Schwemmer rückte auf seinem Stuhle ungeduldig hin und her, dann sagte er: „das ist Sache der Weiber; was geht das mich an!"

„Nun, mich geht's im Grunde auch nichts an," erwiderte Mathias; „es war nur so eine Frage."

„So gebt denn Achtung, Sträuber," unterbrach Meister Schwemmer hastig diese unangenehmen Erörterungen. — „Schreibt also: verehrtester Herr Doktor! — Das Geld für den letzten Monat habe ich richtig empfangen und danke Ihnen noch besonders für die Zulage, — im Namen des armen Kindes —"

„Im Namen des armen Kindes," wiederholte Herr Sträuber, indem er sein linkes Auge zukniff.

„Der Gesundheitszustand desselben," fuhr Meister Schwemmer fort, „ist immer noch derselbe: das Kind ist ein kränkliches und sehr schwaches Wesen, dessen Dasein nur gefristet werden kann durch die sorgfältigste Pflege und Behandlung."

„Durch die sorgfältigste Pflege und Behandlnng," sagte Herr Sträuber.

„Sie können sich gar nicht denken, welche Mühe und Sorgfalt meine brave Frau darauf verwendet. — Aber trotz allem dem muß ich Ihnen mit schwerem Herzen gestehen, daß dem Kinde ein langes Leben unmöglich prophezeit werden kann; es sei zu schwächlich auf die Welt gekommen, behauptet unser Arzt, der mehrere Mal in der Woche kommt."

„Der mehrere Mal in der Woche kommt, — Punkt," sprach lachend Herr Sträuber.

„Ganz richtig: Punkt," fuhr der Andere fort. „Wir wissen ja, hochverehrtester Herr Doktor, daß Ihnen Alles daran gelegen ist, dem Kinde eine gute Existenz zu verschaffen, und daß hiezu nach Ihren öfteren Schreiben keine Kosten gespart werden sollen. Deßhalb sah sich denn meine Frau veranlaßt, dem Kinde ein eigenes Zimmer zu geben —"

„Ein eigenes Zimmer."

„Und eine Wärterin," fuhr Meister Schwemmer ärgerlich fort, denn er bemerkte, wie sonderbar Mathias lächelte.

„Und eine Wärterin," wiederholte Herr Sträuber.

Mathias lachte laut auf und wandte sich nach dem Mann um, der neben ihm saß, wobei er demselben auf eine recht unverschämte Art in's Gesicht sah.

„Zu allem dem nun," dictirte Meister Schwemmer weiter, „reicht das gewöhnliche Kostgeld lange nicht hin, und müßten wir schon ganz gehorsamst bitten, uns die Zulage, die wir schon seit zwei Monaten erhalten, auch fernerhin zukommen zu lassen. Sich damit ganz ergebenst und gehorsamst zu empfehlen."

„Ganz ergebenst und gehorsamst zu empfehlen," sagte Herr Sträuber, indem er mit einem großen Schnörkel schloß und sich alsdann weit in seinen Stuhl zurücklehnte, um die Wirkung der ganzen Schrift aus der Entfernung beurtheilen zu können. Darauf reichte er den Brief ohne aufzustehen nach dem Ofen hinüber, und da ihn der Mann auf seinem Stuhle nicht gut erreichen konnte, so machte Mathias die Mittelsperson, indem er ihn dem Herrn Sträuber abnahm und dem Anderen einhändigte.

„Aber Eins erklärt mir doch," sprach er kopfschüttelnd. „Es muß doch hie und da vorkommen, daß irgend Einer, dem Ihr solche Wische schreibt, nun auf einmal absichtlich herkommt, um zu sehen, wie so ein Kind gehalten ist. Wie redet Ihr Euch nun da heraus? — Schaut mich nur nicht so mißtrauisch an, Ihr kennt mich ja und ich Euch; wir verrathen uns nicht, wollen auch nichts von einander erpressen, und noch viel weniger wird es mir je in den Sinn kommen, selbst ein Kosthaus für kleine Kinder anzulegen. Ich habe an dem Transport meiner halbgewachsenen vollauf genug, obgleich das Volk bei mir immer lustig und guter Dinge ist, denn sie bekommen zu fressen, was in sie hinein geht. — Aber wie gesagt, laßt mich hören, wie bringt Ihr das hinaus?"

Meister Schwemmer kannte seinen Mann und wußte wohl, daß da keine Ausreden hälfen und er mit der Sprache heraus müsse. Deßhalb sagte er: „nun ja, was wird da zu machen sein!

Solche Nachforschungen finden wohl zuweilen statt, aber meistens gehen sie in die dritte und vierte Hand, und da hilft man sich so durch." — Er machte die Bewegung des Geldzählens. — „Kommt aber irgend Jemand, der Einem geradezu auf den Leib geht, so hat man seine Leute in der Nachbarschaft, die einem für ein Billiges recht gern erlauben, ein anständiges Zimmer und ein gut aussehendes kleines Kind zu zeigen. — Ja, ich versichere Euch, die kommen oft mit Vorurtheilen zu uns, denn sie haben allerhand munkeln gehört von schlechter Behandlung unserer Kostkinder, und führt man sie dann in ein solides Haus, da sind sie gleich vor den Kopf geschlagen."

„Diese Kniffe sind nicht schlecht," entgegnete der Andere. — „Aber wenn zufälliger Weise eine Mutter kommt, um sich nach ihrem Kinde umzusehen? Der werdet Ihr doch in aller Ewigkeit nicht ein fremdes Kind für ihr eigenes unterschieben wollen."

„O mein lieber Mathias," erwiderte der Mann am Ofen, nachdem er sich mit dem Sacktuch langsam den Mund abgewischt, „das kommt bei den Kindern selten oder nie vor, daß sich die Mutter nach ihnen erkundigt. Entweder ist die schon längst gestorben, ist in schlechten Verhältnissen, wo unsere Behandlungsweise vollkommen genug für das geringe Kostgeld ist, oder sie befindet sich in einem glänzenden Leben, und da ist sie froh, wenn sie von der Vergangenheit nichts zu hören und zu sehen bekommt."

Mathias hatte nachdenkend die Hände auf den Rücken gelegt und wiegte seinen Oberkörper hin und her.

„Ei, sagt mir doch," begann er nach einer längeren Pause, während welcher Herr Sträuber den Brief zusammen gefaltet und Meister Schwemmer die Adresse geschrieben, „da war ich vorhin hinten in Eurer — Kinderstube und sah da ein recht flottes Bürschlein — ein netter trotziger Kerl; er hatte gerade Euer Weib in die Finger gebissen, weil sie ihn mit dem Peitschenstiel über den Kopf gehauen. Und das Blut schien ihn gar nicht zu geniren —"

„Es floß Blut?“ unterbrach ihn erschrocken Herr Sträuber.

„Blut genug, mein Schatz,“ entgegnete der Andere trocken. — „Aber trotz seines unbändigen Betragens gefiel mir das Kerlchen. — Hat's mit dem eine eigene Bewandtniß, oder ist er auch da wie die anderen, zum Fortschicken? — Das Letztere sollte mich freuen, und da käme es mir auf ein paar Thaler nicht an.“

Meister Schwemmer zuckte die Achseln und versetzte: „den gäbe ich Euch gern umsonst, das ist ein unbändiges Geschöpf. Ich fürchte immer, er zündet uns noch einmal das Haus über dem Kopfe an. — Aber ich darf nicht! ich muß ihn behalten.“

„Wie so?“ fragte Mathias. „Was hat's da für einen Haken?“

„Das läßt sich nicht gut sagen, und ist das eine ganz eigenthümliche Geschichte, über die ich selbst noch nicht recht im Klaren bin. Der Bube da hinten hat, so viel ich merke, eine sehr vornehme Mutter; Ihr könnt das auch wohl dem ganzen Gestell des Kindes ansehen; sein kleiner geschmeidiger Körper ist allerliebst gewachsen, sein Gesicht hat eine schöne Form und seine Hände und Füße sind zart und klein.“

„Das ist wahr,“ sagte Mathias nachdenkend. „Und dabei hat die Kröte schon eine erstaunliche Kraft; ich habe das vorhin gemerkt.“

„Wißt Ihr, unsereins,“ fuhr Meister Schwemmer fort, „dem so viel dergleichen Bälge durch die Hand gehen, merkt gleich am Ganzen, ob etwas dahinter ist oder nicht. Man sieht's an der Figur, am Gesicht, ja an der Art des Schreiens. Das Meiste nun, was zu uns kommt, ist Halbblut, wißt Ihr: vornehmer Vater oder vornehme Mutter. Der Bube aber ist Vollblut, darauf könnt Ihr schwören.“

„Wenn aber beide Eltern vornehm und reich wären, warum nehmen sie sich des Kindes nicht an und wollen es hier bei Euch

elend verkümmern lassen? — Nehmt mir nicht übel, aber das ist doch's Ende von all' den armen Teufeln hier."

„Die Mutter dieses Kindes," versetzte Meister Schwemmer, „war, wie Ihr Euch wohl denken könnt, noch ein Mädchen, als es auf die Welt kam. Der Vater konnte sie vielleicht nicht heirathen, — was weiß ich?" — genug, sie beschlossen auch, den Buben sehr gut und anständig erziehen zu lassen, setzten ihm, glaube ich, ein kleines Vermögen aus, endlich aber heirathete die Mutter dieses Knaben einen anderen, aber sehr vornehmen Herrn."

„Aha!" machte Mathias.

„Das sind aber schon einige Jahre her, und anfänglich ging Alles gut. Weiß aber der Teufel, zuletzt muß der Gemahl dieser Dame etwas über die Geschichte erfahren haben, legte sich auf Nachforschungen, ließ wahrscheinlich viel Geld springen und kam der Sache so ziemlich auf die Spur. Das erfuhr die Mutter, sie that ihrerseits ebenfalls Schritte, nahm den Buben aus dem Hause weg, wo er bisher verwahrt war, und da wurde er nun, um mich meines früheren Ausdrucks zu bedienen, durch die dritte und vierte Hand hieher zu uns gebracht."

„Aber man zahlt doch ordentlich für ihn?"

„O ja, recht ordentlich; aber man knüpfte daran die Bedingung; ihn fest verwahrt zu halten und" — schloß Meister Schwemmer hustend und lachend — „das thun wir redlich, wie Ihr gesehen habt."

„Hol' Euch der Teufel!" erwiderte der Andere, „das thut Ihr freilich. Aber wie schon gesagt: nehmt Euch mit dem Knaben in Acht. Der bricht Euch einmal aus, rennt in die Stadt und plaudert die ganze Wirthschaft aus."

„Seid unbesorgt," meinte der Hausherr, „wir wollen ihn schon mit Hunger und Schlägen mürb machen, und wenn es nicht anders geht, so lege ich ihn an die Kette wie einen tollen Hund. Oh! solchen Burschen sind wir noch gewachsen!"

Herr Sträuber hatte während dieser Unterredung anscheinend theilnahmlos zum Fenster hinaus geschaut, doch war ihm nicht ein Wort entgangen. — „Eine reiche und vornehme Frau," dachte er, „die den Buben zu verbergen trachtet, und ein ebenfalls vornehmer und reicher Mann, der ihn finden möchte, — das sind ein paar Kunden, die für eine thätige Hülfe gewiß tüchtig bezahlen werden. Das wäre nur noch zu überlegen, wer am Meisten springen läßt; — und dann thäte man dabei ein gutes Werk," tröstete er sich selber, „denn es ist doch unverantwortlich, ein Kind, das bisher gut erzogen wurde, bei solchem Schandvolke zu lassen. — „Pfui Teufel!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und die Frau Bilz trat herein. Sie sah blaß und niedergeschlagen aus, und ein aufmerksamer Beobachter hätte auf ihrem Gesichte Spuren von Thränen bemerken können und vielleicht darnach geforscht. Aber da hier Niemand war, der sich um solche Kleinigkeiten bekümmerte, so setzte sie sich stillschweigend auf ihren alten Platz an das Fenster hin, blickte gedankenvoll in die Stube und legte die Hände in den Schooß.

„Jetzt können wir auch an unser Geschäft gehen," sprach Mathias. „Ich habe nur warten wollen, bis die Frau kam, denn sie muß mich dieses Mal eine Strecke Wegs begleiten."

„Richtig! richtig!" versetzte Meister Schwemmer; „wir haben Mädchen bei dem Transport, so ein Stück vier. — Also laßt hören, Mathias, was braucht Ihr noch?"

„Der von C. schrieb mir vor einigen Tagen, es sei eine passende Gelegenheit da, eine größere Anzahl hinüber zu bringen, auch könnte er sehr gut im Ganzen ein Stück zwanzig placiren, natürlicher Weise über die Hälfte Buben; sechs, höchstens acht Mädchen dürfen darunter sein."

„Doch nur Mädchen unter zehn Jahren," sagte Herr Sträuber, der unterdessen ein Papier aus der Tasche gezogen hatte.

„Versteht sich," entgegnete der Hausherr, „die über sechszehn gehören in ein ganz anderes Register und können viel vortheilhafter in der Nähe untergebracht werden."

„Davon nachher!" versetzte Mathias. — — „Um nun den Transport vollzählig zu machen, fehlen mir noch ungefähr zehn Buben, aber es müssen ansehnliche Kerle sein. — Was habt Ihr nun für mich im Auge, und welche Preise wollt Ihr machen? Seid aber billig, denn wir leiden doch alles Risiko: wenn wir abgefaßt werden, ist nicht nur alles Geld hin, sondern es könnte uns auch leicht an den Kragen gehen."

Meister Schwemmer nahm ruhig eine Prise, dann nickte er mit dem Kopfe und sagte pfiffig lächelnd: „ja, ja, die Gefahr ist groß, aber nicht so sehr für Euch, wie für mich. Ihr seid gedungen worden, mit den Kindern zu reisen, — was wißt Ihr mehr von der Sache? Ihr thatet nur, was man Euch befohlen, aber an Unsereinem bleibt's hängen. Ihr, Mathias, seid ein rüstiger Mann, ohne Anhang, Ihr schlagt Euch im Nothfalle durch ein halbes Dutzend Polizeidiener durch, gewinnt das Freie, haltet Euch ein halbes Jahr versteckt und seid ein Mann bei der Stadt wie vorher. — Aber seht mich an: ich bin ein armer kranker Kerl, der sich kaum vom Stuhle rühren kann, habe auch noch eine große Wirthschaft am Hals, eine Wirthschaft, bei der es mir sehr unangenehm wäre, wenn die da droben einmal ihre Spürnase hinein steckten."

„Wozu das Gefasel!" erwiderte Mathias ärgerlich. „Sagt, was Ihr habt und Eure Preise, ich brauch' es ja nicht zu nehmen, wenn es mir nicht ansteht. Und daß Ihr mich schindet, wo Ihr könnt, weiß ich ohne Eure Vorrede. Also heraus mit der Sprache! Könnt Ihr mir ein Stück zehn Buben verschaffen?"

„Seid nur nicht immer so stürmisch!" sagte der Andere. Und dabei zog er unter seinem Sitze ein Papier hervor. „Man meint immer, wir wollen uns am Halse fassen, und scheiden doch meistens

als die besten Freunde. — Hier ist eine artige Liste," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während welcher er in das Papier geblickt, „aber da nicht viele Kinder dabei sind, die keine Eltern mehr haben, so kommt die Sache etwas höher zu stehen."

„Gebt her," sprach rasch Mathias, indem er das Papier in die Hand nahm und durchflog. — „Die vier Ohren hier kosten nicht viel, aber für die andern sechs finde ich den Preis unverschämt gestellt. — Da Einer mit vierzig Thalern."

„Dessen Stiefmutter ein tüchtiges Geschenk verlangt hat."

„Da Einer sogar mit sechzig Thalern."

„Ist schon zehn Jahre alt und hat eine Schwester, die an ihm den Narren gefressen hat. Kostet mich an zwanzig Thaler an Briefen und Zeugnissen, um zu beweisen, daß der Bube in eine gute Lehre kommt."

„Wird sich wundern," brummte Mathias, während er an den Fingern rechnete. Dann ließ er die Hand mit dem Papiere sinken und sagte: „aber daß sie Alle gerade gewachsen sind, dafür steht Ihr mir natürlich ein."

„Versteht sich von selbst," erwiderte Meister Schwemmer. „Ihr zahlt überhaupt nicht eher, bis der ganze Transport bei einander ist und Ihr Alles durchgemustert habt. — Na, macht kein so finsteres Gesicht; es ist und bleibt doch ein gutes Geschäftchen."

Mathias hatte die Hände auf den Rücken gelegt und blickte gedankenvoll durch das Fenster in den kleinen Hof.

Frau Bilz, welche gerade vor ihm saß, schaute aufmerksam in seine düsteren Züge, und ihre Hände, die bis jetzt über einander lagen, falteten sich langsam zusammen.

„Ich muß überhaupt schon gestehen," sagte Mathias nach einer Pause, „daß mir dieses Geschäft vollkommen entleidet ist; es ist doch das Niederträchtigste, was ich kenne, — ein förmlicher Sklavenhandel, und ein Sklavenhandel, weit schlimmer wie der, den sie drüben in Amerika betreiben. Dort wechselt so ein armer Teufel

von Schwarzem oder so ein Kind nur seinen Herrn; der Eine ist ein Bischen besser, der Andere ein Bischen schlimmer, aber ihr Leben bleibt sich im Allgemeinen gleich; sie müssen freilich arbeiten, sie bekommen auch wohl ihre Schläge, aber an Leib und Seele werden sie darum nicht schlechter, und wenn sie auch durch ein Dutzend der verschiedenartigsten Hände gegangen wären. Aber bei dem Sklavenhandel, den wir betreiben, ist es doch ganz, ganz anders."

„Ja, ja," sprach die Frau beistimmend.

„Was wird aus den Geschöpfen, die wir in ein fremdes Land hinüber führen? Bekommen sie vielleicht einen Herrn, der für sie sorgt, der sie zur Arbeit anhält, der sie lehrt und im Nothfalle auch nährt? — Nein! nein! gewiß nicht! Die Buben werden nach und nach Bettler von Profession, Halunken, Spitzbuben, Räuber und Mörder, und die Mädchen — na! Denen geht's noch viel schlimmer. — Das versichere ich Euch, Meister Schwemmer, alle Thaten unseres Lebens, die wir im Dunkeln verübt, alle die zusammen genommen werden einmal nicht so schwer wiegen, wie der Jammer eines Einzigen dieser unglücklichen Geschöpfe, wenn es am Ende eines elenden, sündhaften Lebens verkommen und jammervoll hinter irgend einer Hecke zum Teufel fährt."

Die Frau nickte stumm mit dem Kopfe, und Herr Sträuber, der, so lange Mathias in der Nähe war, außerordentlich wenig sprach, schien ihn trösten zu wollen, indem er sagte: man muß das nicht so genau nehmen bei dem Mathias, er hat seine schwachen Augenblicke, nachher hat er doch wieder Alles vergessen.

Für diese Worte warf ihm Mathias einen nichts weniger als freundschaftlichen Blick zu, dann steckte er die Hand auf die Brust unter seinen Rock und erwiderte: „leider ist es wahr, daß mir solche Gedanken nur auf Augenblicke kommen, aber auch das ist schon was werth, und ich bin mir gerade recht wie ich bin. Wenn ich auch zuweilen im Schmutz wate, tief bis an die Kniee, so ist

es mir doch auch wieder einmal behaglich, trockenen Fußes über einen hohen Berg zu marschiren und ein Bischen schöne Aussicht nach vorwärts zu genießen. Das nennt Ihr freilich hie und da solche Gedanken haben, aber es ist doch, beim Teufel! besser, auch nur bisweilen solche Gedanken zu haben, als immer und ewig im feuchten Dreck daher zu schlampen, der Euch freilich nie recht beschmutzt, aber auch nie nur eine Sekunde lang reinlich erscheinen läßt. — Doch was werfe ich Perlen vor die Säue, wie es in dem Sprichwort heißt!" — Damit schlug er das Papier zusammen, griff nach seinem Hute und ging, ohne ein Wort weiter zu verlieren, zum Zimmer und zum Hause hinaus.

Herr Sträuber blickte ihm nach, bis er über den Hof verschwunden war, dann gewann er mit einem Male seine ganze Redseligkeit wieder. — „Es ist hart," sagte er, während er seinen Hemdkragen hervor zog, „mit solchen Menschen umgehen zu müssen, für einen Mann von Erziehung, wie ich, mit einem Kerl wie dieser Mathias. Würde sich vielleicht kein Gewissen daraus machen, Jemand für ein paar Gulden niederzustechen, und nimmt sich da heraus, vor uns von besseren Gefühlen zu reden. — Das käme mir vielleicht zu, wenn ich an meine Jugend und früheren Tage denke."

„Er spricht nicht nur zuweilen etwas Gutes," sagte die Frau, „sondern er thut es auch."

„Da wäre ich neugierig," meinte Herr Sträuber.

„Draußen in der Vorstadt, wo wir wohnen, wurde vorgestern ein armer Weber mit sechs lebendigen Kindern und wenigem armseligem Hausrath bei dem scheußlichsten Wetter auf die Straße gesetzt. Ihr könnt Euch den Jammer gar nicht denken."

„Ja, ich weiß es," bemerkte lächelnd Meister Schwemmer.

„Das Weib," fuhr Frau Bilz fort, „hat ein kleines Kind an der Brust, und Beide waren blau vor Kälte. Da kam Mathias

und verschaffte ihnen in einem Hinterhause ein ganz ordentliches Unterkommen."

„Aber er stellte Bedingungen dabei?" fragte besorgt der Hausherr.

„Nein," entgegnete die Frau, „davon weiß ich nichts. — Im Gegentheil: er rieth dem Manne, Bedingungen, die ihm ein Anderer gestellt haben mußte, um keinen Preis einzugehen."

„Soll ihn der Teufel holen!" rief Meister Schwemmer.

„Und was waren das für Bedingungen?" fragte Herr Sträuber.

„Wieder ein Menschenhandel," sagte achselzuckend die Frau.

„Und also der Mathias rieth ihm wirklich davon ab?" fragte der Mann am Ofen, der sein Taschentuch zusammen knitterte und es dann schnell an seinen Mund drückte, um einem Hustenanfall zuvor zu kommen, den augenscheinlich der Zorn bei ihm erregt. — „Ja, — ja," sagte er nach einer Weile, als er wieder etwas zu Athem kam, — „soll — ihn — lothweis — der Teufel — holen! — Verdirbt Einem — den saubersten — Handel."

„Seht Ihr wohl," sprach Herr Sträuber, „ist das kameradschaftlich? Das nenne ich unter Freunden Verrath. Und paßt nur einmal auf, wir können uns noch Alle vor dem Kerl ich Acht nehmen; auf einmal wird man unsere Schliche kennen, wir sind gefaßt und er spaziert hohnlachend umher."

„Davon ist kein Gedanke," versetzte Meister Schwemmer, „Mathias ist treu und redlich wie Gold. — Sträuber, wie könnt Ihr so Etwas denken!"

„Nehmt Euch ja in Acht," sagte ruhig die Frau, indem sie ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, „daß Eure Gedanken nicht außer diesem Hause laut werden und ihm zufällig zu Ohren kommen. Das wäre eine scharfe Ecke für Euch; an der könntet Ihr Euch blutig stoßen."

„Und Blut ist nicht seine Leidenschaft," sprach achselzuckend Meister Schwemmer. — „Doch gehen wir an unser weiteres Ge-

schäft. — Was wir sprechen, bleibt ja unter uns," fuhr er lächelnd fort, als er sah, daß sich das Gesicht des Herrn Sträuber bedeutend verlängerte. „Da habe ich zwei Aufträge von unserer Freundin, der Madame Becker."

„Aha! die in der alten Kaserne!" sagte Frau Bilz.

„Dieselbe. — Das ist ein verfluchtes Weibsbild und verdient Geld wie Heu; sie hat, wie sie mir sagte, in D. und F., vier Stunden von hier, zwei junge Mädchen aufgespürt, zwischen sechszehn und achtzehn Jahren, frische, schöne, saftige Landpomeranzen, die gern einen Dienst in einer großen Stadt haben möchten; hier ist es nun zu nah; deßhalb will ich sie an einen Geschäftsfreund nach B. senden, wo eine starke Nachfrage nach solch' unberührter Waare ist. Die Becker hat den beiden Mädchen nun vorgeschwindelt, sie kämen dort in ein ganz anständiges Haus, erhielten einen bedeutenden Lohn und brauchten sich nur mit feiner Arbeit zu beschäftigen. — Und das ist ja Alles wahr," fuhr der alte Sünder kichernd fort, indem er sich die Hände rieb. — „Sie fürchtet aber nun, wenn die beiden Mädchen auf der Eisenbahn hieher fahren, so könnten sie am Ende zu Leuten zu sitzen kommen, die ihnen die ganze Geschichte verdächtigen würden und ihnen — es könnten ja sogar welche von B. sein — geradezu sagen, die Adressen seien falsch und die Häuser existirten dort gar nicht. — Versteht Ihr mich?"

„Vollkommen," entgegnete Herr Sträuber.

Und die Frau nickte stillschweigend mit dem Kopfe.

„So, nun paßt auf," fuhr der Hausherr fort. „In circa acht Tagen werden die beiden Mädchen von D. und F. abreisen. Man wird Euch Alles das noch genau mittheilen; dann fahrt Tags vorher Ihr, Frau Bilz, nach D. und der Sträuber nach F. Ihr, Frau bekommt ein genaues Signalement des einen Mädchens, setzt Euch zu ihr hin und plaudert mit ihr; in F. nun kommt zugleich mit dem andern Mädchen dort Euer Bruder auf die Bahn."

„Welcher Bruder?“ fragte mißtrauisch Herr Sträuber.

„Nun, Ihr stellt den Bruder vor. O ich weiß schon, was Ihr sagen wollt, Frau Bilz zieht sich ein Bischen städtisch an, darauf könnt Ihr Euch verlassen. — Also Ihr steigt mit dem anderen Mädchen in F. ein, habt wo möglich schon im Wartsaal ein paar Worte mir ihr gewechselt, findet Eure Schwester und setzt Euch nun, wenn es geht, alle vier zusammen. — Verstanden?“

„Natürlicher Weise,“ entgegnete Herr Sträuber. „Wir lassen uns dann von den beiden Mädchen erzählen, wohin sie wollen.“

„Richtig, richtig! Ihr erfahrt, daß sie nach B. gehen, Ihr Beide seid auch daher, und könnt Ihnen nun über die Häuser, wohin sie adressirt, die allerbeste Auskunft geben. — Sobald Ihr nun mit den Beiden hier ankommt, so seid Ihr ihnen augenblicklich behülflich, daß sie Plätze nach B. nehmen. Ihr, Sträuber, habt nun hier Geschäfte und bleibt da, die Frau aber begleitet die Mädchen und bringt sie in B. nach einem gewissen Hause, das man ihr bezeichnen wird. — So, das wäre im Reinen. Ihr habt doch keinen Zweifel mehr?“

Frau Bilz zuckte mit den Achseln und sagte: „ich wußte schon um die Geschichte; ich war gestern bei der Becker, die mit mir davon sprach.“

„Nun, da werdet Ihr auch gehört haben, daß ich Euch sogleich vorschlug,“ erwiderte der Hausherr, nachdem er eine starke Prise genommen. „Ja, Ihr seht, Frau Bilz, daß ich immer an Euch denke, wo es Etwas zu verdienen gibt.“

Die Frau gab hierauf keine Antwort, sondern ließ den Kopf auf die Brust sinken und spielte mit den Bändern ihrer Schürze.

Herr Sträuber erhob sich von seinem Stuhle, strich sein Haar zurück, setzte den Hut auf und zog seine baumwollenen Handschuhe an.

„Und werden wir Geld zu dieser Fahrt von Euch bekommen?“

fragte er, während er die Briefe, die er vorhin geschrieben, in die Tasche steckte.

„Allerdings," antwortete vergnügt der Hausherr, der heute gute Geschäfte gemacht hatte, „kommt nur am Samstag, da sollt Ihr Alles haben: Geld, Adresse und die genaue Beschreibung von einem Paar sehr hübscher Mädchen."

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Weihnachtsfreuden.

So war denn auch wieder einmal Weihnachten gekommen, diese frohe und glückselige Zeit für Alt und Jung, — für Erstere zum Geben, für Letztere zum Empfangen; und wer dabei die größte Freude hat, ist noch unentschieden. Wie bemühen sich die Kleinen vor diesem festlichen Abend, alles Unangenehme, das sie den Eltern zugefügt, vergessen zu machen und sich nur darzustellen in ihren guten und schönen Eigenschaften. Ja, schon vier Wochen vor Weihnachten geht es in den Schulen und zu Haus ungleich stiller her als das ganze Jahr; man hört nicht das verdächtige Klopfen des Linials, man vernimmt wenig Scheltworte, und wozu früher eine ganze lange Ermahnungspredigt nothwendig war, das thut jetzt ein einfaches Achselzucken und die hingeworfene Bemerkung: „nun ja, es ist ja nächstens Weihnachten, da wird sich alles das schon finden."

Aber nicht blos die Kinder freuen sich unbeschreiblich auf diesen Abend, auch für Manchen der Erwachsenen ist das eine Zeit, wo man gegenseitig auf so ungenirte Art anonyme Geschenke empfangen

und machen kann, wo sich so plötzlich auf dem Teller dieser oder jener jungen Dame, oder mit einer zierlichen Aufschrift am Baume hängend, ein kleines elegantes Etui findet, und wenn man es öffnet, darin ein Ring, ein Armband oder dergleichen. — Freilich wird Mama selbst an diesem heiligen Abend die Augenbrauen etwas in die Höhe ziehen, und die jüngeren Schwestern, die noch keine Armbänder bekommen, oder auch wohl die ältere, die keine mehr erhält, verächtlich die Näschen rümpfen und mit Absicht leicht darüber hinweg zu blicken versuchen. — Das thut Alles nichts; wie schon bemerkt, an dem Abend wird Manches verziehen oder Manches geglaubt.

„Ach! dies schöne Geschenk wird von Onkel Karl sein!“ sagt die Betreffende, indem sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit ein kleines Papierchen verschwinden läßt, das unter dem Armband gelegen. „Ach! Onkel Karl, das ist zu viel! Nein, das ist zu viel!“

Onkel Karl, ein alter geiziger Hagestolz, steht daneben mit einem höchst dummen und verblüfften Gesicht; befindet er sich nun augenblicklich unter dem Einfluß von einiger Geistesgegenwart, die ihm aber gewöhnlich mangelt, so macht er grinsend ein breites Maul, lächelt ziemlich blödsinnig und ist unverschämt genug, die warmen Küsse seiner lieblichen Nichte für Rechnung eines Anderen in Empfang zu nehmen.

Du erinnerst dich gewiß, theurer und geneigter Leser, so lebhaft wie wir dieser herrlichen schönen Weihnachtszeit. Du kannst das nicht vergessen, nicht einmal in dem schlimmen Falle, wenn du selbst lange, lange Zeit hindurch Niemand etwas Gutes mehr bescheert hast, oder wenn dir ein böses Schicksal während vieler Jahre nur Fußtritte oder Ohrfeigen gab. Ja, auch dann wirst du dich, wenn auch wehmüthig, jener Zeit erinnern, wo du zum letzten Male etwas Angenehmes bescheertest oder wo dir was Angenehmes bescheert wurde. —

Ach! es ist etwas so Köstliches um die Erinnerung, um eine angenehme Erinnerung, und wenn wirklich deine Seele schon lange mit dickem Staube bedeckt ist oder sich dein getäuschtes und verrathenes Herz mit einer festen Schaale umzogen — an diesem Abend steigt jener auf, zerschmilzt diese, und du fühlst, wie dich ein süßer Schauer durchzieht, — wenn du das nämlich fühlen willst — seltsame Töne, bunte, glänzende Bilder, und alles das eingehüllt in den wohlbekannten Duft der Tannennadeln und des herabträufelnden Wachses.

Dann eile hinaus auf die Straße, um dich unter den Glücklicheren umzuschauen, selbst wenn es nebelt oder sogar einzelne Schneeflocken vom dunkeln Himmel herab dich in großen Kreisen umflattern, und zuletzt auf deiner Nase oder deiner Wange zerschmelzen. Das gehört mit zum heiligen Christtag, und ist das wilde Wetter zuweilen liebend den Tausenden von Tannenbäumen nachgezogen, die man aus dem finstern Wald hierher versetzt.

Wer achtet aber dieses Wetters? — Niemand. Selten siehst du einen Regenschirm aufgespannt, und die Damen behelfen sich sogar, indem sie dichte Kapuzen über den Kopf ziehen und von unten mit soliden Ueberschuhen verwahrt sind. Man hat auch keine Zeit, nach dem Wetter zu sehen oder den Regenschirm zu balanciren; man muß nur dafür sorgen, daß man nicht an die Begegnenden anstoßt und daß man seine kostbaren Waaren unversehrt nach Hause bringt.

Die schönste Stunde an diesem Abend ist gleich nach der Dämmerung, wenn die Ladendiener eilfertig die Glaslampen angezündet haben, und wenn es nun wie ein Aufschrei höchster Lust durch die Glasschränke zieht, wenn Alles heller wird als am Tage; denn die Sonne vermag nicht in den dunkeln Winkel zu dringen, wo die Schaukelpferde stehen, oder dort hinten in die Ecke neben dem Ofen, wo sich die hölzernen Gewehre, die Säbel, Schwerter und Peitschen befinden.

Jetzt aber strahlt Alles von Licht und Glanz.

Es glänzt das Gold auf den Helmen und Harnischen der Rittersmänner, man sieht die Mähnen der Rosse flattern, und hell strahlen die Fenster dieses Schlosses oder jener Burg.

Wie galoppiren die Pferde dort vor der reichen, bunten Carosse, wie anmuthig lächelt die Dame in derselben, und wie gräulich verzieht der edle Nußknacker sein häßliches Gesicht! Sollte man doch glauben, er schiele ordentlich links hinüber nach jener großen schönen Puppe in weißem, gesticktem Atlaßkleide mit wirklichen Schuhen an den Füßen und ächtem Haar auf dem Kopfe. Dieses Gesicht ist aber auch der Mühe werth, betrachtet zu werden: die runden, schneeweißen Wangen, angetupft mit einem zarten Roth, der zusammengezogene Mund, so klein, daß er gar nicht in Betracht kommt, die unbedeutende Nase und hauptsächlich die großen blauen Augen von unaussprechlichem Glanze und einem Ausdruck, der über alle Beschreibung geht. Sie blickt verwundert vor sich in das Gewölbe; und wie in tiefe Gedanken versunken, schaut sie keine Menschenseele an, sondern starrt weit, weit hinaus in die unmeßbare Ferne. —

Jeder aber ist wie gesagt an diesem Abend eilig und hat für den besten Freund keine Zeit; Der hat dies, Jener das vergessen, und da heute Abend Mägde und Knechte alle Hände voll zu thun haben, so muß er selbst rennen und laufen, um das Versäumte herbei zu holen.

„Da wäre ich schön angekommen," sagt ein dicker Herr im Laden zu einem sehr dürren, der Wachslichter aufsucht, „meine Frau hat sich ein Portemonnai gewünscht, wie sie es vor acht Tagen bei der Staatsräthin gesehen. Wissen Sie, von dänischem Leder mit Stahlschloß; ich versichere Sie, bester Freund, es ist gut, daß es mir jetzt noch einfiel, ich hätte böse Feiertage gehabt."

„So kann man Unglück haben!" ruft ein anderer Herr, der eilig in den Laden tritt. — „Bitte um neue Glaskugeln," sagt er

zu dem Ladendiener, der mit offenem Munde herbei eilt. „Da sehen Sie die Bescheerung," wendet er sich an den dicken Herrn, „gehe ich noch von hier aus zur Putzmacherin — sie hat die Sammetmantille für Madame noch nicht geschickt, — und da ich warten soll, setze ich mich nieder auf einen Stuhl und auf die Glaskugeln. Es ist nur ein Wunder, daß mir kein Scherben irgendwo eingedrungen ist. — So. — Wie viel macht's?"

„Einen Gulden und zwölf Kreuzer."

„Hier sind sie. — Gute Nacht, ihr Herren, vergnügte Weihnachten!"

Wer aber auch nicht im Stande ist, Glaskugeln, Sammetmantillen oder Portemonnais zu kaufen, wie sie die Staatsräthin hat, ja wer es kaum zu einem verkrüppelten Tannenbaume und zu einiden vergoldeten Nüssen zu bringen vermag, freut sich des Lebens und ist mit den Seinigen heiter und guter Dinge. Das hölzerne Pferd, das der Vater geschenkt erhielt, wird auf's Künstlichste wieder hergerichtet, die Mutter macht einen neuen Zaum, der Vater einen superben Schweif von Baumwolle, der aus der Dintenflasche schwarz gefärbt wird. Am Baume hängen ein paar Brezeln oder einige Wecken an Schnüren, auf dem Tische liegen die neuen Höschen und das neue Wamms mit glänzenden Knöpfen besetzt, und mit weit aufgerissenen Augen wird alles das betrachtet, bis auf die Ruthe, die am Baume schwebt, und die verstohlene, ehrerbietige Blicke auf sich zieht.

Selbst die Armen, denen zu Haus kein Weihnachtsbaum glänzt, denen Vater und Mutter nichts zu bescheeren im Stande sind, erfreuen sich am heutigen Abend der allgemeinen Pracht und Herrlichkeit und es muß schon ein besonderer Segen in der heutigen Nacht über alle Menschinder ausströmen, der Neid und Mißgunst nicht aufkommen läßt; denn die Kleinen da draußen vor dem Fenster, die soeben noch frierend durch die Straßen zogen, bleiben jetzt plötzlich stehen, als sie den herrlichen Lichterglanz erblicken, klettern

an das Fenster des Erdgeschoßes empor und blicken mit leuchtenden Augen so lange in die hellbestrahlte Stube auf den Tannenbaum mit den vielen Lichtern, auf all' die seltsamen Spielsachen, bis der Hauch ihres eigenen Mundes die Scheibe trübt und Alles in einen dichten Nebel verschwimmt.

Wenn aber ein gutes Kind drinnen im Zimmer sieht, daß vor dem Fenster so arme kleine Geschöpfe stehen, denen der heilige Christ am heutigen Abend nichts bescheert als Hunger und Kälte, so erbittet es sich von den Eltern etwas Spielzeug und Backwerk, öffnet leise das Fenster und reicht es den armen Kindern hinaus. Die nehmen es, und geblendet von dem Lichterglanz glauben sie vielleicht, es sei am Ende das Christkind selbst gewesen, das sie bescheert, und eilen mit dieser frohen Botschaft nach Hause, indem sie das, was sie erhalten, freudestrahlend vorzeigen.

Dazu läuten die Glocken der Kirche, die tiefen Töne der Orgel dringen aus den geöffneten Thüren hervor, und die Menge strömt ab und zu, um die Krippe mit dem heiligen Christ zu sehen, die am Hochaltar enthüllt wird. Der Boden der Kirche ist feucht und die Fußtritte hallen wider auf dem Steinpflaster; die Regenschirme und nassen Mäntel verbreiten einen sonderbaren Geruch, und dazu duftet der Weihrauch so bekannt und angenehm. Man verrichtet sein Gebet, eilt wieder hinaus, und vor der Kirchenthüre blickt man aufwärts, ob der Himmel ein freundliches Gesicht mache und gute Feiertage verheiße. — Ah! es sind da viele schwarze Wolken: doch wird es über uns an einer kleinen Stelle heller und es erscheint ein schöner blauer, sanft strahlender Stern. Der ist vielleicht ein Prophet für gutes Wetter, oder es ist auch jener Stern, der sich immer über der Krippe des kleinen Christkindes zeigt und dem die heiligen drei Könige nachgegangen. — Ja, der muß es sein, — geschwind nach Hause, das muß man den Kindern erzählen. —

Wenn an einem solchen Christabende die Menge der Käufer

und Käuferinnen anfängt in den Gewölben nachzulassen, — das geschieht nun nach sechs Uhr, — so werden die meisten der Laden geschlossen, damit auch die den ganzen Tag so beschäftigten Leute jetzt schon ihren Feiertag beginnen können, oder man läßt vielleicht noch zur Beaufsichtigung des Ganzen eine der Ladenjungfern zurück, die sich alsdann verdrießlich an den Tisch setzt, den Kopf auf die Hand stützt und wohl an ihre Heimath denkt, wo jetzt Alles heiter und vergnügt um den Christbaum steht, während sie hier noch ein paar Stunden allein sitzen muß. Das Geschäft darf noch nicht geschlossen werden: es könnte vielleicht noch ein verspäteter Kunde etwas brauchen.

Diese Vorsicht war denn auch in einem der größten Laden der Hauptstadt nicht unnöthig, und die junge Dame, welche hier saß, hatte sehr Unrecht, als sie soeben einen kleinen Monolog hielt, worin sie von hartem Dienste sprach und von überflüssigen Quälereien, die darin beständen, noch hier sitzen zu müssen, nachdem schon Alles längst auf seine Zimmer gegangen; — denn kaum hatte sie ihn beendigt, so fuhr ein Wagen dicht vor die Ladenthüre, und ein Herr, der darin saß, öffnete den Schlag selbst, sprang heraus und trat in das Gewölbe.

„Schon dachte ich, es wäre auch hier geschlossen," sagte er laut und lustig, „und das wäre mir äußerst unangenehm gewesen, denn ich muß Sie noch bei spätem Abend bemühen und Sie um das Neueste bitten, was es in kleinen seidenen Halstüchern für Damen gibt."

„Ah! Herr Doktor!" versetzte das Mädchen, das eifrig aufgesprungen war. „Wir werden nur heute Abend bei Licht die Farben nicht recht unterscheiden können, das nimmt sich Alles bei Tage anders aus."

„Sie haben vollkommen Recht, mein Kind," entgegnete der Herr; „aber meine Zeit am Tage ist außerordentlich kostbar, namentlich im Winter, wo es so viele Kranke gibt. — Und dann

verlasse ich mich auf Ihren Geschmack. — Bringen Sie auch sogleich einen Carton mit Damenhandschuhen, davon kann ich auch was brauchen," rief er dem Mädchen nach, das nach dem Hintergrunde gegangen war, um das Verlangte zu holen. — „Gott! ich hätte beinahe den ganzen Weihnachtsabend vergessen!"

„Das würde der Frau Doktorin nicht lieb gewesen sein," sprach lächelnd die Ladenjungfer, indem sie die beiden Schachteln auf den Tisch stellte. — „Aber das ist Ihr Scherz, und Sie haben gewiß schon seit mehreren Tagen prächtige Sachen für die lieben kleinen Kinder bereit liegen."

„Ah! das will ich meinen!" erwiderte der Herr; „den Kindern eine Freude zu machen ist leicht; man findet da immer Geschichten, die ihnen gefallen. Aber bei den Erwachsenen — ist das oft unendlich schwer," setzte er leise hinzu.

„Sehen Sie, Herr Doktor, diese kleinen Shawls sind das Neueste, was wir haben — Und sehr elegant."

„Ja, — nicht übel. Nehmen wir zwei: einen rothen und einen blauen, ich weiß nicht, welche Farbe meine Frau am liebsten hat. — Nun zu den Handschuhen."

Während das Mädchen den Carton öffnete, der das Verlangte enthielt, und die zierlichen Pakete heraus legte, trat ein anderer Herr in den Laden, nahm unter der Thüre seinen Hut ab und schlenkerte ihn hin und her, um einige Schneeflocken zu entfernen, die darauf gefallen waren, da er keinen Regenschirm bei sich hatte. Dann bedeckte er sich wieder und trat an den Ladentisch.

Dieser Herr trug eine Brille, und da ihm die Gläser derselben plötzlich anliefen, als er in das erwärmte Gewölbe trat, so zog er sein Sacktuch heraus, nahm die Brille herunter und putzte sie sorgfältig rein, wobei er mit dem eigenthümlichen Blick, den die Kurzsichtigen gewöhnlich haben, vor sich hinstarrte.

Das Mädchen bot ihm freundlich einen guten Abend.

„Wählen Sie für mich," sagte der Doktor, der über die

Handschuhpakete gebeugt stand, „nehmen wir meinetwegen zwei Dutzend. Numero sieben hat meine Frau; die Farben will ich Ihnen überlassen.“

Der andere Herr hatte seine Brille schnell wieder aufgesetzt, blickte den, der eben sprach, von der Seite an, und dann klopfte er ihm leicht auf die Schulter.

Der Doktor richtete sich in die Höhe.

„Ah! du bist es, Alfons,“ sagte er. „Was treibt denn dich so spät hier in den Laden?“

„Oh!“ erwiderte dieser, „wahrscheinlich dasselbe, was dich hieher führt. Ich brauche ebenfalls noch ein paar Kleinigkeiten für heute Abend. — Ihr kommt doch auch zu uns?“

„Zur allgemeinen Bescheerung; das versteht sich von selbst. Ah! da haben wir noch nie gefehlt.“

„Diese Farben sind schön,“ meinte das Ladenmädchen, indem sie die ausgesuchten Handschuhe vor den Doktor niederlegte, „es ist die gleiche Qualität, die Ihr Herr Schwager vorhin gekauft, nur habe ich andere Farben ausgesucht.“

„So, du hast auch Handschuhe für deine Frau gekauft?“ versetzte der Doktor mit gleichgültigem Tone. Da er aber hiebei den Blick auf die seinigen warf, so bemerkte er nicht, daß Alfons in diesem Augenblicke auf höchst unangenehme Art sein Gesicht verzog.

„Ja, ich habe auch Handschuhe gekauft,“ erwiderte dieser nach einer Pause, „natürlich für Mariannen, aber — — nicht zum heutigen Abend; dafür habe ich schon andere Sachen. Ich werde ihr die Handschuhe gelegentlich nächster Tage geben. — Hast du denn schon zu Hause die Kinder bescheert?“ fragte er darauf, um von etwas Anderem zu sprechen.

„Nein, nein,“ antwortete der Doktor lustig, „das kommt noch, und ich freue mich darauf, als wenn ich selbst ein Kind wäre. Wenn man so den ganzen Abend wie ich, in den verschiedensten Wohnungen herumkommt, und bald hier bald dort jubelnde Kinder-

stimmen hört, oder den Lichterglanz sieht, wenn sich in irgend einem dunkeln Gange plötzlich eine Thüre öffnet, und wenn man das Alles so aus der Ferne und eigentlich theilnahmlos mit ansehen muß, so ist man ordentlich begierig darauf, dies Fest auch bei den Seinigen zu feiern."

„Aber der Herr Doktor haben doch heute Abend schon bescheert," sagte lächelnd das Ladenmädchen; „als Sie Nachmittags vorbei fuhren, reichte man dem Kutscher von dem Hause gegenüber eine ganze Menge Sachen in den Wagen hinein."

„Ei, ei! der Herr Doktor!" sprach Alfons, indem er unangenehm lächelnd seine Augenbrauen in die Höhe zog.

„Es war nur Kinderspielzeug," fuhr das Ladenmädchen fort.

„Ei der Tausend! auch Kinderspielzeug?" meinte Alfons forschend. „Doch nicht für deine eigenen!"

„O nein," entgegnete unbefangen der Doktor, während er den listig aussehenden Schwager mit seinem offenen, ehrlichen Gesichte ruhig anblickte. „Ich habe da so arme Kinder in meiner Kundschaft, die von keinem Menschen etwas erhalten, und habe ich's mir angewöhnt, dieselben am heiligen Christabend ein wenig zu bescheeren; es schmerzt mich ordentlich, wenn ich so arme Geschöpfe bei ihrem Brod und ihren Kartoffeln, oftmals im kalten Zimmer, sitzen sehe und dabei an mein Haus denke, wo Oskar und Anna sich in der behaglichsten Umgebung befinden und kaum einen vernünftigen Wunsch ausgesprochen haben, dieser auch schon erfüllt ist."

„Aber, mein lieber Freund," antwortete Alfons, „diese Ungleichheiten im menschlichen Leben kann man unmöglich ebnen und es muß so sein."

„Es muß allerdings so sein," sagte der Doktor, „doch ist es an uns, so viel wir im Stande sind, dem Armen seine Armuth leicht zu machen."

„Amen!" setzte Alfons spöttisch hinzu. — Dann nahm er noch

ein kleines Halstuch, diesmal für seine Frau, wie er sagte, — er schien das vorhin bei dem Handschuhkauf ganz vergessen zu haben, dann wandte er sich an seinen Schwager und sprach: „du kannst mich wohl an mein Haus führen, es ist für dich kein großer Umweg und draußen regnet und schneit es durcheinander.“

„Das versteht sich von selbst,“ erwiderte dieser und bezahlte seine Rechnung. — „Steigen wir ein.“

Die beiden Schwäger verließen den Laden, bestiegen die Droschke des Arztes, und die müden Pferde, die den ganzen Tag auf dem Pflaster herum gelaufen waren, gingen in einem ziemlich kurzen Trabe davon.

Bei dem Hause des Commerzienraths setzte der Doktor seinen Schwager ab und rief ihm dann zu: „Also bis nachher!“

Jetzt schimmerten erst recht in allen Häusern die Weihnachtsbäume, jetzt konnte man erst recht das Jubeln der Kinder vernehmen; jetzt war Freude an allen Ecken.

Der Arzt blickte gern aus seinem Wagen heraus und freute sich jedesmal, wenn er bei einem so hellerleuchteten Fenster vorüber kam, wenn so die vielen brennenden Kerzchen wie kleine Blitze in seine Augen fuhren, um gleich darauf wieder zu verschwinden, wenn der Wagen weiter rollte. Er kam am Weihnachtsabend selten so spät wie diesmal nach Hause, doch hatten ihn einige wichtige Krankheitsfälle zurückgehalten; sonst war er es immer, der den Weihnachtsbaum arrangirte, anzündete und dann die Kinder herbei rief. Das Letztere mochte er sich auch heute nicht nehmen lassen, weßhalb er befohlen hatte, mit dem Anzünden zu warten, bis er käme; auch war es noch nicht so spät — erst sieben Uhr — und die Hoffnung auf bevorstehende Bescheerung ist schon im Stande, die kleinen Kinderaugen offen zu halten.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Weihnachtsleiden.

Endlich hatte der Doktor seine Wohnung erreicht; er sprang aus dem Wagen in's Haus und eilte die Treppen hinauf. Heute war es ihm lieb, daß die Glasthüre, obgleich gegen seinen Befehl, offen stand: brauchte er dann doch nicht lange zu klingeln und konnte gleich auf den Corridor gehen, wo ihn dann die Kinder am Tritte erkannten, und ihm, wie namentlich bei solchen Veranlassungen gewöhnlich, entgegen stürzen würden.

Aber diesmal kam Niemand, — er hustete, er stieß mit seinem Stock auf die Steinplatten, — umsonst! Weder Oskar noch Anna ließen sich sehen.

Kopfschüttelnd öffnete er die Thüre zum Speisezimmer, wo in der Regel der Christbaum aufgestellt wurde; da war Alles finster, aber es drang ihm ein Geruch entgegen von verbranntem Wachslicht und Tannennadeln, aber viel schärfer, als er gewöhnlich vom Anzünden des Weihnachtsbaums entsteht.

Eilig wandte er sich hierauf nach dem Kinderzimmer, öffnete hastig die Thüre und wollte mit seinem gewöhnlichen Schritte eintreten, doch kam ihm das Stubenmädchen entgegen, legte den Finger auf den Mund und sagte: „Bitte, Herr Doktor, etwas leise, sie schlafen."

„Wer schläft?" fragte er überrascht.

„Nun, die Kinder, wenigstens liegen sie ganz ruhig."

„Und schon so frühe, ehe ich den Weihnachtsbaum anzündete und sie bescheerte?"

„Ja, — ja — Herr Doktor —" erwiderte das Mädchen

ziemlich verlegen, „es ist uns heute Abend ein kleines Unglück geschehen."

„Wem ist ein Unglück geschehen?"

„Eigentlich nicht uns, sondern der Frau Doktorin."

„So, ist meine Frau krank?" fragte der Doktor und wollte eilig das Zimmer verlassen.

„Nein, die Frau Doktorin sind ganz wohl, aber ich wollte nur sagen: ihr ist eigentlich das Unglück geschehen mit den Kindern."

„Um Gotteswillen! was ist's mit den Kindern?" rief erschreckt der Vater. Und dabei drückte er das Mädchen auf die Seite und eilte wieder hinaus in's Zimmer. — „Wo ist Frau Bendel?"

Die Aufgerufene kam zwischen den Betten hervor, in welchen die Kinder lagen und ging ihrem Herrn mit einem mehr verdrießlichen als verlegenen Gesichte entgegen.

„Mach' Sie doch keinen solchen Lärmen!" sagte sie zum Stubenmädchen! „man sollte ja glauben, hier läge Alles in den letzten Zügen. — O, es ist nicht so schlimm," wandte sie sich an den Doktor, Oskar und Anna haben ein kleines Unglück gehabt, wie das bei Kindern häufig vorkommt. Wir wußten nicht, wo der Herr Doktor augenblicklich sei, sonst hätten wir Sie gleich rufen lassen; auch fuhr gerade der Herr Obermedicinalrath vorbei, als ich an der Hausthüre stand, um mich nach Ihnen umzusehen, und da rief ich diesen herauf."

Jetzt schien die große Geduld des Arztes vollkommen erschöpft zu sein. Er schwenkte seinen Stock heftig in der Hand und sagte mit leiser aber vor Zorn zitternder Stimme: „wollen Sie nun endlich die Güte haben, Frau Bendel, mir gehörig der Reihe nach zu erzählen, was wieder in diesem Hause für Dummheiten und Unglücke vorgefallen sind?"

Bei diesen Worten warf das Stubenmädchen den Kopf in die Höhe und ging, heftig mit den Achseln zuckend, an den Tisch zurück, wo ihre Näherei lag.

„Nun?“ sprach der Hausherr ungeduldiger.

„So Fürchterliches ist gerade nicht geschehen,“ antwortete finster Frau Bendel. „Und dann kann ich eigentlich nichts dafür, ich habe keine Dummheiten gemacht und man braucht nicht immer die Schuhe an mir abzuputzen. — Nun ja, der Christbaum stand im Eßzimmer fertig, alle Spielsachen darunter und sobald es dunkel wurde, wollte Madame die Bescheerung vor sich gehen lassen.“

„Ich hatte aber befohlen, damit zu warten, bis ich nach Hause käme!“

„Dafür kann ich nichts; Madame befahl mir aber, wie schon gesagt, sobald es dunkel würde, die Lichter anzuzünden.“

„Und Madame that das nicht selbst?“ fragte verwundert der Hausherr.

„Nein, Madame wollten später kommen, wenn die Kinder ihre Sachen erhalten hätten und der erste Lärmen vorbei sei.“

„Gerechter Gott!“ dachte der Doktor, und schlug die Hände über einander, das nennt die Frau einen Lärmen und will nicht sehen, wie die Kinder mit den weit offenen, glänzenden Augen in das Zimmer treten, wie sie überhaupt auf der Schwelle stehen bleiben, dann entzückt auf den leuchtenden Baum zustürzen, und nun nach und nach mit immer größerem Jubelgeschrei ein Geschenk um das andere entdecken! — Es macht der Frau kein Vergnügen, zu sehen, wie sie nun bei jedem neuen Stücke den Eltern dankbar in die Arme fliegen, sie herzlich küssen und darauf mit an den Tisch hinziehen, um ihnen dieß oder das zu zeigen! — — Also Madame ließ den Baum anzünden?“ fuhr er nach einer Pause und zwar mit großer Ruhe fort, denn sein Herz durchzog ein eisiges Gefühl. „Nun, das Uebrige kann ich mir allenfalls denken. — Aber erzählen Sie, Frau Bendel, erzählen Sie es ganz genau.“

„Also wir zündeten den Baum an, und ich muß schon sagen, die Kinder hatten eine große Freude über Alles, namentlich Oskar sprang in Einem fort herum und war wie ausgelassen.“

„Das kann ich mir denken.“

„Nun ging ich einen Augenblick hinaus,“ fuhr Frau Bendel zögernd fort, „und dort die Nanette blieb bei den Kindern.“

„Nein, nein, Frau Bendel, das ist falsch,“ entgegnete eifrig das Stubenmädchen, „mir hatte Madame schon vorher geklingelt, ich mußte ihr ja helfen anziehen.“

„Ich weiß ganz genau, daß Sie im Zimmer war,“ sagte hartnäckig die Kindsfrau, „sonst wär' ich gewiß nicht hinausgegangen.“

„Bei Ihrem Diensteifer gewiß nicht,“ versetzte der Doktor mit einer erstaunenswerthen Ruhe; doch zitterte seine Hand mit dem Stocke und die Krempe seines Hutes drückte er ganz zusammen. — „O ich kenne das ganz genau. Gebt euch deßhalb keine Mühe, die Schuld auf das Andere zu schieben, ich will nur einfach das Factum wissen; — — die Thatsache, Frau Bendel, wie es auf deutsch heißt, oder, um mich noch deutlicher auszudrücken, was geschehen ist, nachdem die Kinder allein geblieben bei dem brennenden Baum. Denn daß sie allein geblieben, ist mir schon klar geworden.“

„Das ist freilich nicht zu leugnen; aber gewiß ohne meine Schuld.“

„Und ohne die meinige,“ sagte schnippisch das Stubenmädchen.

„Was geschah?“ rief nun der Doktor ziemlich laut, indem er nach den Armen der Kindsfrau griff, und sie wahrscheinlich fest gefaßt hätte, wenn sie nicht zurück gewichen wäre.

„Wir waren also noch nicht lange zur Thüre hinaus,“ erzählte diese weiter, und versuchte es, einen weinerlichen Ton anzunehmen, „so hörten wir ein großes Geschrei, und als wir nun augenblicklich in's Zimmer zurückstürzten, sahen wir, daß der Baum vom Tische herabgefallen war. Oskar hatte gewiß daran gezerrt —“

„Der brennende Baum war vom Tische gefallen?“ rief erschrocken der Doktor. — „Und auf die Kinder?“

„Nur mit der Spitze auf Oskar; aber, bei Gott im Himmel! Herr Doktor, nicht bedeutend, er hatte nur das Haar etwas versengt und das rechte Ohr —“

„Er hätte verbrennen können!“ warf entsetzt der Vater dazwischen. — „Und Anna?“

„Sie wollte auf die Seite springen, stolperte über einen Schemel und ritzte sich im Fallen die Haut über dem einen Auge blutig.“

„Jetzt wüßten wir die Thatsachen,“ meinte wieder mit auffallend ruhigem und stillem Wesen der Doktor. — „Nun wollen wir nachsehen, wie viel ihr verschwiegen habt.“

Er legte Hut und Stock auf eine nahestehende Kommode und ging in das anstoßende Zimmer, wo sich die beiden Kinder in ihren Bettchen befanden.

Sie hatten sich Beide so sehr auf den heutigen Abend gefreut, sie hatten immer darauf gewartet, der Vater werde kommen, den Weihnachtsbaum anzünden und sie nun wie gewöhnlich in das Zimmer führen. — Und der Vater blieb so lange aus, weßhalb Beide dachten, er hätte sie am heutigen Abend vergessen, denn sie wußten nicht, daß er befohlen, man sollte warten, bis er heim käme. — Und darauf hätten sie so gerne gewartet! Doch Mama ließ ihnen den Baum anzünden, ohne selbst dabei zu sein, und sie freuten sich auch wohl recht, aber nicht so, wie sonst. — Da wollte Oskar einen Reiter herab nehmen, der an dem Baume hing, und da er ein wenig zu heftig zog, so bekam der Baum, schwer an Zuckerwerk, Nüssen und Lichtern, das Uebergewicht, und statt der Freude mußte Oskar sowie Anna zu Bette gehen und dort viele Schmerzen aushalten, beide schliefen nicht, sondern warteten auf den Vater. Endlich hörten sie seinen Wagen anfahren, hörten ihn die Treppen herauf springen, dann in's Zimmer kommen, und vernahmen, wie Frau Bendel die ganze Geschichte erzählte. — Nun fürchteten sie sich,

wagten nicht ein Wort zu sprechen, ja sie schlossen die Augen und so konnte man glauben, sie schliefen.

Als sich aber der Vater leise den Bettchen näherte, sich darüber hinbeugte und tief betrübt sagte: „ihr armen, armen Kinder!“ da fingen sie Beide an heftig zu weinen, streckten ihre Aermchen in die Höhe und riefen wie aus einem Munde: „oh Papa, Papa, es ist gut, daß du endlich gekommen bist.“

„Wir haben so lange auf dich gewartet,“ setzte Oskar hinzu.

„Und hätten gerne noch länger gewartet mit dem Anzünden des Baumes,“ meinte das kleine Mädchen — —

„Bis du nach Hause gekommen wärest, lieber Papa,“ unterbrach sie der Bruder. „Weißt du, wie gewöhnlich, wenn wir uns unter der Thüre beide Augen zuhalten mußten und du nur zähltest: eins — zwei — drei. Ah! das war immer so arg schön!“

„So wollen wir es auch wieder machen,“ versetzte beruhigend der Vater. „Jetzt müßt ihr aber recht ruhig sein.“

„Wann wollen wir es wieder so machen, lieber Papa?“ fragte Oskar.

„Vielleicht morgen Abend, mein Kind. Wenn du recht ruhig bist, bringt dir das Christkindlein wohl heute Nacht einen neuen Baum.“

„O, das wäre prächtig!“ entgegnete Oskar, und ließ sich nun recht gern in seinem Bettchen aufsetzen, vom Vater den Verband abnehmen und nach seiner Verwundung sehen.

Die war nun wohl schmerzhaft gewesen, aber glücklicher Weise nicht gefährlich. Der Obermedicinalrath hatte Umschläge von cullatischem Wasser befohlen, und die wurden nun fortgesetzt. Bei Anna, deren Schramme über dem Auge nicht tief war, legte man einfach kleine Compreßchen auf, die mit kaltem Wasser angefeuchtet waren.

Der Doktor setzte sich zwischen die Betten seiner Kinder und ließ sich erzählen, welche Herrlichkeiten ihnen das Christkind be-

scheert. Das Meiste aber hatten sie in dem Schrecken und der Verwirrung wieder vergessen und der Vater freute sich darauf, ihnen morgen mit einem anderen Baum, der wohl anzuschaffen sein würde, eine neue Bescheerung zu veranstalten. Und hiezu gab er eine kleine Hoffnung, was sie mit vieler Freude erfüllte. Sie reichten ihm dann zur guten Nacht ihren kleinen rothen Mund, den er herzlichst und innigst küßte, Anna schlang dabei ihr Aermchen um seinen Hals und drückte ihn fest an sich. — „Gute Nacht, lieber, guter Papa," sagten sie; und hierauf ging dieser mit leisen Schritten in das Vorzimmer.

Frau Bendel und das Stubenmädchen saßen da, tief gekränkt im Gefühle ihrer Unschuld; Beide hatten Recht, wie denn überhaupt die weiblichen Dienstboten bei jeder Veranlassung Recht zu haben pflegen, und Beide machten ihrem Herrn ein grimmiges, unverschämtes Gesicht, wie das so der Brauch ist in dieser verderbten Welt.

Der Doktor schien übrigens die unmuthig emporgezogene Nase des Stubenmädchens, sowie die verdrießlich herabhängende Unterlippe der Frau Bendel gar nicht zu bemerken, sondern nahm seinen Hut und Stock und sagte in bestimmtem Tone zu der Kindsfrau: „feuchten Sie die Umschläge noch einmal an, ehe Oskar und Anna einschlafen, dann lassen Sie die Kinder ruhen." Hierauf ging er der Thüre zu, blieb aber vor derselben stehen und fragte: „wo ist meine Frau."

Da er diese Frage an keine der beiden schwer Beleidigten speciell richtete, so erhielt er auch keine Antwort, und mußte sie, an das Stubenmädchen gerichtet, wiederholen.

„Madame sind unten bei Oberjustizraths," antwortete sie kurzweg, „werden aber gleich herauf kommen."

„Zur Vorsorge, daß sie auch gewiß kommt, können Sie ihr sagen, ich sei da," versetzte der Doktor. Worauf er das Zimmer verließ und in den Salon hinüber ging.

Die Köchin, die draußen vor der Thüre, scheinbar um zu leuchten, in Wahrheit aber, um „den Spektakel" nicht zu versäumen, gewartet hatte, folgte ihm.

Der Doktor befand sich immer noch in seinem Paletot, den er auf der Straße trug, er zog ihn aber, im Zimmer seiner Frau angekommen, sogleich aus, und als er ihn nun über die Stuhllehne hängte, bemerkte er in der Tasche die beiden Paketchen mit den Sachen, die er für seine Frau gekauft. Er warf sie auf den nebenan stehenden Tisch, dann legte er die Hände auf dem Rücken zusammen und spazierte nachdenkend im Zimmer auf und ab.

Sein Zorn war verraucht, es war nichts übrig geblieben als ein tiefer Schmerz, ein wehmüthiges Gefühl, daß ihm auch dieser Abend, die Freude, die er an demselben zu genießen gehofft, durch die Gleichgültigkeit seiner Frau verdorben worden. Würde er sie bei seinem Eintritt in das Kinderzimmer gesehen haben, so hätte es vornherein eine starke Scene gegeben, denn er war im ersten Augenblicke außer sich. So aber hatte er sich gefaßt, und er wurde kälter und kälter, je länger er in dem Salon auf und ab spazierte.

Madame ließ ihn ziemlich lange da spazieren, ehe sie erschien.

„Was hilft's mich," dachte er in seiner übergroßen Herzensgüte, „wenn ich ihr jetzt harte oder ernste Worte sage, wenn ich sie frage, warum sie meinen Befehl nicht befolgt und mit dem Anzünden des Baumes gewartet, bis ich nach Hause gekommen? — Wird sie ihr Unrecht einsehen? — Gewiß nicht! Am allerwenigsten, wenn ich es ihr ernstlich vorhalte. Und wenn sie es nicht einsieht, wird sie sich auch nicht bemühen, ihr Leben in so vielen Dingen zu ändern."

„Nein, nein! sie wird es nicht ändern," sprach er halblaut vor sich hin, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, „sie wird es nicht ändern, weil sie nie ihr Unrecht einsieht. — Auch ist es ja der heilige Christabend, und da ist es besser, ich lasse Fünfe gerade sein, als daß ich einen Streit mit ihr anfange. — Hoffentlich wird sie mich heute Abend wenigstens mit einem freundlichen

Gesicht empfangen, denn ihr Herz muß ihr doch sagen, daß sie schwer gefehlt, wenn sie das auch mir nicht eingestehen will. — Ach ja, sie wird zuvorkommend, vielleicht herzlich sein. — — Aber sie könnte jetzt ihren Besuch da drunten abbrechen," fuhr er nach einer längeren Pause fort, „sie muß doch lange wissen, daß ich da bin." —

Bald darauf hörte man Schritte auf der Treppe, die Glasthüre wurde geöffnet, dann die Salonthüre, und Madame trat herein. Ob sie ihren Gemahl mit einem Kopfnicken begrüßte, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben; daß sie aber sein freundliches „Guten Abend" mit keiner Silbe erwiderte, darauf können wir schwören. Sie drückte die Thüre etwas stark hinter sich in's Schloß, ging langsam in die Mitte des Zimmers, wo der Tisch stand, stützte ihre Hand darauf und sagte ziemlich laut: „da bin ich denn. — Was soll es schon wieder?"

Wir müssen gestehen, daß der Doktor vom Anblick seiner Frau sehr unangenehm überrascht war; von dem freundlichen Gesicht, das er zu sehen gehofft, war keine Spur zu bemerken, sie stand da, den Kopf ziemlich erhoben, mit den Augen zwinkernd, und nagte an der Unterlippe, was Alles bei ihr ein Zeichen schlechter Laune war.

Das ist eine seltsame Frage von dir," entgegnete er. — „Was du hier sollst, wenn dein Mann nach Hause kommt? — In der That seltsam für jeden Abend, aber doppelt seltsam für ein Fest wie das heutige. Da meine ich denn doch, es verstände sich von selbst, daß du, wenn du nicht auf deinem Zimmer bist und ich dich rufen lasse, freundlich kommen könntest und mir einen guten Abend bieten."

Madame warf den Kopf auf die Seite und gab keine Antwort.

Der Doktor rieb sich die Stirne, denn er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg. — „Ich an deiner Stelle," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „hätte überhaupt am heutigen Abend meine Wohnung nicht verlassen, und das aus zweierlei Gründen: erstens, um

nach deinen Kindern zu sehen, die ja krank zu Bette liegen, und zweitens, um mir, deinem Manne, sogleich sagen zu können, auf welche Art die Kinder, die heute Mittag noch so frisch und munter waren, von dem Unfalle betroffen waren."

„Und dabei wohl um Verzeihung bitten?" fragte sie mit einem bitteren Lächeln.

„Wenn du etwas Unrechtes gethan hast, allerdings," versetzte er. „Und wenn du irgendwie gegen meine Befehle gehandelt, so wird es durchaus für dich keine Schande sein, wenn du ein Wort der Entschuldigung hören ließest."

„Es ist leicht gegen deine Befehle handeln," antwortete die Frau, „denn du befiehlst den ganzen Tag, bald dies, bald das, bald rechts, bald links, bald so, bald so. Und diese Befehle kreuzen sich so hin und her, daß es sehr verzeihlich ist, wenn man täglich ein halbes Dutzend vergißt."

„Gott sei Dank!" dachte der Doktor, „sie antwortet doch wenigstens. Also wird die Scene nicht so schlimm werden."

„Deinen Befehl am heutigen Abend, auf den du anspielst," fuhr sie fort, „hatte ich übrigens keine Lust zu befolgen; ich sehe gar nicht ein, weßhalb ich immer warten soll, bis es dir einmal gefällt, nach Hause zu kommen."

„Bis es mir einmal gefällt, nach Hause zu kommen?" entgegnete schmerzhaft berührt der Doktor. „Du hast sehr Unrecht, das zu sagen, da du wohl weißt, daß ich nicht Herr meiner Zeit bin."

„Ich will mit dir nicht streiten!" sagte sie wegwerfend, „da komme ich doch zu kurz. Aber heute machte es mir nun einmal Spaß, sobald es dunkel wurde, den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden zu lassen, weil es alle vernünftigen Leute gerade so machten. — Ist das denn ein so fürchterliches Unrecht?"

„Ja," sprach er fest und ruhig, aber ohne Zorn, während er sich gleichfalls dem Tische näherte und ihr gegenüber trat. „Und

gerade in dem Anzünden lassen liegt ein doppeltes Unrecht, hätten die armen Kinder dich gebeten, ihnen doch jetzt schon die Freude zu machen, hätte dein Mutterherz diesen zärtlichen Bitten nicht mehr widerstehen und du nicht mehr erwarten können, bis die Kinder dir jubelnd in die Arme sprangen mit herzlichem Danke, so wäre es dir zu verzeihen, daß du meinen Wunsch, meinen Befehl nicht beachtet. — Aber da es dir, — auf deinem Fauteuil," fuhr er heftiger fort, „vollkommen gleichgültig sein konnte, ob die Kinder jetzt oder später ihren Weihnachtsbaum erhielten, — denn du sahst nicht ihr Entzücken, ihre kindliche Freude, — so hättest du das, was ich angeordnet, respektiren sollen und mir dadurch neuen Verdruß und den Kindern den Unglücksfall ersparen können." —

„Ja, ja, es ist schon recht," entgegnete sie und wandte dabei den Kopf ab; „es kann in diesem Hause kein Tag ohne Streitigkeiten vergehen, und wenn nichts mehr da liegt, so suchst du was von weiter herbei."

„Ich suche was herbei!" sprach er im Tone des Vorwurfs.

„Was weiß ich, was dir am Tage Unangenehmes passirt ist; aber Alles, wo du draußen deinen Zorn nicht auslassen kannst, das müssen wir hier entgelten, namentlich ich. — Ah, es ist am Ende sehr leicht, verdrießlich nach Hause zu kommen und alsdann ohne alle Ursache Scenen absichtlich herbeizuführen."

„Scenen absichtlich herbeiführen!" versetzte er mit zornigem Lachen; „und das ohne alle Ursache! — Sage mir, Frau, woher nimmst du die Stirne, um mir nach dem, was vorgefallen, solche Dinge in's Gesicht hinein sagen zu können. — Scenen absichtlich herbeiführen! Ich war ruhig wie ein Engel, als du i'ns Zimmer herein trast, — ich hatte mir auch vorgenommen, es zu bleiben, nicht weil es auf dich einen Eindruck machen würde, sondern hauptsächlich, weil es der heilige Abend ist, — einer unserer höchsten Festtage. — Hahaha! ein schöner Festtag für mich! — Nun also, ich wollte ruhig bleiben, und ich wäre es, bei Gott im Himmel! auch

geblieben, wenn du — du, im Bewußtsein deines Fehlers gegen mich, es nur der Mühe werth gefunden hättest, ein Wort der Entschuldigung fallen zu lassen. — O nicht einmal das! — Ein Wort der Entschuldigung? — So viel verlangt man nicht von dir; nein, nein! nur ein freundliches Gesicht hättest du mich sollen sehen lassen, mir nur die Hand entgegen strecken und zu mir sagen: ah! da bist du ja; ich freue mich. — Dann hätte ich dir in meinem Herzen gedankt, und wenn du mir den Unfall von dahinten erzählt hättest," — damit streckte er die Hand aus, — „so hätte ich dir liebreich gesagt: lass' uns das eine Lehre sein, mein Kind, daß Eins des Andern Wünsche, wo es thunlich ist, erfüllt."

„Also eine Lehre hätte es doch gegeben! — Nun, das habe ich mir gedacht."

„Aber du willst keinen Frieden!" rief der Doktor laut, indem er vor Zorn zitterte, „du selbst willst nichts von Ruhe, und gönnst auch mir keine. — Nun wohlan denn, mir kann es recht sein; aber jetzt, da du mich auch wieder aus meinem stillen Frieden hinaus gejagt hast, so sollst du wenigstens hören, wie tief du mich verletzt. — Gott da oben weiß es, wie sehr ich mich den ganzen ermüdenden Tag über auf den heutigen Abend gefreut, auf meine Kinder und ihre Glückseligkeit, auf ein stilles Beisammensitzen mit euch. — Und nun ist Alles, Alles wieder dahin!"

„Im Gegentheil," erwiderte Madame, indem sie ihrem Manne recht dreist in die Augen sah, „jetzt erst hast du erreicht, was du gewünscht: du darfst nach Herzenslust schimpfen und toben."

„Ja, und das will ich!" schrie nun der arme Doktor im höchsten Zorne.

Und so leid es uns thut, können wir bei unserer Wahrheitsliebe dem geneigten Leser nichts verschweigen: er schlug dabei so heftig auf den Tisch, daß einige Flaschen und Gläser, die dort standen, in die Höhe fuhren.

Die Doktorin wich mit einem bösen Blick einen halben Schritt

zurück, warf sich aber drohend in Positur und öffnete ihre Augen so weit als möglich.

„So höre denn auch mein Toben," fuhr er fort. „Wenn du eine Frau von Erziehung und Gefühl wärest, — o Gott! wenn du nur allein ein fühlendes Herz hättest, so würdest du begreifen, wie sich ein Vater das ganze Jahr darauf freuen kann, am Weihnachtsabend seinen lieben Kindern die Bescheerung selbst zu veranstalten; da würdest du fühlen, daß die ganze Seligkeit dieses Gebens in dem Momente liegt, wo die armen kleinen Kinder dastehen, überrascht und sprachlos vor Entzücken. — den Moment hast du mir leichtsinnig ge — — nommen. — Und hast du vielleicht für dich selbst diesen Raub an meinem Herzen begangen? — O, das wäre verzeihlich! — Aber nein! — nein! — nein! Du stahlst mir diese kostbare Stunde, um sie in höchster Gleichgültigkeit fremden Leuten hinzuwerfen, die sie doch nicht zu würdigen verstehen."

Madame nagte heftig an ihrer Unterlippe, zwinkerte auch etwas stärker als gewöhnlich mit den Augen, sonst aber ließ sich auf ihrem leidenschaftslosen Gesichte keine Spur irgend einer Aufregung ersehen, ja sie lächelte sogar, als sie sagte: „dein Humor von heute Abend übertrifft sich. Du sprichst von Bildung und Gefühl, und wirfst deiner Frau vor, sie raube und stehle."

Der Doktor zuckte heftig zusammen, denn das war eins ihrer gewöhnlichen Manöver, daß sie irgend ein Wort aus dem Zusammenhange oder dem Sinn des Ganzen heraus riß und ihm nun hartnäckig vorwarf.

„Also ich raube und stehle?" wiederholte sie. „Schön! das habe ich noch nicht gewußt."

„Eine kostbare Stunde hast du mir heute Abend wieder geraubt, wie schon früher unzählige, habe ich gesagt und sage es wieder," entgegnete der Doktor, indem er die geballte Faust auf den Tisch stützte und ihr, sich vorn überbeugend, fest in die Augen sah. — „Nur in der Beziehung, sprach ich dieses Wort; ich bitte — Frau —

daß du die Gnade haben mögest, mich zu verstehen, mir nicht den Sinn meiner Worte zu verdrehen und mich jetzt einmal ohne Einwendung anzuhören, bis ich zu Ende bin."

„Wenn die Scene noch lange andauern soll," erwiderte sie, „so wirst du mir vielleicht erlauben, daß ich mich einen Augenblick niedersetze, denn ich kann das sitzend ebenso gut wie stehend genießen."

Damit wollte sie sich vom Tische entfernen, doch faßte der Doktor in höchster Wuth nach ihrem Handgelenke, nahm es fest zwischen seine Finger und hielt sie auf diese Art zurück.

„Nein," sagte er und seine Augen sprühten Blitze, „du sollst mich stehend anhören, denn meine Rede soll deine Strafe sein, und Strafen empfängt man nicht im weichen Fauteuil — Madame. — Wenn überhaupt nicht das Sitzen so deine Leidenschaft wäre, so stände es anders um mein Haus, um mich und die Kinder. Aber was kann man von den Dienstboten verlangen, wo Madame zu — faul ist, — ja, ich habe es gesagt, — um sich auch nur im Geringsten ihres Hauswesens anzunehmen! Der Beweis ist der heutige Abend. Ist es nicht Faulheit und Gleichgültigkeit, — von mangelndem Gefühl will ich gar nicht mehr reden, — daß sich Madame am heutigen Abend den Teufel um ihre Kinder bekümmert, sie fremden Leuten überläßt? — Fremden Leuten, die so wenig überwacht sind, daß sie sich ihrerseits ebenfalls unterstehen, die armen Geschöpfe ohne Aufsicht zu lassen, so daß nur der Schutz des guten Gottes daran Schuld ist, daß nicht Brandunglück und Tod in meinem Haus eingekehrt."

Bei diesen letzten Worten ließ er ihre Hand los und faltete seine Arme auf der Brust, wobei er tief Athem schöpfte und die Frau mit einem festen Blicke ansah.

Madame war vorhin ein klein wenig erbleicht, doch faßte sie sich bald wieder, und als sich von ihrem Handgelenke die umklammernden Finger ihres Gatten gelöst, blickte sie die Röthe, die durch

diesen Druck entstanden, einen Augenblick mit verächtlich aufgeworfenem Munde an, dann sagte sie achselzuckend: „natürlicher Weise, so muß man mich behandeln! Ich verdiene das, denn was kann Jemand, der raubt und stiehlt, und der an Brandunglück und Tod im eigenen Hause Schuld ist, anders verlangen? — Aber ich habe diese Scenen satt,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „vollkommen satt und ertrage sie nicht länger. — Ich sehe wohl, daß ich anfange hier überflüssig zu werden, und machen kann, was ich will, ohne daß ich im Stande bin, Streit, Zank — alles Mögliche zu verhüten. — Auch bin ich zu stolz, irgendwo geduldet zu sein; meine Rechte als Hausfrau scheint man hier nicht anerkennen zu wollen, indem man mich wie eine Magd behandelt. Das will ich ändern und deßhalb heute noch zu meiner Mutter hinaus, um mich mit ihr zu besprechen, wie diese Sache auf die schicklichste Art und zur Zufriedenheit beider Theile geändert werden kann.“ — Sie warf den Kopf in die Höhe und stemmte die rechte Hand fest auf den Tisch. Dann schloß sie nach einer kleinen Pause: „ich werde hoffentlich die Erlaubniß erhalten, über diesen Gegenstand mit meiner Mutter sprechen zu dürfen?“ — Sie wartete einen kleinen Augenblick auf Antwort, dann wandte sie sich um und eilte zum Zimmer hinaus, wobei ihr Fuß hart auftrat und ihr Kleid aus schwerem Seidenstoffe heftig rauschte.

Draußen auf dem Gange stoben die drei dienstbaren Geister, die Köchin, die Kindsfrau und das Stubenmädchen, eilfertig auseinander und von der Thüre weg, als sie vernahmen, daß diese geöffnet wurde. Sie hatten es in ihrer Diensttreue für nothwendig gehalten, kein Wort von der kostbaren Scene im Salon zu verlieren, und die Dame der Küche ließ aus diesem wichtigen Grunde die Suppe verbrennen, Nanette vergaß ihre Stickerei, und Frau Bendel konnte es nicht sehen, daß Anna sich in ihrem Bettchen aufgerichtet hatte und sehnsüchtig nach der Wärterin rief, da sie die Wunde am Kopfe wieder schmerzte.

Es ist Schade, daß wir in diese wahrhaftige Geschichte keine Spukgestalten hinein bringen können, denn sonst würden wir, gewiß zum großen Vergnügen des geneigten Lesers, hier einen Prügelgeist erfinden, der unsichtbar hinter den Zuhörern auf dem Gange stände, um im geeigneten Momente eine Legion unsichtbarer, aber sehr kräftiger Ohrfeigen loszulassen. — O, wenn es nur solche Prügelgeister gäbe!

Der Doktor war an dem Tische stehen geblieben und hatte seiner Frau nachgeblickt, bis sich die Thüre hinter ihr geschlossen, dann lies er die Arme sinken, seufzte aus tiefem Herzensgrunde und sagte: „sie mag thun, was sie verantworten kann, ich will sie nicht zurückhalten."

Hierauf nahm er die Carcelllampe vom Tisch, doch während er sie in sein Arbeitszimmer hinüber trug, zitterte seine Hand so heftig, daß Kugeln und Glas beständig zusammen klirrten.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Eine Mutter und ihr Kind.

Zwischen seinen Büchern und alten bekannten Möbeln und Geräthschaften ging der Doktor längere Zeit auf und ab und dachte der eben vergangenen Scene. Der Anblick all' der bekannten und traulichen Gegenstände, die ihn schon seit langen, langen Jahren umgeben, — Manches stammte ja noch aus seiner Kinder- und Schulzeit her, — beruhigte allmählig seine Nerven und ließ sein Herz langsamer schlagen. — War er zu heftig gewesen? — Anfänglich gewiß nicht, und am Ende hatte sie ja mit Gewalt seine

Geduld zerrissen. — Nein, nein! Diesmal konnte er sich nicht selbst anklagen; er hatte ihrem Kommen mit den besten Gedanken entgegen gesehen; hätte sie ihm nur die Hand gereicht und gesagt: es ist mir leid, daß das Alles geschehen, lass' es gut sein — o, dann hätte er einen heiteren Abend erlebt, anstatt daß er sich jetzt so trostlos und unglücklich fühlte. — Hatte sie doch ruhig auf eine Scheidung angespielt, und den Gedanken konnte er nicht fassen und ertragen bei allen Fehlern, die sie hatte; auch war sie ja die Mutter seiner Kinder, und er hatte noch immer gehofft. — Wenn sie aber an dem ausgesprochenen unglücklichen Gedanken festhielt, so war Alles für ihn verloren, denn er liebte sie immer noch.

Von diesen finsteren Gedanken überwältigt, warf er sich in seinen Lehnstuhl und vergrub den Kopf in beide Hände. Er verfiel in jenen Zustand, wo man nicht mehr denkt, sondern wachend träumt, wo traurige und heitere Bilder mit einander kämpfen, wo jener wilde Schmerz, der unser Innerstes empört, ruhiger wird, wo nur tief im Herzen die eben überstandenen Leiden bei jedem Athemzuge nachzittern.

Draußen an der Glasthüre wurde jetzt die Klingel sanft gezogen; die Köchin öffnete, eine leise Stimme flüsterte Etwas und darauf antwortete Jene: „der Herr Doktor sind nur zu sprechen Mittags von Zwei bis Drei, sowie Mittwoch und Samstag Nachmittag zwischen sechs und sieben Uhr."

Die fragende Person schien nichts darauf zu antworten, wenigstens vernahm man im Zimmer nichts.

„Auch werden Sie wohl wissen, daß heute der Weihnachtsabend und schon acht Uhr vorbei ist. — Nein, ich kann dem Herrn Doktor Niemand melden, Sie müssen schon morgen Früh wieder kommen."

„Das kann ich auch," hörte man die andere Stimme sagen, „das kann ich auch, und bitte ich sehr, zu entschuldigen."

Der Doktor fuhr aus seinen Träumereien empor und zog die Klingel, die neben seinem Schreibtische hing.

Da draußen war eine Leidende, die man eben abweisen wollte; ihm erschien es aber in diesem Augenblicke als eine Beruhigung, das Unglück Anderer zu hören, es vielleicht lindern zu können. Auch zog ihn der Klang der Stimme draußen an: er war so leise und klagend.

Die Köchin trat in das Zimmer.

„Wer war draußen? — Wer hat geschellt?"

„Eine unbedeutende Person, — ein ärmlich aussehendes Frauenzimmer; ich habe sie auf morgen Früh wieder bestellt."

„Lassen Sie sie nur herein kommen."

„Ja, sie wird schon fort sein."

„So eilen Sie die Treppen hinab und holen sie herauf."

Die Köchin ging hinaus, schloß die Glasthüre hinter sich, man hörte sie in den untern Stock hinunter laufen, und wenige Augenblicke darauf kam sie wieder zurück, öffnete die Thüre zum Arbeitszimmer ihres Herrn und ließ ein Frauenzimmer eintreten, das schüchtern auf der Schwelle stehen blieb.

„Sie haben mich noch heute Abend sprechen wollen?" fragte sanft der Doktor.

„Ja, und ich bitte sehr um Verzeihung," entgegnete die Eingetretene; „ich weiß wohl, daß ich eine ziemlich unpassende Zeit gewählt habe."

„Wenn man krank ist, so kann man das nicht so genau nehmen. — Womit kann ich Ihnen helfen? Sind Sie von Jemand anders zu mir geschickt oder selbst krank?"

Das Mädchen schwieg einen Augenblick still, dann aber näherte sie sich mit einigen schüchternen Schritten dem Arzt, faltete ihre Hände und sagte: „Beides ist nicht der Fall, Herr Doktor: ich bin von Niemanden geschickt und auch nicht selbst krank."

„So wollen Sie auf andere Art meine Hülfe in Anspruch

nehmen?" entgegnete der Arzt, indem er die Hand an eine Schublade seines Schreibtisches legte, da er dachte: man will ein Almosen von mir haben.

Mochte nun das Mädchen die Bewegung des Doktors verstanden oder den Blick begriffen haben, den er zu gleicher Zeit über ihre ganze Gestalt hinlaufen ließ, genug, sie sagte eifrig: „um Ihre Hülfe bitte ich wohl, Herr Doktor, das heißt, nur um Ihre Hülfe in Worten — um Ihren Rath."

„Aha! — Also doch eine Art ärztlicher Consultation? — So bitte ich, Platz zu nehmen."

Dabei stand er auf, schob ihr einen Stuhl hin und hob alsdann den Schirm von der Lampe, so daß das volle Licht auf des Mädchens Gesicht fiel. Ein Blick auf diese Züge belehrten übrigens den Arzt, daß er doch eine Kranke vor sich habe, und zwar eine schwer Kranke, eine Unheilbare. — Es war Katharine, die Nähterin, die sich nun vor ihm auf den Stuhl niederließ, und deren Brust sich heftig hob und senkte, wobei sie den Mund leicht geöffnet hatte und die Nasenflügel zitternd jedem Athemzuge folgten. Die Wangen waren noch bleicher als vor einiger Zeit, und die Röthe auf denselben dunkler und brennender.

„Vor allen Dingen," sprach das Mädchen, „muß ich Sie um Verzeihung bitten, daß ich es gewagt, Sie am heutigen heiligen Abend zu stören; vielleicht hatte ich Unrecht, aber ich dachte mir, der Christabend mit seinen Freuden, mit den angenehmen Stunden, wenn man den Kindern Etwas bescheert hat, mache Sie noch freundlicher gesinnt als Sie sonst wohl sind, und geneigter, etwas für mich zu thun."

„Wenn es in meiner Macht liegt, Ihnen zu helfen, so soll es geschehen," entgegnete der Doktor. — „Sprechen Sie."

Katharine that einen tiefen Athemzug, dann zog sie ihr Umschlagtuch mit den zitternden Fingern etwas von der Schulter herab und sagte, indem sie die glänzenden Augen niederschlug: „es wird

mir recht schwer, anzufangen, Herr Doktor; aber dem Arzte kann man ja Alles sagen wie dem Pfarrer, und so will ich denn auch Ihnen beichten. — Ich hatte ein Kind, ein kleines, liebes Kind —"

Der Doktor wollte eine Frage thun, doch kam ihm Katharine zuvor, indem sie fortfuhr:

„Nein, nein, ich bin nicht verheirathet."

„Nun denn, so erzählen Sie weiter," sprach er mit gutmüthigem Tone.

„Dieses Kind hatte ich zu einer Frau gethan, die es recht ordentlich verpflegte; es gedieh auch, — so schien es mir wenigstens, — denn wenn ich am Sonntag alle acht Tage zu ihm ging, so konnte ich schon bemerken, daß seine Bäckchen dicker wurden, und auch die Aermchen und Hände. — Man sieht so was leicht."

„Und das Kostgeld bezahlten Sie aus eigenen Mitteln?" fragte der Doktor. — Er hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und betrachtete die Person vor sich mit aufmerksamen Blicken.

„Aus eigenen Mitteln," wiederholte sie. „Ich brauche ja für meine Person nicht viel, und wenn man für sein Kind arbeitet, so ist es Einem gar nicht mühsam, vom Morgen bis in die Nacht zu nähen, — gewiß nicht."

„Aber der Vater dieses Kindes?" fragte der Doktor zögernd.

„O ich wollte nichts von ihm," erwiderte Katharine, indem sie die Hand ausstreckte, „nicht einen Kreuzer mehr, nachdem er mich verlassen."

„Ah so! — ich verstehe."

„Ich war so glücklich mit meinem kleinen Kinde, so glücklich, daß ich es gar nicht sagen kann. Ich muß Ihnen das gestehen, Herr Doktor, damit Sie auch begreifen, wie sehr mich der fürchterliche Schlag traf, als man mir eines Tages sagte, das Kind sei plötzlich gestorben."

„Und Sie wußten nichts von seiner Krankheit?"

„Nicht das Geringste."

„Und man rief Sie nicht, als das Kind am Sterben war?“

„Man rief mich nicht; man hatte es sogar schon begraben, als ich seinen Tod erfuhr und man mir diesen Todtenschein hier einhändigte.“

„Lassen Sie sehen.“

Katharine reichte dem Arzte das Papier, das er auseinander faltete und genau durchsah. „Nach diesem Schein,“ sagte er, „ist freilich kein Zweifel, daß bei einer Frau — Bilz ein Kind, Mädchen, von zwei Jahren in der Nacht von dem auf den gestorben ist. — Alles ist hier in Ordnung, jede Formalität erfüllt und die Unterschrift richtig.“

„Aber das Kind ist darum doch nicht gestorben,“ sprach das Mädchen mit einem seltsamen Lächeln.

„Wie meinen Sie das?“ entgegnete aufmerksam der Doktor. — „Meinen Sie vielleicht, nicht von selbst gestorben? — Vielleicht gar getödtet worden? — O seien Sie unbesorgt, die Leichenschau nimmt es, namentlich in diesen Fällen, sehr genau.“

„O nein,“ antwortete das Mädchen, „es ist da nichts Schlimmeres geschehen, als daß man mein Kind heimlich fortgenommen und ein anderes untergeschoben hat, über welches dieser Schein ausgestellt wurde.“

„Ich verstehe Sie nicht recht,“ sagte der Doktor; „es mußte doch Jemand einen Zweck dabei gehabt haben, Ihr Kind verschwinden und Ihnen als todt erscheinen zu lassen.“

„O, an einem Zweck fehlt's nicht!“ versetzte Katharine, nachdem sie leicht gehustet; „der Vater des Kindes, — er ist von sehr ordentlicher Familie,“ sprach sie mit einigem Stolze, — „steht im Begriff, sich zu verheirathen. Seine Verwandtschaft nun, der mein armes Kind schon lange im Wege war, hat nun die Mittel gefunden, es auf die angegebene Art auf die Seite zu schaffen.“

„Das ist ja ein Verbrechen!“ rief der Arzt.

„Gott sei Dank, daß sie kein schlimmeres begingen, daß sie wenigstens das Kind am Leben ließen! — Sie haben es also fortgeschafft und ein anderes krankes Kind dafür hingebracht, das nun gestorben und über dessen Tod jener Schein ausgestellt wurde."

„Möglich! — möglich!"

„Nicht nur möglich," entgegnete das Mädchen, während es sich mit seiner zitternden Hand über die Stirne fuhr, „es ist gewiß, wir haben Beweise dafür, die besten, vollgültigsten Beweise; wir wissen, wo sich das Kind aufhält, können es aber nur mit großen Schwierigkeiten wieder erlangen."

„Das kann ich mir wohl denken," versetzte der Doktor. „Doch bitte, erzählen Sie mir das, wenn es Sie nicht zu sehr anstrengt."

„O nein," erwiderte das Mädchen mit strahlenden Augen. „Diese Erlaubniß macht mich glücklich; ich kam auch deßwegen hieher, und weiß nicht, wie sehr ich Ihnen danken soll, daß Sie so freundlich sind, die Leidensgeschichte eines armen unbedeutenden Geschöpfes, wie ich bin, anzuhören."

„Das ist ja für uns nichts Neues," sagte freundlich der Arzt, „wir sind auch eine Art von Beichtigern, und da wir den Ursprung der äußerlichen menschlichen Leiden im Verlaufe der Krankheiten meistens erkennen, so ist es uns leicht, aus einzelnen Ausrufen des Schmerzes und der Verzweiflung eine ganze Lebensgeschichte zu erfahren. Und da hat ein Wort des Trostes aus unserem Munde oft schon besser gethan als die kräftigste Arznei; darum sprechen Sie ohne Rückhalt."

„Ich stehe ziemlich allein in der Welt," sprach das Mädchen hierauf mit einem trüben Lächeln; „es bekümmert sich wohl Niemand um mich, und ich mich, seit das Kind verschwunden ist, leider auch nicht mehr so recht innig um irgend eine Seele. Früher war das anders und ich hatte die Menschen viel lieber. — Also das Kind war verschwunden, es sollte todt sein; man gab mir ja den richtig ausgestellten Schein darüber. Ich muß gestehen, daß

ich damals so schwach war, in eine Ohnmacht zu fallen. Das war im Hause einer gewissen Madame Becker."

Der Doktor blickte nachdenkend in die Höhe und zog die Augenbrauen zusammen.

„Meine Eltern hatten diese Madame Becker gekannt," fuhr Katharine schüchtern fort, da sie die sonderbare Miene des Arztes bemerkte. „Ich weiß, man sagt dieser Frau nicht viel Gutes nach, aber ich kenne besonders ihre Nichte, die ich auch früher häufig besuchte —"

„Ah! die Tänzerin! —"

„Dieselbe; — gewiß in jeder Beziehung ein braves und rechtschaffenes Mädchen."

„Ja, das soll sie sein," sagte der Doktor mit einem eigenthümlichen Lächeln. „In der That eine Tugend, die schon manchen bösen Winken widerstanden. — Ich habe davon gehört," setzte er mit dem Kopfe nickend nach einer kleinen Pause hinzu. — „Aber fahren Sie fort!"

„Ich verlor also die Besinnung," erzählte Katharine weiter, „als jene Frau, der ich mein Kind anvertraut hatte, mir bei Madame Becker so unverhofft die Todesnachricht brachte."

„Wie hieß diese Frau?"

„Frau Bilz."

„A — a — a — h!"

„Meine Freundin, die Tänzerin, die mein Schicksal außerordentlich interessirte, hörte nun ein paar Worte, welche jene beiden Frauen im Nebenzimmer zusammen sprachen, und glaubte daraus zu entnehmen, daß mein Kind nicht gestorben, sondern, wie ich schon früher sagte, mit einem anderen vertauscht worden sei. — Ich wandte mich an einen Polizeidiener, den ich kannte, dieser versicherte mir aber, wie eben der Herr Doktor, der Todtenschein sei richtig, und wenn man die Sache anhängig machen könne und das Kind wieder ausgraben lasse, so werde es mir dagegen schwer, ja

unmöglich sein, Beweise dafür beizubringen, daß das verstorbene Kind nicht das meinige gewesen sei. Eine gleiche Antwort erhielt ich von einem Advokaten, an den ich mich wandte, welcher obendrein meinte, ich solle lieber die Sache auf sich beruhen lassen, möglich sei es ja doch, daß mein Kind wirklich gestorben, und ich sei dadurch bei meiner augenscheinlichen Armuth und Kränklichkeit einer großen Last überhoben. — Der Advokat aber hatte keine Kinder, Herr Doktor, und wußte nicht, wie lieb man ein solches kleines Wesen haben kann, welche Seligkeit es ist, sein Gesicht, seine Aermchen und seine Hände mit Küssen zu bedecken und zu sehen, wie es täglich größer wird und erstarkt, — oder wenn es elend und schwach bleibt, wie wohl es ihm thut, wenn man es an's Herz drückt, und wenn man es in den Armen einschläfert. — Aber da schwätze ich wieder," unterbrach sie sich schmerzlich lächelnd, indem sie mit der Hand einige Schweißtropfen abwischte, die auf ihrer kalten Stirne standen. — „Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, aber ich will jetzt ganz bei der Sache bleiben."

Ihr Zuhörer hatte den Kopf in die Hand gestützt, und er hatte die Worte des armen Mädchens wohl begriffen. „Ah!" dachte er seufzend, „noch ungleicher als die Glücksgüter sind in diesem Leben die schönen und zarten Gefühle vertheilt. Warum denkt nicht jenes Weib wie dies arme Geschöpf!"

„Da uns also der gewöhnliche Rechtsbeistand nicht helfen wollte," fuhr Katharine fort, „so besprachen wir unter uns mein Schicksal, die Tänzerin Marie, eine Andere vom Ballet, welche sie genau kennt, und die uns sagte, es gäbe in der Stadt mehrere Häuser, wo man kleine Kinder für ein Billiges in die Kost nimmt, und wo sie auch vielleicht mein armes Kind hingethan hätten. — Nicht wahr, Herr Doktor, es gibt solche Anstalten?"

„Leider, leider! Und wie sehr man sich auch bemüht, man ist nicht im Stande, sie aufzuheben, sie zu verbieten oder wenigstens unter Aufsicht zu stellen, denn ich kann am Ende meinem Neben-

menschen nicht befehlen, für sein Kind nahrhafte Speisen zu kochen oder ihm sorgfältige Wartung angedeihen zu lassen, wenn ihm das Geld hiezu mangelt. Zuweilen hebt die Polizei wohl auf Verdacht hin so ein Nest aus, aber sie sind verflucht schlau und nehmen sich in Acht."

„Und die Kinder haben es dort sehr schlecht?" fragte ängstlich das Mädchen.

„Meistens, ja," entgegnete der Doktor nach einigem Ueberlegen; „von zehn sterben sieben bis acht."

„Gerechter Gott! — Aber doch wohl nur von ganz kleinen Kindern müssen so viele sterben?"

„Ja, wenn sie älter sind, halten sie schon mehr aus. — Wie alt war das Ihrige?"

„Zwei Jahre vorbei."

Der Arzt schüttelte mit dem Kopfe, zuckte die Achseln, als er bemerkte, wie das Mädchen mit höchster Aufmerksamkeit, den Athem an sich haltend, ihn mit ihren unheimlich glänzenden Augen anschaute. — „Aber beruhigen Sie sich, wenn Ihre Angaben richtig sind und das Kind noch lebt, so kommt ja Alles darauf an, wo es sich befindet. Es gibt auch unter den Leuten welche, die ordentlich sind und ihre Pflicht erfüllen."

„Die Tänzerin Marie," fuhr Katharine zu erzählen fort, „kennt einen Zimmermann des Theaters, und dieser erfuhr, nachdem er sich umgehört, daß ein anderer Angestellter der Bühne, der Garderobegehülfe Herr Schellinger, draußen in der Vorstadt in einem Hause wohne, wo solche kleine Kinder aufbewahrt werden."

„Welche Vorstadt ist es und welches Haus?"

„Es ist, wenn man zum E'schen Thore hinaus geht, sich dann rechts wendet und zur Vorstadt des Flusses kommt; das Haus liegt zwischen Gärten an der alten Stadtmauer und ist so versteckt, daß die Nachbarschaft selten etwas von dem erfährt, was dort vorgeht."

„Aha!" machte der Doktor.

„Der Garderobegehülfe wohnt in einem kleinen, sehr baufälligen Vorderhause, und hinter demselben ist die Wohnung des Meister Schwemmer, dessen Frau die kleinen Kinder aufzieht.“

„Ah! der Meister Schwemmer!“ rief der Doktor, indem er sich aufmerksam empor richtete. „Ei! ei! — Und nun glauben Sie, daß da Ihr Kind sei?“

„Und ist das eine von den schlimmen Anstalten?“ fragte das Mädchen erschreckt von dem Gesichtsausdruck ihres Gegenübers.

Dieser zögerte einen Augenblick, Antwort zu geben, dann aber sagte er: „ich will Ihnen nicht die Wahrheit verbergen: man spricht von diesem Meister Schwemmer nicht viel Gutes; natürlicher Weise bin ich noch nie dorthin gekommen; unsereins läßt man nicht da eindringen. — Aber es soll ein gar böses Hauswesen sein.“

„Und wären die wohl im Stande, mein armes Kind umzubringen?“

„Mit offener Gewalt gewiß nicht, denn die Leichenschau nimmt es dort außerordentlich genau. Aber —“ er zuckte die Achseln und schwieg.

„O, ich verstehe!“ rief das Mädchen, dessen Augen flammten, während sie ihre Hände heftig auf die Brust drückte, als wollte sie es dadurch möglich machen, daß der pfeifende Athem leichter aus und ein zöge. — „O, ich verstehe Sie; nicht einen schnellen schmerzlosen Tod gönnen sie den armen Geschöpfen, sondern sie lassen sie langsam verkümmern durch elendes Leben, durch Frost und Hunger. Und da ist auch mein kleines unglückliches Mädchen!“

„Seien Sie ruhig! seien Sie ruhig!“ bat der Doktor, während er ihre Hände, die wild umher fuhren, sanft niederdrückte; „das geht nicht so schnell, daß so ein zweijähriges Kind vor Hunger und Frost umkommt; und wenn Sie wirklich auf der Spur sind, so muß man schnelle Hülfe zu bringen suchen.“

„Ja, Sie haben Recht,“ erwiderte Katharine, die nach einer Pause der Ermattung nun wieder ihre Kräfte zusammen nahm.

„Herr Schellinger, dem wir also unser Leid mittheilten, — es ist das ein alter, sehr braver Mann, — versprach, sich auf Kundschaft zu legen und hat das gethan. — Richtig, Herr Doktor, das Kind lebt und befindet sich dort in dem Hause; er hat es gesehen, obgleich er so recht nicht mit der Sprache heraus wollte und mir sagen, wie es sich befände. Es hatte noch sein blaues Wollenkleidchen an, das letzte, welches ich ihm gemacht, und es saß auf dem Boden und spielte."

„Nun, sehen Sie," sagte gutmüthig der Doktor, „es spielte. Da wird's denn doch nicht so schlimm mit ihm stehen."

„Jetzt vielleicht noch nicht," entgegnete das Mädchen; „aber es ist mein Kind und ich soll es nicht sehen und küssen dürfen, ich soll es vielleicht nie mehr wieder haben, denn auf gütlichem Wege geben sie mir es nicht heraus."

„Das glaube ich auch," meinte der Arzt; „denn sonst würden sie ja den Tausch eingestehen sowie den unterschobenen Todtenschein."

„Aber was soll ich machen, wenn ich es nicht in Gutem heraus kriege? — Ich weiß dann nur Eins, und das ist die gleiche Art, wie sie mir mein Kind entwendet: mit Gewalt. Und so muß ich es auch wieder zu bekommen suchen."

„Das wird aber ein schwieriges Unternehmen sein; denn bei den Leuten Gewalt anwenden und mit Gewalt etwas erlangen, ist wohl kaum möglich."

„Vor den Schwierigkeiten, die es hat, schrecken wir nicht zurück," entgegnete Katharine, „aber vor etwas Anderem, und deßhalb bin ich auch eigentlich hieher gekommen, um darüber Ihren Rath zu hören. — Man hat mir also mein Kind gestohlen, und in der Absicht, es mir nicht zurückzugeben, hält man es verborgen und von mir entfernt. Glauben Sie nun, Herr Doktor, daß es von mir Unrecht oder, wenn Sie wollen, eine Sünde ist, wenn ich den Versuch mache, mein Kind wieder zu erhalten, sei es durch Güte, sei es durch Gewalt?"

„Das ist eine eigenthümliche Frage, und zur Beantwortung derselben sollten Sie sich eher an einen Pfarrer als an mich wenden, der kann Ihnen diesen Fall klarer und besser auseinander setzen."

„Ach mein Gott! das habe ich ja schon gethan," erwiderte das Mädchen, indem es kummervoll seine Hände faltete; „heute that ich es und trug einem Geistlichen die ganze Geschichte so vor, wie ich sie Ihnen soeben erzählte."

„Und der meinte —?"

„Ach! wenn ich Ihnen das sage, so sind Sie vielleicht auch derselben Ansicht."

„O nein, gewiß nicht! Ich lasse mich nicht leicht durch anderer Leute Meinung bestimmen."

„Er meinte also," fuhr Katharine in einem dumpfen Tone fort, nachdem sie mit der Hand über die Augen gefahren, — „er meinte — fast dasselbe wie der Advokat, nur mit ganz anderen Worten. Ich soll anf das Heil meiner Seele denken, sagte er, und mich nicht so viel mehr mit dem Irdischen befassen. — Was das Kind anbelange, so sagte er, der Herr habe es gegeben, der Herr habe es genommen, und wenn es sein weiser Rathschluß wäre, es nochmals meinen Händen anzuvertrauen, so würde das gewiß auch ohne mein Zuthun geschehen. — Aber Gewalt mit Gewalt zu vertreiben sei Unrecht, und sündhaft, unserem Nebenmenschen Unrecht zu thun, weil er uns welches gethan. — Und damit entließ er mich, indem er versicherte, in diesem speziellen Falle durchaus nichts für mich thun zu können, er möchte wohl den Versuch machen, das Herz jenes Meister Schwemmer zu rühren und ihm vielleicht ein Bekenntniß zu entlocken, aber es sei ihm das unmöglich, weil er gerade im Begriffe stehe, zum allgemeinen Kirchentag abzureisen. — Sehen Sie, Herr Doktor, das macht mich zweifelhaft, denn ich will Ihnen nur gestehen, vor langen Jahren im Leichtsinne der Jugend, wo ich noch glaubte, die ganze Welt stände mir

offen, hätte ich darauf nichts gegeben, jetzt aber, wo ich wohl fühle, daß meine Tage gezählt sind, hat mich diese Rede durchschauert und ich wußte nicht, was ich machen sollte. Wen konnte ich noch um Rath fragen? — Ich habe ja Niemand in der weiten Welt, der einen innigen Antheil an mir zu nehmen hätte. — — Da sah ich Sie heute, es war bei einer armen Familie in der unteren Stadt, wo ich öfters nähe, und wo auch Sie hinkamen am heutigen heiligen Abend, um nach der kranken Frau zu sehen und den Kindern dabei einige Weihnachtsgaben zu bringen. — Das hat mich so gerührt, daß ich Ihre Hand hätte küssen mögen und daß ich nachher noch lange geweint habe. — Und als die Frau Ihnen klagte, ihre Schwermuth nehme so überhand, sie könne sich wohl nimmer mehr aus ihrer Krankheit und ihrem Elend emporraffen, und sie bitte nur Gott um ein sanftes Sterbestündlein, da sprachen Sie: diese Rede ist nicht recht, Frau; man muß freilich auf Gott vertrauen, aber dabei nicht die Hände in den Schoos legen: wer sich selbst verläßt, den verläßt auch er; Wunder geschehen nicht mehr heutzutage, und wenn man in eine schwierige Lage kommt, so muß man Hand und Fuß regen, um über dem Wasser zu bleiben. — Also Muth! Muth! — Dieses Muth! Muth! mit dem Sie das Zimmer verließen, Herr Doktor, klang auch in meinem Herzen wieder und tönte dort immer fort. Ja, sagte ich zu mir, wer sich selbst verläßt, den verläßt auch der liebe Gott. Und nun stand auf einmal der Wunsch in mir fest, Sie um jeden Preis zu sprechen, Ihnen meine Sache vorzutragen und um Ihren Rath zu bitten. — Und das habe ich nun nach meinen besten Kräften gethan."

Der Arzt hatte dieser längeren Rede aufmerksam zugelauscht, zuweilen mit dem Kopfe genickt und über den Unfall nachgedacht. — „Da wäre freilich zu überlegen, was zu machen ist," sagte er nach einer größeren Pause. „Mit Hülfe der Gerichte, denke ich mir wohl, ist nichts auszurichten, denn auch darin bin ich einverstanden, daß Sie nicht zu beweisen im Stande sind, jenes Kind, das Sie

vielleicht finden, sei das Ihrige. Was nun aber List oder Gewalt anbelangt, so weiß ich nicht, welche Kräfte Sie zu Ihrer Verfügung haben und ob Sie wohl des Gelingens gewiß sind."

„Der Zimmermann, von dem ich mit Ihnen vorhin sprach," versetzte Katharine, „hat sich mit Mehreren vereinigt, und die wollen nun in einer Nacht mit Gewalt in das Haus des Meister Schwemmer dringen, nach dem Kinde sehen, und dieses, wenn sie es finden, mitnehmen."

„Das wäre offenbarer Einbruch oder wenigstens Störung des Hausfriedens, und dazu könnte ich Niemand rathen."

„Aber sie wollen ja nichts stehlen," entgegnete unbefangen das Mädchen, „sie wollen ja nur mein Kind wieder nehmen."

Der Doktor schüttelte ernsthaft mit dem Kopfe.

„Oder," fuhr Katharine fort, „können sie es auch noch auf andere Art, mit List, versuchen."

„Das ginge eher. — Aber auf welche Art?"

„Der Garderobegehülfe, von dem ich Ihnen früher sprach, und der zuweilen den Meister Schwemmer besucht, will dies auch an einem gewissen Abend thun und ihnen von seinen Geschichten erzählen. Er thut das oft, und der Meister Schwemmer, sowie die übrigen Gesellen, die wohl da sind, machen sich alsdann über den alten Herrn Schellinger lustig, und es gibt alsdann kleine Streitigkeiten, die aber, weil er als ein alter schwacher Mann natürlicher Weise nachgeben muß, bald zu Ende gehen. An dem Abend aber will er einen ernstlichen Streit herbeiführen, will nicht nachgeben und sich so lange mit ihnen herumzanken, bis ihn Einer von den Leuten anfaßt, — dann schreit er um Hülfe, und der Zimmermann und seine Freunde, die schon lange um das Haus herum versteckt warten, eilen nun herbei, befreien ihn und halten dann ein klein wenig Hausaussuchung."

„Das ist schon eher etwas, was sich hören läßt," sagte lächelnd der Doktor. „Es ist freilich von dem alten Herrn ein verfluchtes

Unternehmen, in ein solches Wespennest hinein zu stechen; aber am Ende könnte die Sache auf diese Art doch gelingen."

„Und Sie, Herr Doktor, halten es für kein Unrecht, für keine Sünde, wenn ich einen solchen Versuch mache, mein Kind wieder zu erhalten? — Sie werden mir nicht davon abrathen?"

„Zwischen abrathen und Ihnen zugeben, daß ich es für kein Unrecht oder keine Sünde halte, ist ein großer Unterschied. Was das Letztere betrifft, so sage ich aus voller Ueberzeugung, daß ich es am Ende sogar für verzeihlich halte, wenn Sie alle Schritte thun, Ihr Kind wieder zu bekommen. — Aber Ihnen rathen zu einer That, die, wenn auch mit List begonnen, doch sehr gewaltthätig enden kann, das mag ich nicht."

„Das ist ja auch mein Hauptkummer," entgegnete Katharine nach einer kleinen Pause, „daß Andere, die ich eigentlich gar nichts angehe, für mich handeln, ja vielleicht für mich leiden sollen, denn Sie haben Recht: es könnte da eine schlimme Geschichte entstehen. Aber wenn ich bedenke, daß mein Kind in Kummer und Noth zu Grunde gehen soll, und daß ich es vielleicht auf diese Art zu retten vermag, — o Herr Doktor, da kann ich nicht lang überlegen; ich nehme die mir dargebotene Hülfe an."

„Wenn es gelingt," versetzte er nachdenkend, „so könnte es zu einer hübschen Strafe für jenes Volk werden. — Und ich will Ihnen was sagen," fuhr er lächelnd fort, „da Sie mich nun einmal um Rath gefragt und zum Vertrauten Ihres Geheimnisses gemacht, so will ich Ihnen dazu helfen, so weit meine Kräfte reichen und Ihren Plan etwas ändern, wenigstens, so denke ich, verbessern."

„O wie danke ich Ihnen für Ihre freundlichen Worte!" rief das Mädchen und wollte seine Hand ergreifen, um sie zu küssen.

Doch zog er sie hastig zurück und sagte: „thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich es ein paar Tage vorher wissen, wenn die bewußte Sache vor sich gehen soll. Ich will dann irgend Jemand veranlassen, in der Nähe zu sein, damit, wenn Ihr tapferer

Schneider und seine Zimmerleute Hülfe gebrauchten, diese zur rechten Zeit nicht fehlt. Aber sprechen Sie jetzt mit Niemand mehr über diese Sache, gehen Sie ruhig nach Hause und wie gesagt, versäumen Sie es ja nicht, mich zur gehörigen Zeit zu benachrichtigen."

Damit erhob sich der Doktor, Katharine stand zu gleicher Zeit auf, sprach noch einige innige Worte des Dankes und versicherte, sie werde gewiß nicht vergessen, den Tag und die Stunde genau anzugeben. Sie wandte sich hierauf zum Weggehen, und der Doktor begleitete sie freundlich bis an die Glasthüre, die er öffnete und hinter ihr wieder verschloß. Dann ging er zu seinen Kindern, sah ihren Verband nach und befühlte ihnen Stirne und Hände; doch schliefen sie ruhig, alle Aufregung hatte sich gelegt, und nur die weißen Binden um den Kopf stachen seltsam ab von den frischen blühenden Gesichtern.

Als der Doktor die beiden Kinder so ruhig vor sich schlafen sah und bemerkte, wie behaglich sie in ihren warmen Bettchen ausgestreckt lagen, da dachte er wieder an jene arme Person, die ihn eben verlassen, und er begriff besser, als es der Geistliche gethan, daß eine Mutter, die sich vorstellen muß, ihr Kind, von fremden Leuten festgehalten, werde jetzt mißhandelt und müsse leiden unter Frost und Hunger, leicht zum Aeußersten zu bringen sei und sich gern zu den gewaltsamsten Maßregeln verstehe.

Nach diesen Betrachtungen schritt er kopfschüttelnd in sein Arbeitszimmer zurück, zog seinen warmen Paletot wieder an, nahm Hut, Stock und Hausschlüssel und ging die Treppen hinab, nachdem er vorher der Köchin gesagt, um es Madame, die noch nicht zurückgekehrt war, zu berichten, daß er den Rest des Weihnachtsabends bei seinen Eltern zubringen werde.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Reiche und arme Leute.

In dem Hause des Commerzienrathes war es seit langen Jahren der Brauch gewesen, daß sich die ganze Familie am Weihnachtsabend zur Bescheerung dort versammelte. Als dies eingeführt wurde, hatte man auch an zukünftige Kinder gedacht, und sollten diese von der ganzen Familie ebenfalls mitgebracht werden. Nun aber beschränkte sich die Nachkommenschaft auf die beiden Sprößlinge des Doktors, welche wohl in den ersten Jahren erschienen, dann aber wegbleiben mußten, weil es, wie Marianne versicherte, ihren Mann, den Herrn Alfons, nie so schmerzlich berühre, daß er selbst keine Nachkommen habe, wie an diesem Abend, wo er die Lust und das Vergnügen der anderen mit ansehen müsse. Der Doktorin war es schon recht, daß sie ihre Kinder nicht mehr mitzubringen brauchte, denn hiedurch hatte sie nun auch zuweilen einen Vorwand, um zu Hause bleiben zu können.

Daß durch diese Maßregel die Weihnachtsabende im Hause des Commerzienrathes an großer Heiterkeit gewonnen, wollen wir gerade nicht behaupten. — Im Gegentheil! Die lustigen Kinderstimmen hatten Anfangs doch einige Abwechslung in die feierliche und manchmal frostige Unterhaltung gebracht.

Die alte Räthin, welche die ganze Bescheerung, wie überhaupt fast Alles im Hause, leitete, ließ für jedes ihrer Kinder, — darunter war diesmal auch der Schwiegersohn verstanden, — einen sehr hübschen Baum machen, vor welchem ein Tischchen stand, worauf die Geschenke ausgebreitet waren.

Diese Bescheerung wurde im Wohnzimmer der Räthin abge-

halten, und wenn Alles bereit war, so setzte sie sich in ihre Sophaecke, läutete nach einiger Zeit mit der Klingel, der Bediente öffnete die Thüre und die Kinder traten herein.

Der Commerzienrath zählte sich an solchen Abenden auch mit darunter, und er war es in der That allein, der seine Freude noch mit einem gewissen Anflug von Kindlichkeit kundgab. Gewöhnlich blieb er wie geblendet unter der Thüre stehen, und rief fast jedesmal aus: „ah! das übertrifft heute alle früheren Jahre! — unbedingt alle früheren Jahre! Mama, du hast wahrhaft verschwendet in vergoldeten Nüssen und Wachskerzen. — Kinder," fuhr er dann lustig fort, nachdem er seiner Frau dem Herkommen gemäß zuerst die Hand geküßt, „bedankt euch bei Mama, denn die Tische scheinen mir sehr schön besetzt zu sein."

Jedes wußte, wo sein Platz war, und nachdem alle dort die meistens sehr schönen Sachen flüchtig übersehen, folgten sie dem Beispiel von Papa und küßten der Commerzienräthin ebenfalls die Hand.

Die Bescheerungen bestanden für die Damen aus schweren seidenen Stoffen zu Kleidern und Mänteln, oder aus kostbaren Schmucksachen, aus bisher noch fehlenden Stücken zum Silbergeschirr, aus einem Fußteppich, aus Bronzegegenständen aller Art oder aus Stickereien. Letzterer Artikel aber wurde von Jahr zu Jahr seltener.

Arthur, als der Jüngste, erschien natürlicher Weise auch zuletzt, um Mama die Hand zu küssen, doch blickte die Räthin, als er heute vor sie hintrat, wie unabsichtlich in den leeren Raum hinaus, und ihre Hand, statt sie dem Sohne darzureichen, faßte das Sacktuch und führte es an die Lippen, da sie gerade leicht hustete.

Der Maler ließ sich aber durch dieses Zeichen einer fortdauernden Ungnade nicht abschrecken, sondern wartete geduldig eine ziemliche Zeit, bis Hand und Sacktuch wieder auf dem Tische ankamen, dann ergriff er Beides zugleich und drückte seine Lippen auf die

Hand der Mutter. Die Räthin warf ihm dabei einen Blick zu, der nicht übermäßig freundlich war, aber auch nicht mehr so finster und zornig, wie er es in den letzten Tagen nach jener unglückseligen Probe der lebenden Bilder gewohnt war.

„So ist's Recht, Mama," flüsterte der Commerzienrath seiner Frau über die Schultern, „laß den Groll fahren; man kann doch nicht immer so fort machen; und gewiß hat Arthur sein Unrecht eingesehen."

Die Räthin hob ihren Kopf etwas empor, die spitze Nase und die grauen Augen wandten sich ziemlich drohend gegen den Gemahl, als sie erwiderte: „das Letzte kann ich nicht glauben, denn wenn Jemanden seine Handlungsweise leid ist, so thut man Schritte, um sein Unrecht wieder gut zu machen. Und das hat Arthur nicht gethan."

„Aber Mama ließen mich ja seit jenem Tage nie über diese Angelegenheit zu Worte kommen, so oft ich das auch versuchte," versetzte der Maler. „Sie wünschen ja beständig, ich solle darüber schweigen."

„Allerdings wünschte ich das," antwortete die Räthin, „denn alle deine Reden, die du an mich hieltest, zielten darauf hin, gegen mich den Beweis zu führen, daß du doch nicht so Unrecht gehabt und daß ich die Sache zu ernst genommen. — In solchen Fällen aber," fuhr sie strenger fort, „besonders wo es den Anstand des Hauses betrifft, den ich nie ungestraft verletzen lasse, verlange ich, wenn dies doch einmal geschehen, daß man rückhaltslos sein Unrecht einsehe. —"

„Ja, ja, Arthur," nahm der Commerzienrath das Wort, „und daß man sich alsdann auf Gnade und Ungnade ergibt."

Die Räthin trommelte leise auf den Tisch, und ihre Blicke schweiften mit außerordentlicher Majestät durch das Zimmer.

„Du aber hast capituliren wollen und sogar Bedingungen vorgeschrieben," bemerkte Herr Alfons lachend. „Mama war so gütig,

dich für den begangenen faux pas nicht sogleich vor der ganzen Gesellschaft bloßzustellen, nun aber hättest du nach der Probe die Angelegenheit mit deiner schönen Doktorin bestens arrangiren sollen."

„Das konnte ich nicht," sagte Arthur bestimmt; „ich mag Niemanden, am allerwenigsten meine besten Freunde, vor den Kopf stoßen. Bin ich voreilig gewesen, so thut es mir leid; aber wenn Mama die lebenden Bilder zur Ausführung bringt, so kann das Decamerone von Winterhalter in der gleichen Besetzung wie bei der Probe nicht fehlen; wenigstens ich für meinen Theil kann nichts dazu thun."

„Wenn man aber mit dem Doktor spräche?" meinte Alfons.

„Hast du vielleicht Lust dazu?" fragte Arthur.

„Es wäre das nicht meine Sache; aber wenn vielleicht Papa —"

„Nein; ich muß für solche Commissionen danken," entgegnete der Commerzienrath. „Der Tausend auch! was ich nicht eingebrockt, das esse ich auch nicht aus."

„Die Räthin hatte ihren Mund fest zusammen gezogen und schien das Gespräch ohne alle Theilnahme anzuhören; doch wer den Blick ihrer Augen kannte, wußte, daß dies nicht der Fall war.

„Die Frau hätte aber leicht merken können, wie unangenehm es manchen der Mitwirkenden war, als du ihr so unverhofft diesen ausgezeichneten Platz anwiesest."

„Bah!" sagte Arthur, „das freut Keine von einer Anderen, und ihr möchtet hinstellen, welchen Maler ihr wollt, er fände kein passenderes Gesicht für diese Königin, als gerade das der Doktorin F., umgeben von all' den schönen Mädchen, die wir zusammen gelesen. — Ach, Mama," wandte er sich schmeichelnd an die Räthin, „seien Sie diesmal nachsichtig, lassen Sie meinetwegen, um mit Papa zu reden, Gnade für Recht ergehen. — Denken Sie doch nach, wer hat sich eigentlich über diese Geschichte beleidigt gefühlt? — Die alte Frau v. W., die es Ihnen, Mama, nie verzeihen kann,

daß Sie so prächtige Soiréen zu arrangiren im Stande sind. Und dann vielleicht die Töchter des Oberregierungsrathes D. mit ihrem schlackeligen Bruder, — eine hochmüthige Familie, die ja schon früher einmal mit uns in Unfrieden lebte, weil sie sich gegen uns so außerordentlich herausfordernd benommen."

Arthur manövrirte ziemlich klug, und man sah, wie sich die Nase der Räthin bei der Erwähnung der Familie des Oberregierungsraths D. immer höher erhob. Die Anspielung auf eine Streitigkeit zwischen beiden Häusern war allerdings wahr und konnte diesseits niemals vergessen werden, denn die Frau Oberregierungsräthin hatte vor einigen Jahren in einer Soirée, als von Vorfahren die Rede war, die Frechheit gehabt, zu behaupten, der Urgroßvater des Commerzienraths sei wirklich ausübender Barbiergehülfe gewesen, wogegen derselbe in Wahrheit als wundärztlicher Gehülfe bei einem renommirten Arzte seiner Zeit fungirt haben sollte, wie die Ueberlieferungen des Hauses des Commerzienrathes deutlich besagten.

„Also ich unterwerfe mich auf Gnade oder Ungnade," fuhr Arthur lachend fort, „aber dann thun Sie mir für dieses Mal den Gefallen, Mama, belassen Sie die Sache, wie sie ist und bringen mich nicht in den unangenehmen Fall, gegen den Doktor und seine Frau Schritte thun zu müssen, die von höchst ernsten Folgen sein könnten. — Gewiß, Mama, Ihre Soirée muß glänzend werden; man soll davon noch Jahre lang sprechen, und Sie können mir glauben, alle Bilder müssen superb gelingen, und das Decamerone wird sich nicht am schlechtesten ausnehmen."

„Würde sich vielleicht nicht am schlechtesten ausnehmen, willst du sagen," entgegnete streng die Räthin; „von wird kann nicht die Rede sein, da ich beschlossen habe, daß die ganze Soirée unterbleiben soll."

„Ah! das ist etwas Anderes," erwiderte Arthur mit kaltem

Tone, indem er sich von dem Tische zurückzog; „dann habe ich freilich nichts mehr zu bitten. Verzeihen Sie, Mama.“

Es entstand hier eine unangenehme Pause, und obgleich sich alle Anwesenden mit dem Beschauen ihrer Sachen zu beschäftigen schienen, so hörte man doch keine Ausrufe der Freude, kein lautes gegenseitiges Mittheilen: Jedes sah stumm auf seinen Platz nieder und man vernahm während mehrerer Minuten nichts als das Picken der Standuhr oder das Knistern der kleinen Wachskerzen an den Bäumen.

„Wo ist denn deine Frau?“ fragte endlich Mama ihren Sohn. — „Heute Abend hätte ich sie sicher erwartet. Soll ihr Tisch dort wieder unberührt stehen bleiben?“

„Ich muß um Verzeihung bitten,“ erwiderte der Doktor, während er an den Sopha trat, „daß ich Bertha nicht schon längst entschuldigte. Die Kinder hatten ein kleines Malheur, — ziemlich unbedeutend: der Tannenbaum gerieth in Brand und versengte etwas Weniges Oskars Haare. — Nun muß doch Jemand bei den Kindern bleiben, und Bertha —“

„Deine Frau als gute Mutter blieb zu Haus,“ warf Alfons mit einem unangenehmen Lächeln dazwischen. „Ja, das kann ich mir denken; eine Mutter läßt ihre Kinder nicht gerne allein.“

Die Commerzienräthin blickte ihrem Sohn forschend in die Augen und fragte darauf ziemlich theilnehmend: „und weiter ist es nichts?“

Der Doktor schwankte einen Augenblick und war wohl versucht, die Scene, die er heute Abend mit seiner Frau erlebt, den Eltern zu schildern. Doch bemerkte er den lauernden Blick seines Schwagers und mochte nun um Alles in der Welt diesem nicht das Vergnügen bereiten, das er immer empfand, so oft er etwas Unangenehmes aus des Doktors Haushalt erfuhr.

„Es ist in der That nichts weiter,“ versicherte aus diesem

Grunde Eduard. „Morgen springen die Kinder wieder herum und werden schon in aller Frühe kommen, um ihre Geschenke abzuholen."

Nachdem die Bescheerung in dem Hause des Commerzienrathes auf die eben beschriebene Art stattgefunden, war es der Brauch, daß die Familie gemeinschaftlich ein kleines Souper einnahm. Das geschah denn auch heute; doch kalt und frostig, wie der Weihnachtsabend begonnen, endete er auch für diese reichen und in ihren Kreisen vornehmen Leute.

Der Commerzienrath war wohl der Einzige, der sich dies nicht besonders anfechten ließ; er fand das Souper vortrefflich, sprach über die kommenden Feiertage, und fürchtete Schnee und Regen, wobei er mehrmals das Sprichwort citirte, daß grüne Weihnachten weiße Ostern brächten. Hie und da redete er auch Einiges über Politik, über das muthmaßliche Fallen und Steigen der Papiere und über irgend eine großartige Spekulation, die hier oder dort gelungen oder mißlungen sei.

Alfons allein gab der Mutter zusammenhängende und richtige Antworten, die Uebrigen schienen alle mehr oder minder zerstreut zu sein.

Die Räthin saß aufrecht in ihrem Stuhle und nickte jedesmal dankend mit dem Kopfe, so oft der Bediente eine Schüssel präsentirte. Sie aß nur einige Löffel Compott und trank etwas rothen Wein mit Wasser dazu, im Uebrigen aber hustete sie oftmals in ihr Sacktuch hinein, machte auch kleine Trommelversuche, die sie aber gleich darauf wieder einstellte, denn das Tischtuch dämpfte jeden schönen Klang.

Am einsylbigsten war Arthur; die Unterredung mit der Mutter hatte ihn verstimmt und betrübt, das ganze Aufgeben der Soirée mußte nothwendiger Weise auf das feine und richtige Gefühl der Doktorin einen peinlichen Eindruck machen. Dabei schien sich der Maler heute Abend im Kreise der Familie auch noch aus andern Gründen sehr unbehaglich zu fühlen und sich sobald als möglich

hinweg zu sehnen. Er soupirte mit außerordentlicher Hast, ohne deßhalb den Gang des Ganzen auch nur im Geringsten beschleunigen zu können, und dabei blickte er häufiger als gerade nothwendig war, auf die Standuhr seinem Platz gegenüber, die, so langsam ihr Zeiger auch fortschritt, doch schon halb Zehn anzeigte. — „Spät! spät!“ murmelte er ungeduldig in sich hinein.

Selbst Marianne, die oftmals bei ähnlichen Veranlassungen die Kosten der Unterhaltung allein trug, und bald mit Diesem, bald mit Jenem plaudernd, einiges Leben hinein brachte, war nachdenkend, blickte häufig starr auf ihren Teller und fuhr wie erschreckt empor, wenn sie der Papa etwas fragte. Doch war es nicht die allgemeine Langeweile, die auch sie bedrückte, sie war ja an der Seite ihres einsylbigen und oft mürrischen Mannes, sowie auch, da sie im Hause wohnte, und sich viel in Gesellschaft der Mutter befand, dergleichen schon gewöhnt. Heute Abend war etwas besonders Eigenthümliches passirt. Vor ein paar Stunden ging sie absichtslos mit leisen Schritten bei dem Zimmer ihres Mannes vorbei und sah durch die ein wenig geöffnete Thüre, daß er ein Paket Damenhandschuhe — Frauen pflegen sich darin nicht zu irren — sauber in weißes Papier einschlug, mit einer rothen Schnur umgab, siegelte und überschrieb. Anfänglich dachte sie, es sei das eine Ueberraschung für den heutigen Abend. Aber wozu dann siegeln und überschreiben, wenn man im gleichen Hause wohnt? — Sie konnte das nicht vergessen, und als sie an den Tisch trat, wo ihre Sachen lagen, war ihr erster Blick nach den Handschuhen; aber unter all den Sachen war nichts, was jenem Paketchen ähnlich gesehen hätte. — Sie schüttelte den Kopf und konnte es nicht vergessen. —

Wenn uns der geneigte Leser freundlich folgen will, so verlassen wir das reiche Eßzimmer des Commerzienrathes, den kostbar servirten Tisch mit seinem Silbergeräthe, seinem feinen Krystall und Porzellain und seinen verdrießlichen Gesichtern, — wir verlassen

es, schauen uns aber unter der Thüre nach Arthur um, der, den Blick auf Mama geheftet, nicht erwarten kann, bis sie ihre Serviette hinlegen und so das Zeichen zum Aufbruch geben wird. — Wir verlassen das Haus und wandeln durch die stiller gewordenen Straßen nach der Balkengasse, wir treten in ein uns schon bekanntes Haus; doch ehe wir die Treppen hinauf steigen, wollen wir uns erlauben, einen Blick rückwärts zu thun, rückwärts in der Zeit nämlich, um zu sehen, wie unsere Freunde hier den heiligen Christabend zugebracht.

Da Herr Staiger, wie wir bereits wissen, nur zwei Zimmer bewohnte, die noch obendrein so gelegen waren, daß man durch das eine mußte, um in das andere zu gelangen, so würde es außerordentlich schwer gewesen sein, im Geheimen die Vorbereitungen zur Weihnachtsbescheerung zu treffen, wenn sich Clara nicht wie in allen Dingen, so auch hierin sehr gut zu helfen gewußt hätte. Im Vorzimmer nämlich traf sie alle ihre Anstalten; dort stand der kleine Tannenbaum, den sie für weniges Geld gekauft, und dort wurde er mit einigen Aepfeln, mit Flittergold und ein paar Kerzchen aufgeputzt und besteckt.

Damit nun diese Vorbereitungen von den Kindern nicht gesehen würden, hatte die ältere Schwester ihnen eingeschärft, stets die Augen zu schließen oder nach der rechten Seite zu sehen, wenn sie durch dieses Zimmer gingen. „Der liebe Christ," sagte sie, „wird daran euren Gehorsam erkennen, und da er augenblicklich erfährt, wenn eines von euch hinter den Ofenschirm gesehen, so würdet ihr alsdann an Zuckerwerk und Spielsachen gar nichts finden, wohl aber eine große Ruthe, welche außerordentlich fähig ist, kleinen Kindern einen gewissen Theil des Körpers zu bearbeiten."

Wir müssen aber auch gestehen, daß Clara für den heutigen Weihnachtsabend schon ein Uebriges gethan hatte, und sie hatte hierzu nicht einmal, wie sonst immer, ihrer eben erst erhaltenen

Monatsgage zuzusprechen gebraucht; denn der Vater war vor ein paar Tagen mit einem höchst zufriedenen Gesichte von seinem Verleger, dem Herrn Blaffer, zurückgekehrt, und hatte triumphirend eine Rolle mit fünfzig Gulden auf den Tisch gelegt. Nicht nur war ihm sein Honorar bedeutend erhöht worden, sondern der edelmüthige Verleger hatte ihm auch noch von den früheren Arbeiten her eine Zulage zusammengerechnet und baar eingehändigt.

Woher diese Gelder eigentlich kamen, wissen wir besser als der alte Herr und seine Tochter. — Genug, sie waren da und wurden auf's Beste verwendet, was beinahe den ersten kleinen Streit seit langen Jahren zwischen Vater und Tochter hervorgerufen hätte. Clara behauptete nämlich, ein neuer Winterrock sei für den Vater unbedingt nothwendig, er dagegen meinte, ein Mantel für Clara sei noch viel nothwendiger; doch siegte der Oberrock, indem Clara sagte, sie halte es für eine Sünde, für die paar Gänge, die sie zu Fuß zu machen habe, das viele Geld auszugeben. Daß der Winterrock einen Hauptbestandtheil der heutigen Bescheerung bilden sollte, verstand sich von selbst.

Obgleich Herr Staiger seine Tochter Clara ohne Einschränkung alle Kassengeschäfte besorgen ließ, so hatte er doch diesmal mit pfiffigem Lächeln einige Gulden aus der Rolle für sich behalten und nach langem Zögern und vielen Ausflüchten seiner Tochter anvertraut, es sei doch nicht mehr als schicklich, daß er auch seinem Freunde Arthur, der ja am Weihnachtsabend kommen werde, etwas Weniges unter den Christbaum lege. — Von den Pelzmanschetten, die er für Clara kaufen wollte, sagte der alte lügenhafte Mann natürlicher Weise nichts und freute sich wie ein Kind, daß ihm sein Betrug so gut gelungen; denn als er Arthur's Namen genannt, da hatten ihre Augen geglänzt und sie ihm zugestimmt und versichert, das sei ein ganz glücklicher Gedanke, wenn sie selbst auch — eine unbedeutende Cigarrentasche für den Bekannten ihres Vaters

gestickt, so sei dies doch nicht der Rede werth und würde auf dem großen Teller allein gar zu mager, zu unbedeutend aussehen.

Als der heilige Abend herangekommen war, da wurden die Kinder zu einer Nachbarin geschickt und ihnen auf's Strengste eingeschärft, erst nach einer Stunde und zwar bei völlig eingebrochener Dunkelheit zu erscheinen. Wenn sie auch nicht zu früh kamen, so hörte man sie doch mit ungeheurer Pünktlichkeit zu der angegebenen Zeit die Treppen heraufsteigen und nach der Wohnung eilen. Clara trat ihnen aber im Vorzimmer entgegen und hielt sie auf.

„Aber wir kommen doch nicht zu früh?" versetzte das kleine Mädchen; „wir sind so lange ausgeblieben, als du es gesagt, liebe Clara."

„Ja, und jetzt möchten wir auch sehen, was das Christkindchen für uns mitgebracht hat."

„Das wird nicht zu viel sein," sagte die ältere Schwester, indem sie ihrem Bruder die Mütze abnahm und auf eine Stuhllehne hängte. „Das Christkind hat sich bei uns erkundigt, und wenn wir euch auch nicht gerade sehr verklagten, so mußten wir ihm doch Einiges sagen, weil es darnach gefragt."

„Und was hat es denn von mir wissen wollen?" fragte der kleine Bube mit einem ziemlich langen Gesicht.

„Allerlei Sachen," entgegnete Clara, „ob du folgsam seiest und in der Schule artig und aufmerksam, ob du auch gleich nachher nach Hause kommest oder ob du dich mit anderen Buben auch wohl Stunden lang auf den Schleifen herumtreibest und Schneeballen machest, ob du beim Mittagessen Alles thuest, was man dir sagt, ob du deine Suppe essest und nichts davon verschüttest und ob du ruhig sitzen bleibest und nicht zu viel sprechest."

„Und was hast du geantwortet?"

Clara zuckte mit ernsthafter Miene die Achseln. „Ja," sagte sie, „so lieb ich dich auch habe, Alles konnte ich nicht läugnen; doch habe ich nicht vergessen, daß du mir gestern noch versprochen,

du wollest von jetzt an sehr artig, sehr lieb und folgsam sein. — Und das hat das Christkindchen gern gehört."

„Und du meinst, es werde mir nicht böse sein, und doch etwas bringen?"

„O, ich glaube das bestimmt, namentlich wenn du jetzt recht artig bist und dich mit Marie noch hier eine Zeit lang aufhältst, bis ich euch rufe; denn ihr wißt, das Christkindchen schickt heute Abend die Sachen, und erst, wenn sie da sind, kann ich sie euch geben."

„Aber wenn es sie heute Abend erst schickt, so kommen sie ja hier durch das Zimmer und dann sehe ich sie zuerst," meinte Karl.

„Da irrst du dich sehr," bemerkte die kleine Marie, „es kommt drüben an's Fenster geflogen und reicht da Alles herein."

„Aber das möchte ich einmal sehen. Clara, kannst du mich nicht rufen, wenn es geflogen kommt?"

„Nein, nein," entgegnete lachend die Tänzerin; „das wäre noch schöner! Da dürfen keine kleinen Kinder zusehen, sonst fliegt es vorbei und bringt gar nichts. — Also wollt ihr recht brav hier auf dem Bänkchen sitzen bleiben, bis ich euch rufe?"

„Ja gewiß," sagte Marie. „Und ich will dem Karl was erzählen, dann wartet er gerne und schläft auch nicht ein."

„O, ich werde nicht schlafen!" versetzte bestimmt das Bübchen.

Und dann gingen die beiden Kinder mit einander zu einem Fußschemel, und setzten sich darauf hin. Marie nahm die rechte Hand ihres Bruders, und dieser strampelte mit den Füßen und sagte: „wenn das Christkind nur bald kommt!"

Clara war unterdessen mit leisen Schritten nach dem anderen Zimmer zurückgekehrt und half ihrem Vater noch ein paar bunte Papierstreifen, sowie auch ziemlich dünne Talglichtchen an dem kleinen Weihnachtsbaum befestigen. Dann holte sie all' die prächtigen Sachen hervor, mit denen die Kinder beschenkt werden sollten. [Zu]erst kam das Nützliche, und zwar für Marie eine neue Schürze

und ein kleines wollenes Halstuch, für das Bübchen aber eine Schiefertafel, da die alte im letzten Straßenkampf zu Grunde gegangen war, ein Federrohr und ein paar von ihm sogenannte Herrenstiefel; das waren nämlich Stiefel mit Schäften, wonach er schon lange geschmachtet und die ihm sein Pathe Schuhmachermeister verehrt. Hierauf folgte das Angenehme: für das Mädchen eine Puppe, welcher die Tänzerin aus verschiedenen Lappen und Flittern, die sie in der Garderobe gesammelt, ein prachtvolles Ballkleid verfertigt hatte. Die Puppe hatte eigenes Haar und war à l'enfant frisirt; wie ihre Legion von Schwestern schaute sie ungeheuer verwundert in die Welt, hatte dazu die Arme und Füße etwas Weniges verdreht; letztere standen ungeheuer auswärts, und die Finger hielt sie nach Art der preußischen Infanterie: den kleinen Finger an der Hosennaht. — Für Karl hatte Clara längere Zeit zwischen einer Trommel und einem Schaukelpferd geschwankt, sich aber auf Zureden des Vaters für das Letztere entschieden. — „Denn," meinte Herr Staiger, „er würde mit seiner Trommel ein schönes Gerappel machen, was meinem Onkel Tom und dem Herrn Blaffer nicht zu gut käme, und ich muß mich nun doppelt zusammen nehmen, um vortreffliche Arbeit zu machen, denn ich werde jetzt in der That so anständig honorirt, daß ich täglich mit Bequemlichkeit über zwei Gulden verdienen kann. — Ich hätte nie geglaubt, daß es mir noch so gut gehen würde."

Clara arbeitete emsig an ihrem Baum, stellte die eben genannten Sachen so prächtig auf und so schön in's Licht, daß sie in der That einen großartigen Effect machten.

„Weiß der Herr," sagte freundlich Herr Staiger, der, die Hände auf dem Rücken, behaglich dieser Arbeit zusah; „es geht mir heute Abend wie jenen Savoyardenknaben bei ihrer Melonenschnitte: ich fühle mich auch glücklicher als ein König; es ist das wieder ein angenehmes, liebes Weihnachtsfest, wie sie mir aus meiner Jugend her in Erinnerung sind und wie wir sie einige

Male hatten, als deine selige Mutter noch lebte. — Siehst du, Clara," fuhr er gerührt fort, „ich glaube, der liebe Gott hat mein Leben wunderbarlich geführt und gibt mir noch einen fröhlichen Abend des Lebens. Ich weiß nicht weßhalb, aber es kommt mir nun einmal so vor. — Meine Jugend war hell und glücklich beschienen, dann kamen schlimme Jahre und ich mußte lange im kalten Schatten dieses Lebens wandeln. Aber jetzt wenn ich so den kleinen Tannenbaum ansehe, wie seine Nadeln bei jeder Bewegung spielen, und wie das Gold durch die feinen Zweige glänzt, jetzt ist es mir gerade, als stände ich auf der Höhe meines Lebens, — das heißt auf der Höhe, auf welche bald die allgemeine Ruhe folgt, — sähe aber vorher noch hinab in ein freundliches, von der Abendsonne beschienenes Thal; ich sehe es hinter den Bäumen stehend, wenn ich aber noch einen kleinen Schritt, noch eine kleine Spanne Zeit vorwärts schreite, so stehe ich unter den sanft rauschenden Zweigen und den leise im Abendwind säuselnden Blättern, und der herrliche Glanz einer niedersinkenden Sonne strahlt prächtig auf meinen Pfad. — — Gewiß, Clara, das fühle ich; und wenn dem so wäre, so würde es mich glücklich machen um deinetwillen. — Ja, mein Kind, wenn nur ein frohes Geschick unser Leben freundlich wenden sollte, so würde ich Gott auf's Herzlichste danken und es als eine Belohnung ansehen für deine unendliche Liebe und Güte für mich alten Mann und deine kleinen Geschwister, denen du Alles bist."

Während Herr Staiger so sprach, blickte er wie träumend und mit so glänzenden Augen, als schaue er wirklich all' das Schöne, in den Tannenbaum. Dabei aber zitterte seine Stimme und seine Blicke verdunkelten sich zuweilen seltsam, um gleich darauf ein doppeltes Licht auszustrahlen, — zwei Lichtpunkte, die sich langsam über seine Wangen hinab bewegten.

Clara hielt in ihrer Arbeit inne, als ihr Vater so sprach, und ihr Ohr lauschte gläubig seinen Worten. Auch ihr Blick erweiterte

sich, ihre Brust hob sich mühsam, von einem unnennbar süßen Gefühl geschwellt, einem Gefühl, das, von der Phantasie des alten Mannes ausgehend, bei ihr eine andere und bestimmtere Form gewann. Sollte er vielleicht Recht haben, sollte sich der Abend seines Lebens nochmals verschönern und vielleicht einen noch helleren Glanz auch über sie ausgießen? — O nein! nein! das war ja unmöglich; sie mochte und konnte nicht weiter denken, denn ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen; sie legte sanft ihre Arme um den Arm des Vaters, senkte den Kopf auf seine Brust, und während sie sich darauf bemühte, ihm die Thränen von den Wangen zu küssen, bemerkte sie nicht, daß auch die ihrigen floßen.

„Wir sind aber recht kindisch," sagte der alte Mann nach einer Pause, indem er, das Gesicht seiner Tochter mit beiden Händen umfassend, es sanft in die Höhe hob, um ihr in die schönen, edeln und reinen Züge zu sehen. — „Jetzt geht es uns wieder einmal etwas gut und wir weinen wie die Kinder."

„Aber nicht aus Schmerz, Vater," versetzte Clara sanft, „gewiß nicht aus Schmerz. Vielleicht geht dein schöner Traum in Erfüllung, und das war der Anfang von Freudenthränen."

„Ah! Freudenthränen sind schön! — Doch jetzt wollen wir lustig sein; bring' deine Arbeit zu Ende, damit die Kinder draußen nicht zu lange zu warten brauchen. — Aber wahr ist es: unser Zimmer ist heute Abend so behaglich, so angenehm, und mir ist dabei so wohl, ich möchte jeder Ecke, jedem Stuhl und Tisch guten Abend sagen und die Wände mit der Hand pätscheln, — es ist hier so warm und wohnlich. — Und dann, was für ein kostbares Souper erwartet uns! — Ein delicater Kalbsbraten und vortreffliche Kartoffeln. Eigentlich eine Verschwendung; aber nehm' dich ja zusammen, Clara, daß dir Alles gut geräth und der Braten nicht anbrennt; wir müssen unserem Gast alle Ehre anthun, und das Wenige, was wir geben, muß gut sein."

„Meinst du, er werde auch kommen?" fragte Clara schüchtern,

indem sie sich gegen den Tannenbaum wandte, um dort noch ein kleines Netz von Papier zu befestigen.

„O unbesorgt!“ sprach Herr Staiger mit bestimmtem Tone, „er hat es mir versprochen, und was er mir verspricht, das hält er auch.“

„Ja, ja, Papa, wenn er es dir versprochen hat, so wird er auch sicher kommen,“ erwiderte die Tänzerin, während um ihren kleinen Mund, den sie fest zusammen zog, ein ganz leichtes, leichtes, aber höchst liebenswürdiges Lächeln spielte.

„Da ist mir was eingefallen,“ sagte Herr Staiger nach einer Pause; „wir hätten wohl mit der ganzen Bescheerung warten können, bis Herr Arthur gekommen wäre; ich glaube, es würde ihn freuen, das einmal bei uns mit anzusehen.“

„Glaubst du das in der That?“ fragte eifrig das Mädchen, indem sie sich rasch herum wandte. — „Ach nein! das ist zu kleinlich für ihn; auch würden die Kinder nicht gerne so lange warten.“

„O, die Kinder warten schon, wenn wir ihnen sagen, Herr Arthur komme; sie haben ihn so außerordentlich lieb.“

„Das ist wahr,“ sagte nachdenkend die Tänzerin mit ganz leiser Stimme. — „Aber,“ fuhr sie lauter fort, „Herr Arthur wird wahrscheinlich spät kommen. — Hat er das nicht gesagt?“

„Er meinte, es könnte bis acht Uhr reichen; sie haben natürlicher Weise zu Haus auch eine Bescheerung.“

„Ah! was werden die vergnügt sein bei ihren vielen schönen Sachen!“

„Davon hängt's nicht ab, mein Kind,“ entgegnete Herr Staiger. „Hoffen wir nicht auch vergnügt zu sein? Und doch sehe ich bei uns gerade nichts von Kostbarkeiten. — Also Herr Arthur versprach mir, um acht Uhr zu kommen; er meinte sich vom Nachtessen dort dispensiren zu können und freute sich sehr auf das unsrige.“

„That er das wirklich?“ fragte Clara anscheinend unbefangen.

Gewiß, gewiß,“ antwortete der alte Mann; „das kannst du

auch wohl sehen, daß er gerne hier bei uns ist, denn wegen der Illustrationen braucht er nicht so oft zu kommen, wie er es thut."

„So? — glaubst du wirklich?" versetzte die Tänzerin, wobei sie sich rasch abwandte, um nach dem Vorzimmer zu gehen. Doch blieb sie wieder stehen und sagte ohne zurückzuschauen: „also meinst du wirklich, wir sollen mit der Bescheerung warten, bis er kommt? — Aber die Kinder werden schläfrig und ich kann sie nicht hier in's Zimmer herein nehmen, sonst würden sie ja alle meine Anstalten sehen."

„Weißt du was," meinte Herr Staiger, „so setzen wir uns zu ihnen in das Vorzimmer, es ist da warm genug; unser braver Ofen speit heute Abend eine außerordentliche Hitze aus."

„Aber du mußt die Kinder vorher fragen, ob sie warten wollen; am Weihnachtsabend haben sie darüber zu bestimmen."

„Versteht sich, aber du wirst sehen, wie bereitwillig sie sind."

Dies war denn auch der Fall, und als die Kinder hörten, ihr lieber Herr Arthur werde kommen und an der Bescheerung Theil nehmen, da waren sie sehr zufrieden und warteten gern noch länger.

„Wohl noch eine ganze Viertelstunde," sagte das Bübchen.

Clara war in dem Zimmer zurückgeblieben und benutzte die augenblickliche Abwesenheit ihres Vaters, um auch für diesen die Geschenke aufzustellen. Sämmtliches für die Familie war auf dem großen Tische befindlich; und über ein kleines Nähtischchen, das daneben stand, hatte die Tänzerin eine Serviette gebreitet, darauf lag das bewußte Cigarren-Etui neben einem kleinen, kaum fußhohen Christbaum, den Clara aus grünem Papier künstlich gearbeitet, und der mit Miniaturkerzen und Zuckerzeug auf's Freundlichste verziert war. Das Geschenk ihres Vaters für Arthur, ein kleines Feuerzeug, befand sich ebenfalls dort. Clara hatte es kopfschüttelnd betrachtet, indem sie zu sich selber sprach: „und dafür will er über zwei Gulden ausgegeben haben? — Papa versteht aber durchaus nicht einzukaufen."

Draußen im Vorzimmer hatte sich unterdessen Herr Staiger zu den Kindern gesetzt; das Mädchen saß auf dem Schemel und lehnte ihren Kopf an die Kniee des Vaters, der Knabe saß auf dessen Schooß und war unersättlich im Anhören der furchtbarsten Geschichten. Herr Staiger mußte die Geschichte von der schrecklichen Wasserschlange, die das Schiff auf dem Weltmeer verfolgt und jeden Tag eine neue Beute fordert, zum Gott weiß wie vielsten Male erzählen, wobei es dem Bübchen besonders aber um den Schluß zu thun war; denn als schon sehr viele Offiziere und Matrosen verzehrt sind, wirft man ihr die ganze Schiffsapotheke in den Rachen, worauf es der Schlange hundeübel wird und sie plötzlich stirbt.

Da nun aber dergleichen Geschichten am heutigen Abend noch sehr viele erzählt werden mußten, mit deren Wiederholung wir den geneigten Leser jedoch verschonen wollen, bitten wir ihn, während dieser Zeit mit uns auf einige Augenblicke in das Zimmer der Madame Wundel, der Staiger'schen Wohnung gegenüber zu treten.

Fünfzigstes Kapitel.

Verschämte Hausarme.

Hier wurde der Weihnachtsabend nicht wie bei den übrigen Mitchristen gefeiert; Madame Wundel, die verschämte Hausarmen-Wittwe, fand es begreiflicher Weise unpassend, am heutigen Abend mit irgend Etwas Gepränge zu machen. Ihre beiden Töchter waren erwachsen, weßhalb ihnen ein Christbaum auch weiter keine Freude gemacht hätte; sich gegenseitig zu beschenken, wäre ebenfalls unnöthig gewesen, daher sie denn das Fest still unter sich und unter

andächtigen Betrachtungen feierten. Das klingt für uns, die wir den Charakter von Mutter und Töchtern kennen, zwar unglaublich, aber es verhielt sich wirklich so. — Im Ofen brannte ein spärliches Feuer, so daß das Zimmer nur sehr mäßig erwärmt war; der Tisch war mit einem groben Tuche bedeckt und auf demselben befand sich eine Schüssel mit Kartoffeln in der Schale neben einem Salzfasse, einem Stücke schwarzen Brode und einer Flasche voll klaren Wassers.

Madame Wundel saß an diesem Tische, ihr gegenüber die älteste Tochter Emilie, und Beide hatten Gebetbücher vor sich, in welchen sie eifrig zu lesen schienen.

Wir sagen: zu lesen schienen, denn wenn man aufmerksamer hinsah, so bemerkte man wohl, daß die würdige Wittfrau die Nägel ihrer Finger besah, auch zuweilen an die Decke blickte, und daß Emilie den Kopf auf die Seite hielt, offenbar um auf den Gang und die Treppe zu lauschen, zu welchem Zweck auch die Stubenthüre halb geöffnet war.

„Jetzt kann er wohl drunten sein," sprach die Mutter nach einer längeren Pause.

„Ja, mir scheint, er schleiche auf der untersten Treppe," erwiderte die Tochter. — „Richtig! da höre ich ihn auch husten. — Wenn der nur bald ausgehustet hätte!"

„Ein langweiliger, miserabler Kerl!" meinte die Wittwe.

„Und schleicht wie ein Gespenst in den Häusern umher," entgegnete Emilie. „Bin ich doch wirklich erschrocken, als er vorhin fast unhörbar in's Zimmer trat und sein: Gott sei mit euch, ihr Frauen! krächzte, — der alte Heuchler!"

„Ich bin gar nicht erschrocken," lachte Madame Wundel; „ich wußte wohl aus alter Praxis, daß er diesmal am Weihnachtsabend kommen würde. Vergangenes Jahr kam er am Christfest selbst; er wechselt immer so ab. — Das kann euch wieder ein Beispiel sein," fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie die Hand

in die Tasche gesteckt und dort mit Geld geklappert, „daß ihr eurer Mutter unbedingt folgen sollt. Du hattest wieder Lust, zu sieden und zu braten, und wenn ich deinem Kopfe gefolgt wäre, so hätte uns der Armenpfleger überrascht, und — eine milde Gabe gereicht für Holz und Brod," — diese Worte sprach sie mit demselben nachäffenden Tone wie ihre Tochter, — „während ein schöner Kuchen auf dem Tische stand und vielleicht eine Flasche Wein daneben."

„Leider ist es eine schlechte Welt," erwiderte Emilie achselzuckend, „und für die paar miserable Gulden, die sie uns an den Kopf werfen, leben wir doch in einer wahren Sklaverei. Gehe ich durch die Straßen, bei gewissen Häusern vorbei, da muß ich die Augen niederschlagen und darf höchstens nach einem kleinen Kinde sehen, das zufällig auf's Gesicht gefallen ist, um es aufzuheben, und ihm aus christlichem Mitgefühl die rotzige Nase abzuwischen, — wenn das nämlich Jemand sieht. — Pfui Teufel! Ihr hättet eigentlich wohl ein anderes Geschäft ergreifen können, als das einer verschämten Hausarmen. Uns ist dadurch jede Carriere abgeschnitten; man kann sich nicht einmal mit einem anständigen Liebhaber einlassen, denn das wäre ja die größte Versündigung, wenn sie es erführen."

„Aber man lebt gut," sagte die Wittwe mit einem breiten, behaglichen Lächeln. „Sei nicht undankbar, Emilie; du weißt noch nicht, wie hart es ist, das Brod durch seine Händearbeit verdienen zu müssen."

„Aber dann bin ich frei und kann thun was ich will."

„Geht mir mit eurer Freiheit! Man ist da abhängig von den Launen seiner Herren oder Herrinnen und erst ein rechter Sklave."

„Neulich ging ich in einen Laden," fuhr Emilie ärgerlich fort, „und wollte mir zu meinem karrirtseidenen Kleide ein paar Ellen kaufen. Da sehe ich glücklicher Weise noch früh genug den Armenpfleger, der mich lauernd betrachtete. Vor mir lag ein ganzer Stoß Seidenzeug, und da fragte er auf seine widerliche Manier:

— Sie kaufen doch gewiß nicht von diesen eiteln Geweben? — Was wollte ich machen? — Ich mußte meine Augen niederschlagen und mit einer halben Elle grauen Futternessel abziehen."

„Was übrigens sehr klug von dir war," erwiderte vergnügt Madame Wundel. „Glücklicher Weise scheuen sich diese Spione, Abends auszugehen; und an gewisse Orte, wo wir uns sehr gut amusiren, kommen sie nie hin."

„Ja, wenn auch das nicht wäre, sollte es der Henker aushalten!" sagte Emilie. — „Nun, hat er auch was Rechtes gebracht?"

„Ich kann nicht darüber klagen," schmunzelte vergnügt die Mutter. — „Am Weihnachtsabend da kommt so allerlei zusammen, da wollen die verschiedenen Vereine zur heiligen Zeit noch einen rechten Stein in's Brett bekommen und deßhalb fließen da die Unterstützungen ordentlich. — Ach, daß doch so viel Heuchelei in der Welt ist! Die machen sich selbst was weiß und bilden sich ein, es sei ihnen ein Bedürfniß des Herzens, den Armen mitzutheilen, und bei den Meisten ist's nichts wie Eitelkeit: sie wollen Alle im Jahresberichte und im Wochenblättchen stehen. — Nun also, da habe ich sechs Gulden vom Vereine für verschämte Hausarme, vier Gulden aus der Unterstützungskasse für hülfsbedürftige Wittwen aus dem Honoratiorenstand. — Und dazu können wir uns ja rechnen, seit dein Vater gestorben ist, denn meine Familie stand ehedem stolz da in der Stadt; daß der Mann so traurige Geschichten gemacht hat, ist ein Unglück. Doch will ich seiner nicht im Bösen gedenken, denn hier ist ja auch ein Gulden und dreißig Kreuzer aus der Wittwenkasse für in öffentlichen Anstalten des Staats Verbliebene." — Sie wollte nämlich nicht sagen: „für die im Zuchthaus Gestorbenen," wie es dem seligen Herrn Wundel leider geschehen war, da er Pflegschaftsgelder auf eine für ihn zu vortheilhafte Weise angelegt hatte.

„Das sind ja elf Gulden dreißig Kreuzer," sprach Emilie mit zufriedener Miene; „das reicht schon über die Feiertage."

„O ganz bequem,“ entgegnete die Mutter. „Und dazu kommt noch der zweite Weihnachtstag, wo ich mich im schwarzen Anzug bei dem Prediger des neuen Bundes präsentire und darauf hin einige Anweisungen erhalte für christliche Häuser, wo man anständige Wittwen zu behandeln versteht.“

„O ja, das geht,“ sprach die Tochter nach einigem Nachdenken. „Dann kommt Neujahr, und dabei werden wir wohl so viel heraus schlagen, daß man sich am Carneval ein kleines Vergnügen machen kann.“

Die Mutter packte ihr Geld zusammen, steckte es sorgfältig wieder in die Tasche ihres Kleides, — sie hatte es dort hervor geholt, um ihre Tochter mit dem Glanz des Silbers zu erfreuen. — „Da ist noch eine ganz famose Kasse hier in der Stadt,“ sagte sie nach einer Pause, „an der wir vielleicht auch nächstens einmal Theil nehmen können. — Weißt du, man muß sich nicht geniren, und wenn du wolltest, so könnte ich dorthin bald einmal eine Eingabe versuchen.“

„Was ist das für eine Kasse?“ fragte Emilie.

„Obendrein ist noch ein Freund von dir dort beschäftigt: der Herr Aktuar Schwarz ist der Sekretär.“

„Ah! Mutter,“ versetzte Emilie etwas spitzig, „das muß ich mir alles Ernstes ausbitten!“

„Wie, daß der Herr Aktuar Schwarz dein Bekannter ist?“ fragte Mama mit einer außerordentlichen Unbefangenheit.

„Nein, das nicht,“ erwiderte entrüstet Emilie, „sondern daß du mir vorschlagen willst, ich soll mich an den Unterstützungsverein für alte Jungfern wenden.“

„Ist denn das so was Schlimmes?“

„Es ist schlimm genug, wenn man in Verhältnissen lebt, die es Einem erschweren, eine anständige Verbindung einzugehen.“

„Und wenn uns dieser Freund unterstützt,“ erwiderte Madame Wundel, indem sie ihre Haube zurecht zog, „bist du deßhalb eine

alte Jungfer? — Sieh doch mich an, ich erhalte auch vom Verein für verschämte Hausarme; sind wir denn deßhalb verschämte Hausarme? — Ich wollte Niemand rathen, das uns in's Gesicht zu sagen. — Ah! da bitte ich recht schön! Ihr Mädchen habt eigene Begriffe, wenn man nur einmal ein Wort von einer alten Jungfer fallen läßt, so seid ihr beleidigt. Das ist aber an sich ein ganz respektabler Stand, und wenn die Zeit da ist, daß man eine werden soll, so wird man in Gottes Namen eine. Daran wirst du nichts ändern wollen. — Jetzt bist du Achtundzwanzig, und wenn dich auch gute Leute für ein paar Jahre jünger ansehen, so rückst du doch nach und nach in die Dreißig und mußt da hinein, so sehr du dich auch sperren wirst. Gegen den Strom kann man nicht schwimmen, und einen heißen Ofen nicht kalt blasen. — Larifari!"

„Aber ich thu's nun einmal nicht," sagte die Tochter entschlossen. „Ich will mich zu allen Vereinen melden, mögen Sie einen Namen haben, welchen sie wollen; und ich habe das schon bewiesen, denn als der Verein für unglückliche, treulos Verlassene gegründet wurde, da —"

„Schweigen wir davon," entgegnete die Mutter, indem sie die Augenbrauen zusammen zog, „das ärgert mich, wenn du davon sprichst. Damals hast du freilich keinen Anstand genommen, dich für eine treulos Verlassene auszugeben, obgleich du dazu gar kein Recht hattest, denn um verlassen zu werden, muß man doch Jemand haben, der Einen verläßt. Und das war bei dir nur so ein kleines Techtelmechtel, wornach kein Hahn gekräht hat."

Emilie seufzte tief auf, wahrscheinlich in der Erinnerung an dieses Verhältniß.

„Ja, wärest du damals klug gewesen und hättest den jungen Menschen festgehalten; damit wäre was zu machen gewesen. Aber ihr seid nicht pfiffig genug, nicht gescheidt, nur hochmüthig. Das habe ich vorhin wieder so klar und deutlich gesehen. — Ja, ja,

für eine treulos Verlassene möchtest du alle Tage gelten, aber nicht für eine alte Jungfer. O Welt! o Welt!"

Madame Wundel hatte sich so in den Eifer hinein gesprochen, daß sie unmöglich auf ihrem Stuhle ruhig sitzen bleiben konnte. Sie stand deßhalb auf, machte ein paar Gänge durch's Zimmer und sagte dann, als ob sie froh wäre, daß sie etwas fände, woran sie ihren Unmuth auslassen könnte: „Werft mir die dummen Kartoffel vom Tisch und das fade Wasser! Da hast du den Schlüssel, hol' den Kuchen heraus, der im Schranke steht, und ein paar Gläser."

„Und keinen Wein dazu?" fragte mürrisch die Tochter, indem sie sich zum Abgehen anschickte.

„Nein, du brauchst keinen Wein zu bringen; aber schüre das Feuer, damit wir ein behagliches Zimmer bekommen. Ich habe jetzt dem unangenehmen Kerl zulieb genug gefroren. Dann kannst du auch Wasser zum Kochen aufsetzen; die Madame Becker wird nachher auf einen Augenblick kommen und Extract mitbringen, da wollen wir uns einen ordentlichen Punsch machen."

„So — die kommt?" fragte Emilie mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck. — „Und wollt ihr allein sein? — Ist man vielleicht im Wege oder kann man da bleiben?"

„Wie du so einfältig fragen kannst!" sagte die Mutter; „du kannst freilich dableiben, aber es wäre mir nicht lieb, wenn unterdessen Louise — damit meinte sie die jüngere Tochter — nach Hause käme."

„Da kannst du unbesorgt sein, die kommt heute nicht vor eilf Uhr nach Haus; die weiß doch noch irgendwo hinzugehen, wo sie sich amusiren kann." — Damit schritt sie zur Thüre hinaus.

Man hörte sie mit ihren Schlüsseln draußen rasseln, auch Gläser klirren, dann schürte sie das Feuer im Ofen, der kurze Zeit darauf eine behagliche Wärme ausströmte.

Madame Wundel hatte unterdessen höchst eigenhändig die Kartoffeln in die Küche hinaus geworfen, das Wasser entfernt und statt

des groben Tischtuches ein feineres ausgebreitet, kurz dem ganzen Zimmer in weniger Zeit ein behagliches Ansehen gegeben.

Als nun vollends Emilie wieder herein kam, einen großen mürben Kuchen auf den Tisch stellte, etwas getrocknete Früchte und einige Gläser, da sah das Ganze recht festlich aus, würdig des Besuchs, der erwartet wurde und den man auch bald nachher die Treppen herauf kommen hörte.

Madame Becker — sie war es, ging ziemlich langsam, denn das Treppensteigen wurde ihr bei vorgerücktem Alter und ankommender Körperfülle etwas sauer. Sie hustete schon auf dem zweiten Absatz der Treppe, auf dem dritten pustete sie gewaltig, und als sie endlich vor der Wohnung der Madame Wundel ankam, brachte sie nur mühsam einen guten Abend hervor und ließ sich sogleich auf einen Stuhl nieder, den man ihr hinstellte.

„Aber Ihr wohnt recht hoch, Wundel," sprach sie nach tiefem Athemholen und nachdem sie sich eine Zeit lang umgeschaut. „Recht hoch, aber anständig, — saubere Zimmer."

„So, so," entgegnete die Wittwe. „Man kann nicht Alles mit einander verbinden; will man in unsern Verhältnissen im zweiten oder dritten Stock wohnen, so muß man sich mit ein paar kleinen finstern Löchern ohne Aussicht und Luft begnügen, und da ist's mir hier oben lieber."

„Das finde ich begreiflich," erwiderte Madame Becker. „Ihr habt kein Geschäft, es laufen nicht viele Leute zu Euch; aber ich muß nun leider einmal im ersten Stock wohnen; wißt Ihr, man kann Manchem nicht zumuthen, daß er viele Treppen hinaufsteigt."

„Ah! das ist natürlich," sagte Madame Wundel mit wichtiger Miene; „bei Eurer ausgebreiteten Bekanntschaft. — Aber kommt, legt Euer Umschlagtuch ab; es muß Euch ja zu warm werden —"

„Ich habe nur einen Augenblick ausschnaufen wollen," entgegnete Madame Becker, während sie eine dicke Nadel aus ihrem Hals-

tuch heraus zog und dasselbe nun der Fräulein Emilie Wundel überließ, die es sorgfältig auf einen Stuhl legte. Nachdem diese Hülle gefallen war, erblickte man das freundliche Glänzen einer Bouteille, welche die Frau in einer Hand trug. Unter dem Arm hatte sie ein kleines Paketchen, das sie behielt, wogegen sie die Flasche der Wittwe mit einem angenehmen Lächeln überreichte. „Er ist gut," sagte sie, „ächter Düsseldorfer; laßt uns nur nicht zu viel Wasser dazu nehmen; ich liebe einen starken Punsch."

Mit diesen Worten hatte sie sich so breit und behaglich wie möglich an den Tisch gesetzt; sie stützte den Kopf auf die Hände und sah der Madame Wundel, die sich ihr gegenüber niederließ, freundlich lächelnd in die Augen. Ihr Paketchen hatte sie vor sich niedergelegt.

„Wir haben uns lange nicht mehr gesehen," fuhr sie nach einer Pause fort, „und ich hatte mir schon oft vorgenommen, Euch einmal heimzusuchen, konnte aber nie dazu kommen, und so dachte ich denn heute: es ist dies ein ruhiger stiller Abend und recht geschickt, sich nach einer guten Freundin umzusehen."

„Wofür ich Euch sehr dankbar bin," erwiderte Madame Wundel. „So ein Weihnachtsabend ist recht langweilig und man weiß nicht, wie man ihn herum bringen soll."

Emilie hatte das warme Wasser gebracht, goß es in die Gläser auf den Punsch-Extrakt, worauf sich ein angenehmer Geruch in dem Zimmer verbreitete, dann schnitt sie den Kuchen auf, reichte ihn herum und alle Drei aßen, tranken und waren fröhlich und guter Dinge.

Nach einiger Zeit lehnte sich Madame Becker behaglich in ihren Stuhl zurück und spielte, anscheinend absichtslos, mit dem Paketchen, das sie neben sich hingelegt hatte. Es war dies länglich, mit weißem Papier umwickelt und mit einer rothen Schnur zusammen geknüpft. Auf demselben stand eine Adresse mit einer festen, regelmäßigen Handschrift.

„Einkäufe?“ fragte die Wittwe, deren Neugierde erregt war.

„O nein,“ entgegnete die Andere, „es ist ein Geschenk für meine Nichte Marie, die Tänzerin. Die bekommen so was immer anonym zugeschickt. Auf der Straße brachte mir es ein Bedienter, und da er mich erkannte, nahm ich es ihm gleich ab.“

„Also die Marie hat's noch nicht gesehen?“ meinte Emilie.

Madame Becker schüttelte gleichgültig mit dem Kopfe. „Die sieht's morgen Früh noch bald genug,“ sagte sie, „wenn sie es überhaupt zu sehen bekommt; und das hängt ganz von ihrer Aufführung ab.“

„Und was ist wohl darin?“ fragte Madame Wundel.

Die Frau bog das Päckchen hin und her, und als sein Inhalt sich weich anfühlte und biegen ließ, antwortete sie: „es werden Handschuhe sein. Doch können wir das ganz genau erfahren: wir machen es einfach auf und sehen nach.“

Damit löste sie die rothe Schnur, machte das Papier aus einander, und Emilie erblickte mit leuchtenden Augen wenigstens zwei Dutzend feine Pariser Handschuhe von den verschiedensten Farben.

„Ah! die sind schön!“ sagte sie. „Die Marie ist doch ein glückliches Mädchen, daß sie solche Sachen bekommt. — Ja, so eine Tänzerin!“

„Sie sind wirklich hübsch,“ meinte die Becker. „Gefallen sie Ihnen, Mamsell Emilie?“

„Wem sollen die nicht gefallen! — Und das ist gerade meine Größe; siehst du, Mutter, nicht ein Tüpfelchen länger und breiter könnte ich sie brauchen.“

„So will ich Ihnen was sagen, thun Sie mir den Gefallen und nehmen ein halbes Dutzend von diesen Handschuhen von mir zum Weihnachtsgeschenke an.“

„Ah! das wäre zu viel, Madame Becker!“ rief Emilie. „Hast du gehört, Mutter, ich soll ein halbes Dutzend von diesen prächtigen Handschuhen haben. Wie mich das glücklich macht! — Aber

nein, ich kann's nicht annehmen, gewiß ich kann's nicht annehmen; ich müßte mich schämen."

Madame Wundel, welche befürchtete, es könnte der noch nie da gewesene Fall wirklich eintreten, daß ihre Tochter Emilie sich einmal schämen würde, etwas anzunehmen, trat nun mit ihrer Autorität dazwischen und sprach mit Ruhe: „wenn die gute Frau Becker dir ein halbes Dutzend Handschuhe zum Geschenk machen will, so wäre es von dir unschicklich, sie nicht dankbarlichst anzunehmen."

„Aber das ist zu viel, Mutter, — ein ganzes halbes Dutzend!"

„Possen!" versetzte Madame Becker, die, wie der geneigte Leser wohl weiß, ihre guten Gründe hatte, sich die Familie verbindlich zu machen. — „Possen! nicht der Rede werth! — Hier sind sechs von allen Farben, und hier ist auch die Emballage und die Schnur. — Mädchen bleiben immer kleine Kinder; man muß sie zu Allem zwingen." Damit wickelte sie lachend die sechs Handschuhe in das weiße Papier, band noch zum Ueberfluß die rothe Schnur darum und überreichte sie mit einer graziös sein sollenden Handbewegung, wobei sie sagte: „der Fräulein Emilie zum Weihnachtsabend."

„Prächtig! prächtig!" lachte Madame Wundel. „Wie das die Frau Becker alles zu machen versteht! — Ja, ja! man sieht gleich, daß Ihr vornehme Bekanntschaften habt und viel mit guter Gesellschaft umgeht."

Die Andere schloß affektirt ihre Augen, zuckte gewaltig die Achseln und erwiderte mit einem tiefen Seufzer: „ach ja, es ist wahr, ich sehe viel vornehme Herren und es thut Einem wohl, wenn man so von den respektablen reichen Leuten geachtet wird wie ich. Aber man hat viel mit ihnen durchzumachen, o erschrecklich viel!"

Emilie hatte sich entfernt, um ihre Handschuhe aufzuheben und da sie vorderhand Punsch und Kuchen genug erhalten, so blieb sie im Nebenzimmer, vielleicht auch blos aus Taktgefühl, indem sie sich

wohl denken mochte, daß die beiden Frauen etwas zusammen zu sprechen haben könnten, wobei ihre Gegenwart überflüssig sei.

Madame Becker hatte auch diesen Augenblick benutzt, um die eben gehörten Klagen loszulassen. — „Ja schrecklich viel!“ wiederholte sie jetzt.

„S—o—o?“ fragte Madame Wundel. „Aber Ihr seid doch die Frau dazu, allen Anforderungen zu entsprechen.“

„O nicht immer, nicht immer. Ich stehe so allein in der Welt und habe Niemand, dem ich mich so recht anvertrauen kann, was ich zuweilen thun würde.“

„Seht Ihr, wie Unrecht es von Euch ist,“ sagte die Wundel mit einem Anflug von Rührung, „daß Ihr so wenig zu mir kommt. Haben wir nicht immer vortrefflich zu einander gepaßt, und haben wir uns nicht manchen guten Rath gegenseitig gegeben?“

„Ja, das ist wahr, Wundel,“ erwiderte die Andere, „und als ich heute so über Manches nachdachte, und zu mir selber sprach: mit wem könntest du wohl Dieses oder Jenes überlegen? da standet Ihr auf einmal vor mir, ja ich sah Euch leibhaftig und es rief ordentlich: du hast ja die Wundel, die alte treue Seele! — Die Wundel, die immer offen und brav gegen dich war und die du schon als Kind gekannt. — Wißt Ihr noch, wie wir damals zusammen getanzt? — Ach Gott! wenn ich an die Zeit denke, so wird es mir ganz traurig zu Muth. — Und darauf kamen wir so weit auseinander, Ihr heirathetet den seligen Wundel und ich meinen seligen Becker, und Ihr wißt wohl, daß die Beiden sich nie leiden konnten. — Du lieber Gott! ich will es euch nur gestehen, der Wundel machte mir einmal ein wenig die Cour und da wurde der gute Becker eifersüchtig. — Nun, so sind einmal die Mannsbilder! Aber es waren Beide ein paar brave Narren, und Gott weiß, wie es mich immer noch betrübt, daß sie dahin sind.“

Auch Madame Wundel schien dies nachträglich noch sehr zu betrüben, denn als sie sah, daß die Becker sich ihre Wangen wischte,

bemühte auch sie sich unter Beihülfe des starken Punsches ein paar Thränen ihren trockenen Augen zu entpressen.

„Also an Euch dachte ich," fuhr die Andere fort, nachdem sich die Rührung gelegt, „und sagte zu mir: noch heute gehst da dahin und fragst bei der rechtschaffenen Wundel an, ob sie auch noch was von der frühern Freundschaft gegen dich im Busen fühlt."

„Gewiß, Beckere," entgegnete die Wundel mit einem unverkennbaren Schluchzen.

„Wirklich, Wundel, nun das freut mich."

„Ich habe so oft an Euch gedacht."

„Und ich erst!"

„In alter Freundschaft."

Dabei erhoben die Weiber ihre frisch aufgefüllten Gläser, stießen auf ein gegenseitiges Wohl an und tranken darauf den warmen Punsch mit solcher Standhaftigkeit, daß ihre Köpfe ganz roth davon wurden.

„Ja, ja," sagte die Becker nach einigem Stillschweigen, „es kommen mir oft Sachen vor, bei denen ich den Rath einer verständigen und gescheidten Frau brauchen könnte."

„So laßt mich zum Beispiel hören," sprach Madame Wundel mit vieler Bescheidenheit.

„Ich habe da gerade eine Sache im Kopfe, die Euch aber nicht interessiren kann, da Ihr die Personen nicht kennt; aber die Verhältnisse könnte ich Euch mittheilen."

„So laßt hören."

„Da ist ein gewisser Staiger, — ich glaube so eine Art von Literat. — Aber was macht Ihr für ein sonderbares Gesicht?"

„Ah! den kenne ich ja!"

„Den kennt Ihr?" rief Madame Becker mit einem erkünstelten, aber gut gemachten Erstaunen. — „Ihr kennt den Staiger? — Nun, dann hat die Sache doppeltes Interesse für Euch. — Na, seht, das freut mich!"

„Er wohnt ja mir gerade gegenüber auf demselben Boden.“

„Das trifft sich prächtig! -- Ist die Möglichkeit! — Da kennt Ihr auch wohl seine Tochter?“

„Die Tänzerin? — Puh!“

„Wie so puh?“

„Ein Fratz, ein hochmüthiger Aff!“

„Was der Tausend! — Das müßt Ihr mir später näher erzählen. — Hat sie Liebschaften?“

„Bis vor Kurzem gar nichts dergleichen.“

„Und jetzt —?“ fragte die Becker besorgt.

„Seit einiger Zeit,“ erwiderte Madame Wundel, „zeigt sich hie und da so was im Haus, ein junger Mensch, recht gut aussehend, — er hat freilich mit dem Alten Geschäfte, aber uns macht man nichts weiß; wir kennen das.“

„Ja, wir kennen das,“ sagte die Andere nachdenkend. — „Und wer ist der junge Mensch?“

„Seinen Namen weiß ich nicht, aber auf alle Fälle was Reiches oder Vornehmes.“

„Wohl ein Offizier?“

„Das glaube ich nicht; nein, nein! auf alle Fälle Civilist. Oft fährt er in einer Droschke an.“

„Und das Mädel?“

„Ich weiß nicht, wie weit sie was mit ihm hat. Wißt Ihr, ich komme mit den Leuten selten in Berührung; die Clara kommt wohl zuweilen herüber —“

„So, sie kommt zuweilen?“ fragte die Becker aufmerksam.

„Freilich; aber ich spreche natürlicher Weise nie mit ihr etwas dergleichen, bekümmere mich auch um die ganze Wirthschaft nicht, meine Emilie aber, — für die Mädchen ist so was interessant, — hat ein paarmal scharf aufgepaßt und sie an der Treppe gesehen, wie sie Abschied nahmen.“

„Nun?“

„Und dabei bemerkt, daß etwas im Spiele ist.“

„Und ging das Abschiednehmen recht innig vor sich?“

„Das nun gerade nicht; ein einziges Mal habe er sie auf die Stirne geküßt, und da habe sie sich losgerissen und sei hastig in's Zimmer zurückgeeilt. Gewöhnlich blieb es beim Küssen der Hände.“

„Ei, sie sind noch am Händeküssen,“ sagte bedenklich Madame Becker. „Das ist mir nicht lieb, da hält sie ihn gewaltig im Respekt uud hat tiefe Absichten.“

„Ja, die hat freilich Absichten. — Wie ich Euch schon sagte, ein hochmüthiger Fratz. Ich glaube, wenn der ein Prinz die Cour machte, so bildete sie sich ein, er würde sie heirathen.“

„Das thun die meisten,“ versetzte lächelnd Madame Becker. „Ich versichere Euch, die Hoffnung, mit der so ein Mädchen erfüllt ist, und die Leichtgläubigkeit, mit der sie in ihrer Einbildung die unüberwindlichsten Hindernisse wegräumt, das ist ganz erstaunlich. — Aber Ihr wißt nicht, wer dieser junge Mensch ist?“

„Nein, ich kann's nicht sagen; Emilie meint, es sei ein Künstler, wißt Ihr, kein so armer Schlucker, sondern was Ordentliches.“

„Das Mädchen ist schön?“

„Das kann man nicht läugnen.“

„Und nachsagen kann man ihr eigentlich auch nichts?“

„Bis jetzt nicht das Geringste.“

„Schlimm! schlimm!“ seufzte Madame Becker und versank in tiefes Nachdenken, während sie, unhörbar für die Andere, zu sich selber sprach: „die Commission soll der Teufel holen. — Aber ich habe es mir gleich gedacht, bin ja schon ein paarmal tüchtig bei dem Mädel angelaufen, und jetzt, wo sie eine kleine Liebschaft angefangen hat, eine Liebschaft, welche die schlaue Theaterprinzeß recht ausbeuten zu wollen scheint, da ist nichts zu machen. — Schlimm! schlimm! — Würde mir auch wahrhaftig kein graues Haar darüber wachsen lassen, wenn nicht das verfluchte Siegel auf

dem Brief gestanden wäre: vor ihm muß ich mich in Acht nehmen. — Aber ich sehe da keine Möglichkeit."

Während Madame Becker so gedankenvoll dasaß, hatte sich die Andere mit einem neuen Glase Punsch gestärkt und auch das ihres Gastes wieder angefüllt und diesem hingeschoben. — „Na, Beckere," sagte sie dabei, „was hat Sie denn auf dem Herzen? — Warum so verschlossen? — bin denn ich nicht Eure gute Freundin? Wenn Euch was quält, sagt mir's doch; vielleicht weiß ich irgend eine Hülfe."

Madame Becker schüttelte den Kopf und sprach, indem sie nach einem tiefen Seufzer das Punschglas ausschlürfte: „sieht Sie, Wundel, das betrifft eines von meinen geheimnißvollen Geschichten, das ist was aus vornehmer Gesellschaft, eine der schwierigen Commissionen, mit denen ich arme Frau immer geplagt bin. Und dazu gehört Verstand, sehr viel Verstand; und auch der hilft zuweilen nichts."

„Ja, wenn der Verstand allein helfen würde," sprach die Wittwe mit einer unterthänigen und ehrerbietigen Miene, da würde es Euch niemals fehlen, davon bin ich überzeugt. Gewiß, ich bewundere Euch oft, wie Ihr alle die Geschichten so allein ausmachen könnt."

„Uebung," erwiderte Madame Becker, augenscheinlich von diesem Lobe geschmeichelt — „Uebung und ein wenig Umsicht. Aber hier habe ich eine Geschichte, bei der hilft alles das nicht." — Sie seufzte abermals tief auf.

„Nun, so laßt mich's hören; eine unbedeutende Person, wie ich bin, weiß auch zuweilen Rath!" schmeichelte die Wundel, welche sehr neugierig auf die Geschichte war.

Da nun auch der Punsch die Zunge der anderen würdigen Frau sehr gelöst hatte, so erzählte sie denn, was der geneigte Leser bereits weiß, von einem Brief, den sie erhalten von Jemand, der die Bekanntschaft der Tänzerin machen wollte. Natürlicher Weise

nannte sie keinen Namen. — „Man ist dergleichen thörichte Wünsche von den jungen Herrn schon gewöhnt," fuhr sie fort, „und wenn es nicht geht, so schüttelt man kein Ohr darnach. Aber hier ist ein besonderer Fall, ich habe meine dringenden Gründe, Allem aufzubieten, um jenem Herrn gefällig sein zu können. — Da habt Ihr die ganze Sache! Ihr kennt nun besser als ich die Jungfer Clara, und könnt selbst beurtheilen, daß da nichts zu machen ist, und ich wohl Ursache habe, verdrießlich zu sein. — Schade! schade! es wäre ein so schönes Geschäft geworden."

„Wirklich ein schönes Geschäft?" fuhr Madame Wundel, indem sie sich so weit als möglich über den Tisch hinüber zu ihrer Freundin beugte. „Also wäre was Tüchtiges dabei zu verdienen gewesen?"

Madame Becker schnalzte statt aller Antwort mit der Zunge und blickte nachdenkend an die Zimmerdecke.

„Ja, ja," fuhr nun Madame Wundel eifrig fort, „zu überreden ist die da drüben nicht; ich bin überzeugt, wenn man nur ein Wort von so was spräche, sie käme außer sich."

„Das weiß ich."

„Und jetzt, wo sie die dumme Liebschaft angefangen hat, ist gar nichts zu machen; wenn man die beiden nur auseinander bringen könnte! Sollte man ihn nicht vielleicht eifersüchtig machen?"

Die Andere zuckte mit den Achseln. „Das erfordert viel Zeit," sagte sie, „und nutzt am Ende doch nichts. — Schade! schade! da wären für jeden Helfer ein paar Carolin herausgesprungen."

„Für jeden Helfer?" fragte gierig Madame Wundel. „Aber könnte man mit List nichts anfangen?"

„Wie so mit List?"

„Nun, ich spekulirte zum Beispiel einmal aus, wenn drüben Alles fortgegangen und sie allein zu Hause ist, was zuweilen vorkommt."

„Und dann?"

„Dann benachrichtigt man ihn davon, und er soll sein Glück versuchen. Am Ende kann man doch mit so einem Mädel fertig werden.“

„Geht nicht!“ erwiderte die Becker kopfschüttelnd. „Dazu ist jener Herr zu anständig, wißt Ihr, auch zu vornehm. — Und dann, wie könnte man hier so was riskiren. — Ja, wenn ich sie in meiner Kaserne hätte,“ fuhr sie lächelnd fort, „rechts und links, oben und unten leere Zimmer, und wo man schon gewöhnt ist, auf ein Bischen Geschrei nicht zu achten, da ginge so was. — Aber hier; wo denkt Ihr hin?“

„Und zu Euch läßt sich die nicht hinlocken?“

„Eher zum Teufel! — Nein, ich gebe die ganze Sache dran; man kann sich da auch garstig die Finger verbrennen.“

„Aber der Gewinn!“ sagte seufzend Madame Wundel.

„Ich hätte gern was für Euch herausgeschlagen, und da wäre es, wie schon gesagt, auf ein paar Carolin nicht angekommen.“

Madame Wundel versank in tiefes Nachsinnen, während sich die Andere ein Stück Kuchen herunter schnitt und langsam verzehrte. Dabei sahen die Züge der Hauswirthin nachdenkend und finster aus, und sie fuhr sich zuweilen mit der Hand über die Stirne, woraus man wohl entnehmen konnte, daß sie ihren Kopf abmarterte, um einen Weg zu den verheißenen Goldstücken zu finden.

Nachdem die Weiber so einige Minuten lang stumm einander gegenüber gesessen hatten, schienen die tiefen Betrachtungen der Wundel von einem Erfolge gekrönt zu werden; ihre Augenbrauen hoben sich in die Höhe, ihr Mund zog sich in die Breite, endlich patschte sie mit der Hand schwer auf den Tisch, so daß ihr Gegenüber erschrocken auffuhr, und sagte mit triumphirendem Tone: „Beckere, ich hab's! Seht Ihr, es war doch klug, daß Ihr Euch an mich gewendet habt.“

„Nun, was habt Ihr denn?“ fragte erstaunt die Andere.

„Ich unternehme die Geschichte.“

„Wie so?“

„Ich unternehme sie ganz allein; ich liefere Euch das Mädel, wohin Ihr sie haben wollt.“

„Ah! geht mir weg, Wundel! Ich glaube, der Punsch war zu stark. — Macht doch keine Flausen.“

„Nichts von Flausen; wollt Ihr mir freie Hand lassen und — denn das versteht sich ganz von selbst, — etwas Ordentliches vom Profit versprechen?“

„Aber so sagt mir erst —“

„Sagen kann ich nichts,“ entgegnete die Andere, indem sie sich die Hände rieb; „mir ist auf einmal ein Licht aufgegangen, und so kann es gehen. Wie gesagt, seid froh, daß Ihr zu mir gekommen. Mir ist der Weg, den wir einschlagen müssen, jetzt ganz klar. Wißt Ihr, wenn man so lange in einem Hause zusammen wohnt, wie ich und die Staiger's, da lernt man sich genau kennen; und wenn es Einem auch nicht gleich einfällt, mit ein Bischen Nachdenken kommt man doch schon an einen Haken, wo man anbandeln kann. — Aber,“ fügte sie mit emporgezogenen Augenbrauen hinzu, „etwas Geld brauche ich. Ihr sollt zu Eurem Zweck kommen, müßt aber nicht knickerig sein.“

„Wenn ich zu meinem Zweck komme,“ entgegnete Madame Becker nicht ohne einen Anflug von Mißtrauen, „so kommt es mir auf ein paar Thaler mehr oder weniger nicht an. Aber Ihr solltet mir doch sagen, wie Ihr das anstellen wollt; ich bin auch in der Praxis ziemlich bewandert, aber im vorliegenden Fall geht mir der Faden aus.“

„Ihr traut mir nicht recht,“ bemerkte lächelnd Madame Wundel, die den forschenden Blick ihrer Freundin wohl verstanden. — „Aber was habt Ihr dabei zu riskiren? Höchstens ein paar lumpige Thaler, die ich zur Einleitung des Geschäfts brauche; die Hauptsache zahlt Ihr mir, wenn Alles vorüber ist.“

„Das läßt sich allenfalls hören.“

„Und wie viel bekomme ich alsdann später?“

„Nun, was meint Ihr zu zwei Carolin, wie ich vorhin sagte?“

„Und vorher ein paar Thaler, die ich nothwendig brauche.“

„Meinetwegen auch. — Und wie viel denn?“

„Nun, ich denke vier Thaler, die ich aber dann sogleich brauche, damit ich morgen ans Geschäft gehen kann.“

„Ihr seid ein merkwürdiges Weib,“ sprach vergnügt lächelnd Madame Becker; „wenn Ihr haltet, was Ihr versprecht, so habe ich eine große Achtung vor Euch. — Aber seht Euch vor, daß Ihr in keine Ungelegenheit kommt; und etwas bitte ich mir aus: mein Name darf nicht genannt werden, denn wißt Ihr, wenn ich eine Sache nicht selbst in der Hand behalte, so kann ich auch nicht dafür einstehen.“

„Das versteht sich; seid unbesorgt. Unser Vertrag ist ganz einfach; ich bekomme heute die vier Thaler, ich lasse Euch in einigen Tagen sagen: Alles ist fertig, Ihr könnt um die und die Stunde den Wagen schicken, Ihr thut so, ich besorge sie hinein, und dann hat er nach Eurer Anweisung zu fahren, wohin er soll. Läuft Alles glücklich ab, so erhalte ich am andern Tag meine zwei Carolin. — Ist's so recht?“

„Dagegen kann ich nichts einwenden,“ erwiderte Madame Becker. „Und damit Ihr seht, wie bereitwillig ich bin, den Contrakt einzugehen, so habt Ihr hier die vier Thaler.“

Sie zog bei diesen Worten eine kleine Börse aus der Tasche und legte das Geld in vier Stücken hin, welche Madame Wundel vorher genau auf beiden Seiten besah, ehe sie dieselben still lächelnd in ihre Tasche steckte.

Hiermit nahm die Unterredung ein plötzliches Ende, denn erstens war die Sache abgemacht, und zweitens kam Emilie, vor welcher Madame Becker überhaupt nicht gerne mit der Sprache heraus gegangen wäre, wieder aus dem Nebenzimmer zurück. Da es auch mittlerweile spät geworden war und sie ihren Zweck erreicht

zu haben glaubte, so affektirte sie etwas Müdigkeit und stand nach einigem vergeblichen Nöthigen der Hauswirthin, doch noch dableiben zu wollen, mit einem unterdrückten Gähnen auf und versicherte, es sei endlich Zeit, daß sie nach ihrem Hauswesen sehe. — „Marie wird von einer Bekannten, bei der sie den Abend zugebracht, schon lange nach Haus zurückgekehrt sein und nicht wissen, wo ich eigentlich bleibe. — — Da sie nun auf keine Weise zu bestimmen war, noch länger in der, wie sie sagte, so angenehmen Gesellschaft ihrer guten Freundin zu verharren, so wickelte sie die noch übrigen Handschuhe in ein Stück Druckpapier ein, das auf dem Tische lag; Emilie Wundel zündete ein Licht an und begleitete den Gast bis auf die untere Treppe, wo beide von einander einen recht freundlichen Abschied nahmen.

Madame Wundel hatte die vier Geldstücke wieder aus ihrer Tasche heraus genommen, sie vor sich hingelegt und mit einem triumphirenden Lächeln angesehen. Sie wollte augenscheinlich ihre Tochter damit überraschen, denn sie war eine gute Mutter, die mit ihren Kindern so weit als möglich Alles gemeinschaftlich genoß und namentlich vor ihrer Aeltesten keine Geheimnisse hatte. Deßhalb zeigte sie auch, als Emilie wieder in's Zimmer trat, freundlich lachend auf die vier Thalerstücke, indem sie sagte: „nun, was meinst du dazu? — Verstehe ich es, Jemand was auszupressen? — He!"

„Und das hast du von der Becker?" fragte verwundert die Tochter. „Was der heute überfahren ist, begreife ich nicht; geht da her und schenkt mir ein halbes Dutzend neue Handschuhe. Ist dir je so was vorgekommen?"

„Und mir vier Thaler!"

„Auch geschenkt?"

„Eigentlich nicht: ich will sie redlich verdienen."

Emilie sah ihre Mutter fragend an.

„Schließ' die Thüre," fuhr diese fort, „und setze dich daher; ich will dir was mittheilen, aber natürlicherweise halte mir reinen

Mund, das ist ein Geheimniß; sprich auch mit der Louise nicht darüber."

„Mit der am allerwenigsten," antwortete Emilie mit geringschätzender Miene. Damit schloß sie die Thüre und setzte sich zu ihrer Mutter hin, welche sich noch ein neues Glas Punsch gemacht hatte und als eine ökonomische Frau den, welchen Madame Becker hatte stehen lassen, in das Glas ihrer Tochter goß.

„Apropos!" sagte sie darauf, während sie ihre Hände behaglich über einander legte, „du kennst doch von den Mädchen der Putzmacherin an der Ecke der Kastellstraße die hübsche schlanke mit dem dunklen Haar? — Sie ist meistens im Laden. Weißt du?"

„Ach ja, ich erinnere mich."

„Wenn du die siehst, fällt dir da nichts ein?"

„Was soll mir da einfallen?" erwiderte Emilie nachdenkend.

„Nun ich meine, erinnert sie dich mit ihrer Figur und ihrem Gesicht nicht an Jemand? — Besinne dich, es ist mir das von großer Wichtigkeit."

„O, da brauche ich mich nicht lange zu besinnen," sagte die Tochter, die einigermaßen verwundert war über die seltsamen Fragen ihrer Mutter; „die gleicht der Clara Staiger, und das auf merkwürdige Art."

„Nicht wahr?" rief Madame Wundel. „Sind die Beiden nicht zum Verwechseln?"

„Gewiß, für Jemand, der sie nicht ganz genau kennt," erwiderte Emilie. — „Aber was willst du damit?"

„Nun, ich will die Beiden auch verwechseln," entgegnete lachend die Mutter. Worauf sie ihrer Tochter mit kurzen Worten die Verlegenheit aus einander setzte, in welcher sich ihre würdige Freundin, die Madame Becker, befand. „Daß nun," sagte sie schließlich, „mit dem hochmüthigen Fratz da drüben nichts zu machen ist, das weißt du so gut wie ich. — Aber zwei Carolin sind auch kein Spaß, und obendrein setze ich mich bei der Becker in großen Respekt und kann noch öfters ein Geschäft mit ihr machen."

„Vielleicht können wir noch öfters mit ihr Geschäfte machen," versetzte nachdenkend die Tochter.

„Nun, siehst du also," fuhr Madame Wundel fort, „die Putzmacherin kenne ich; die ist zu Allem bereit; ich theile ihr so viel mit, als sie zu wissen braucht, natürlicher Weise nicht, daß sie für eine Andere gilt. Man läßt sie an dem bezeichneten Abend hieher kommen, und von unserer Hausthüre fährt sie weg. Wenn es möglich wäre, daß man unter irgend einem Vorwand von der Clara da drüben ihr Umschlagtuch für den Abend entlehnen könnte, so wäre es außerordentlich gut."

„Das läßt sich wohl machen; wir müssen die Louise hinüber schicken, der thut sie schon was zu Gefallen."

„Dann schärft man ihr ein, daß sie dicht verschleiert bleibt und ein ziemlich dunkles Zimmer verlangt, dann kann sie sich entschleiern, soll aber nicht viel sprechen."

„Und du glaubst, daß das gelingen wird?"

„Gewiß! Er kennt sie wahrscheinlich nicht genau; und dann die Ueberraschung, die Freude, was weiß ich Alles? Ich glaube nicht, daß man was merkt. Und wenn er auch am andern Tage Verdacht schöpft und Nachforschungen hält, so helfen wir uns durch, so gut wir können und bleiben steif und fest dabei, es sei die Clara gewesen. Dann soll die Becker sehen, wie sie mit ihm zurecht kommt."

„Und mich sollte es obendrein noch freuen," sprach boshaft die Tochter, „wenn es der naseweise junge Mensch später erführe, und sie in ein recht schlechtes Licht bei ihm käme. Das geschähe ihr schon recht, dem hochmüthigen Affen, der aufgeblasenen Theaterprinzeß!" —

Einundfünfzigstes Kapitel.

Eine Bescheerung.

Während solchergestalt in der Wohnung der Madame Wundel über Clara Staiger verhandelt wurde, ging diese zu gleicher Zeit in ihrem Wohnzimmer unruhig auf und ab. Bald eilte sie in die Nebenstube, wo ihr Vater seinen ganzen Reichthum an Geschichten den Kindern schon mehrere Male erzählt hatte, und wo nur die höchst merkwürdigen Schicksale des Däumlings, sowie die Liebe zu Herrn Arthur, auf welchen man immer noch wartete, im Stande waren, die schlaftrunkenen Augen des Bübchens offen zu halten. Auch Marie wischte sich häufig die Augen, legte ihr Köpfchen öfters an die Brust des Vaters und fuhr nicht selten aus einem leichten Schlummer in die Höhe, wenn dieser im Laufe seiner Erzählung stärker sprach und zum Beispiel sagte: „seht ihr Kinder, so ist es dem Däumling ergangen."

Die Tänzerin trat häufig an das Fenster, blickte auf die Straße hinaus und legte mehrmals ihre heiße Stirne an die kalten Scheiben.

Draußen jagten Schneeflocken und Regen, vom Winde gepeitscht, vorüber, und am Himmel schwammen dichte Wolken in wilden phantastischen und zerrissenen Formen. Man konnte sie nun sehen, da der Mond hinter ihnen aufgestiegen war und sie mit seinem vollen Lichte beschien. Dies Licht und die schwarzen Wolken kämpften auf diese Art miteinander; bald war der weiße Schein Sieger und überstrahlte für Augenblicke freundlich die nassen tropfenden Dächer und glänzte auf den Wetterfahnen, die jetzt ein paar Sekunden fast ruhig standen und nur leicht hin und her wankten, um gleich darauf wieder kreischend herum zu fahren, wenn neue Windstöße daher fuhren

und mächtigere, schwärzere Wolken vom Horizont herauf führten, die das weiße Mondlicht auszulöschen schienen und schwarze drohende Schatten auf die noch einen Augenblick vorher so klar beschienenen Straßen warfen.

Ringsum war Alles stille; nach der Lust des heutigen Abends hatten sich die meisten Nachbarn frühe zu Bette begeben; nur hie und da war noch ein Fenster beleuchtet, nur hie und da hörte man noch ein Geräusch, — vielleicht das entfernte Rollen eines Wagens, den Fußtritt eines einsamen Wanderers oder die schallenden Hammerschläge eines Schusters in der Mansarde gegenüber, der noch mit seinen Stiefeln für den morgenden Festtag im Rückstande war.

In Claras Herzen sah es finster und betrübt aus, wie draußen in der stürmischen Nacht, und wenn auch zuweilen, wie dort ein hervorbrechender Mondstrahl die dunkeln Häuser, ein freundlicher Gedanke ihr Inneres erhellte, wenn sie sich sagte: er kommt gewiß noch, es war ihm unmöglich, früher seine Gesellschaft zu verlassen, so zerfloß doch gleich darauf wieder dieser schwache Trost, indem sie dachte: nein, nein, er denkt nicht an dich; er hätte lange da sein können, aber es gefällt ihm, wo er ist, und wenn er auch noch auf einen Augenblick kommt, so thut er es nur, um der armen Tänzerin noch einen unbedeutenden Brocken seiner Gunst hinzuwerfen, — die ja glückselig sein wird, daß er überhaupt nicht ganz ausbleibt.

Und das war ja die Wahrheit; sie konnte sich das nicht verhehlen, und wenn sie die Hände auch noch so fest auf das schmerzlich klopfende Herz drückte, so sprach doch hier der einzige Schlag von ihm und wagte es, ihrem weiblichen Stolze gegenüber zu flüstern: ja, wenn er auch nur noch für einen Augenblick kommt, und selbst dann erst, wenn er draußen vom Vergnügen gesättigt ist, so will ich glückselig sein und jubeln über die kleine Minute, die mir ihn zu sehen noch vergönnt ist. — So innig liebte ihn

das Mädchen, daß sie dergleichen dachte, obgleich es fast ihr Herz brach, daß sie nur in der Welt sein sollte, um für ihn am Ende aller anderen Dinge zu kommen. Und sie weinte im Stillen heiße Thränen, daß es ihr nicht einmal erlaubt war, ihn fragen zu dürfen: „warum kommst du so spät, warum nicht frühe, wie du es versprochen?“

Der heilige festliche Weihnachtsabend, auf den sie sich so sehr gefreut, und zu dem sie zum ersten Mal seit Jahren so schöne glänzende Vorbereitungen getroffen, war dahin geschwunden, traurig und betrübt. Da standen die Weihnachtsbäume noch unangezündet, die Liebesgaben noch mit weißen Tüchern bedeckt, und während schon alle anderen Kinder nach gehabter Lust in ihren Bettchen lagen, während deren Wangen glühten von den süßen Träumen über den vergangenen festlichen Abend, saßen ihre armen kleinen Geschwister draußen im halbdunkeln Vorzimmer; sie warteten wohl noch auf die verheißene Freude, aber sie sehnten sich nicht mehr darnach, denn der Schlaf stumpfte ihre Gefühle ab, und dazu froren sie auch ein wenig. — Ja sie froren, denn Clara, deren Inneres glühte, die aufmerksam lauschte auf das Schlagen der Thurmuhren, und die jede neue Viertelstunde mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer begrüßte, Clara, die sonst so sorgsame Schwester, hatte seit der letzten halben Stunde nicht mehr nach dem Feuer gesehen; das Holz im Ofen war zusammengefallen, der weiße Aschenhaufen barg wohl noch in der Tiefe einige glühende Kohlen, aber oben an etlichen halb verbrannten Holzstücken eilten geschäftige Fünkchen hin und her, als wollten sie so bald als möglich eine Stelle verlassen, wo sie so schlecht gepflegt würden.

Daß unter solchen Umständen das vortreffliche Nachtessen kalt wnrde, ist leicht begreiflich. Wie hatte sich der alte Mann so auf die Kartoffeln und den Kalbsbraten gefreut! Jetzt dampften jene schon lange nicht mehr, die Sauce zu letzterem war seit geraumer Zeit geronnen, und Herr Staiger, selbst fröstelnd, saß noch immer im

Nebenzimmer und erzählte ruhig und geduldig die Heldenthaten des Däumlings.

Clara hatte sich an das Fenster gesetzt, legte die Hände in den Schooß und blickte tief athmend auf das Licht vor ihr, das unterdessen herab brannte, wobei der Docht eine große schwarze Kohle bildete, um welche die rothe Flamme ängstlich und wie ersterbend flackerte.

Da erklangen draußen auf dem Pflaster eilfertige Schritte, die sich dem Hause näherten. — Clara horchte auf, — ja, das konnte er sein, jetzt mußte er die Hausthüre erreicht haben. — Richtig! sie vernahm jetzt die Schritte vom Hausgange her, und sie drangen nun statt von der Straße durch das Treppenhaus, aber etwas gedämpfter herauf.

Es war in der That Arthur, dem es, wie wir wissen, erst gegen zehn Uhr möglich geworden war, das elterliche Haus zu verlassen; einen Wagen hatte er nicht mehr auf der Straße gefunden, und so brauchte er noch geraume Zeit, bis er die Balkenstraße erreicht hatte. Man kann sich denken, daß er eilfertig in's Haus hinein sprang; doch hatte er hiebei fast das Unglück, eine Frau umzurennen, die ihm unten entgegen kam. Dies war beinahe unter der Hausthüre, und da sich an der anderen Seite der Straße eine Gaslaterne befand, deren voller Schein herüber fiel, so war es dem jungen Manne möglich, das Gesicht der ihm Begegnenden zu sehen, während das seinige im tiefen Schatten blieb.

Mit einem höflichen: „verzeihen Sie!" drückte er sich an die Wand und ließ die Frau vorbei, worauf er etwas langsam die Treppen hinauf stieg. Das Gesicht der Frau, welche ihm so eben begegnet, hatte er schon irgendwo gesehen. — Aber wo? — Das Gedächtniß eines guten Malers ist scharf, und bald hatte er sich in dem Chaos von tausenderlei Zügen, die seiner Phantasie vorschwebten, zurecht gefunden. — „Richtig!" sprach er zu sich selber, „das war jene Frau in der Kaserne, welcher ich den Brief des Grafen

Fohrbach gebracht. — Wie hieß sie doch? — Nun, — ah! — Madame — Madame — ah! Madame Becker!"

Clara hatte droben noch einen Augenblick gelauscht, und sobald sie die Tritte des jungen Mannes erkannt, wischte sie die Thränen aus den Augen und ging eilig in's Vorzimmer, um zu verkündigen, Herr Arthur komme. Bei Marie brachte diese Nachricht schon eine gehörige Wirkung hervor, sie rieb sich einige Male die Augen, gähnte auch gelinde, dann aber schlug sie in die Hände und rief: „so kriegen wir doch jetzt endlich bescheert!" — Das Bübchen dagegen war nicht so leicht zum Bewußtsein zu bringen, und als es der Papa auf seine Füße stellte, wäre es umgeplumpst, wenn Clara es nicht noch zur rechten Zeit aufgegriffen hätte.

In diesem Augenblicke trat Arthur in das Zimmer und blieb überrascht an der Thüre stehen, als er die ganze Familie hier im halb dunkeln und fast ganz kalten Zimmer bei einander fand. Er hatte geglaubt, ja gehofft, Vater und Tochter würden behaglich in der warmen Stube um den Tisch sitzen, Clara mit freundlichem Lächeln ihm einen Stuhl näher rücken und er nun mit ihr noch eine kleine Stunde süß verplaudern können.

Das Bübchen hatte sich unterdessen ermuntert, und den Einflüsterungen seiner kleinen Schwester war es gelungen, es daran zu erinnern, daß es Weihnachtsabend sei, und daß jetzt die Bescheerung vor sich gehen könne, nachdem Herr Arthur gekommen.

„Aber du bist recht lange ausgeblieben," sagte hierauf Karl; „wir haben gewiß fünfzig Stunden auf dich gewartet."

„Sie haben auf mich gewartet?" fragte fast erschrocken der Maler. — „Wie? Herr Staiger, — auf mich mit der Weihnachtsbescheerung?"

„Ja, wir dachten, es sollte Ihnen Freude machen," entgegnete gutmüthig der alte Mann.

„Aber es ist ja schon so spät."

„Ja, es ist schon spät," sagte Clara mit leiser Stimme.

„Und wir dachten jeden Augenblick, du solltest kommen," warf das Bübchen ein.

„Das schmerzt mich ordentlich!" rief Arthur. „Es ist jetzt zehn Uhr, und ihr habt Alle, auch die armen Kinder, auf mich gewartet?"

„In der That glaubten wir, es wäre Ihnen vielleicht möglich, früher zu kommen," meinte der alte Mann.

„O, ich konnte nicht," erwiderte Arthur. „Gewiß, ich konnte nicht; ich bin weggegangen, sobald es nur möglich war; ich sagte Ihnen ja auch, bester Herr Staiger, wenn ich um acht Uhr nicht da sei, so wäre ich gezwungen, bis nach dem Souper zu Hause zu bleiben."

„Ja, ja, ich denke mir jetzt, Sie haben das gesagt: es ist so, gewiß, es ist so. Aber jetzt sind Sie da, und nun wollen wir nachträglich eine prachtvolle Bescheerung halten. Seht, Kinder, wie gut ihr es habt," setzte er lächelnd hinzu, „alle anderen haben ihre Geschenke erhalten und liegen schon in ihren Bettchen; ihr aber habt das noch vor euch."

Clara war in's Nebenzimmer gegangen, um die Lichtchen auf den Bäumen anzuzünden. Arthur, der alle Taschen voll Spielzeug hatte, ging ihr nach, nachdem er draußen gebeten, sich noch einen Augenblick zu gedulden, bis er auch mit dem Christkindchen gesprochen. Doch blieb er an der Thüre stehen und bat Clara, die sich am Tische beschäftigte, sanft um Erlaubniß, ihr etwas helfen zu dürfen.

Sie nickte schweigend mit dem Kopfe und wies ihm auf seine Bitte die verschiedenen Stellen auf dem Tische, wo sich die Sachen des alten Herrn und die der beiden kleinen Geschwister befanden. Dorthin legte er verschiedene Paketchen, wandte aber dabei jede Sekunde den Kopf nach Clara um, die mit gesenktem Haupte ihre Sachen ordnete. Er fühlte wohl, daß er dem Mädchen wehe gethan, und das schmerzte ihn tief. Mit welcher Liebe hatten all

die guten Menschen hier an ihn gedacht und hatten ihr Bestes, ihre ganze Freude des heutigen Abends, für ihn aufgehoben, daß er sie mit ihnen genießen könne! Und nun war er so lange nicht gekommen; freilich konnte er sich nicht ganz allein die Schuld hievon beimessen, doch mußte er sich sagen, wenn er gewußt hätte, daß man ihn so früh hier erwartet, so würde er doch am Ende einen Ausweg gefunden haben, um sich zu Hause von dem Nachtessen wegzuscheichen. Es war das früher auch wohl schon geschehen.

„Es ist Ihnen am Ende nicht recht, daß ich noch gekommen bin, Clara," sprach Arthur nach einer Pause, während welcher er sich vergeblich bemüht, einen Blick des geliebten Mädchens zu erhaschen.

„Das ist nicht Ihr Ernst," entgegnete sie hierauf mit einem flüchtigen Blick; „Sie wissen, wie willkommen Sie uns zu jeder Zeit sind, Herr Arthur. Aber Sie sehen, daß ich jetzt dringend zu thun habe. — Nachher," setzte sie mit einem tiefen Athemzuge hinzu, „plaudern wir hoffentlich noch — recht vergnügt mit einander."

„Nicht wahr, liebe Clara, das thun wir?" sagte er mit herzlichem Tone, indem er eine ihrer Hände faßte und sie innig an seine Lippen drückte.

Sie zog ihre Hand nicht weg, aber sie zuckte so zusammen, daß er sie unwillkürlich losließ, um in ihre Augen zu blicken; doch wandte sie sich ab und sprach gleich darauf anscheinend heiter: „so, nun bin ich fertig, Herr Arthur. Jetzt müssen Sie aber an die Thüre gehen und sich nicht umsehen, bis ich die Tücher von dem Tische weggenommen."

„Also ich erhalte auch etwas?" fragte er vergnügt.

„Gewiß, gewiß," antwortete die Tänzerin.

Arthur ging an die Thüre, wie sie es ihn geheißen hatte, öffnete sie leise und sprach hinaus: „jetzt Kinder, gebt Achtung:

Clara ist fertig, sie wird sogleich Eins, — Zwei — Drei zählen, und dann öffne ich die Thüre. — Nicht wahr, Clara, Sie zählen so?"

„Wenn Sie es wünschen, Herr Arthur, will ich es gewiß thun. — Also denn!"

„Jetzt aufgepaßt!" rief der Maler und faßte die Thürklinke.

„Eins — zwei — drei!" sagte Clara. Und nun öffnete Arthur die Thüre des Nebenzimmers weit, worauf die Kinder eilfertig herein stürzten. Doch blieben sie ganz erstaunt auf der Schwelle stehen, — ein wahres Lichtmeer, eine für sie unerhörte Pracht blendete ihre Augen. So einen Christbaum hatten sie noch nie gesehen. Was waren die bisherigen dagegen? — Wahrhaftig nicht der Rede werth; dieser hier reichte fast bis an die Decke des Zimmers, und den beiden kleinen Kindern war es so feierlich zu Muth, daß Vater Staiger sie ordentlich vorschieben mußte. Sie hatten die Augen weit geöffnet, die vielen Lichtchen strahlten darin wieder und erfüllten sie mit einem hellen Glanze. Das Bübchen hielt die Hände von sich abgestreckt und war völlig außer Stande, all' das Wunderbare zu begreifen. Endlich sagte es tief aufathmend: „Ein Schaukelpferd!" — „Und eine Puppe!" rief Marie. Worauf Beide vergnügt lächelnd an den Tisch traten und dann langsam um den Baum herum gingen. Es wagte anfänglich keines, etwas von den schönen Sachen zu berühren; sie wandelten wie in einem Traum und glaubten wahrhaftig, sobald sie eine dieser Herrlichkeiten anfaßten, würde all' der Glanz unfehlbar in Nichts zerrinnen.

Auch der alte Mann trat mit großer Freude an den Platz, wo seine Sachen lagen, und betrachtete den warmen Winterrock mit so großem Erstaunen, als habe er ihn heute zum ersten Male gesehen. Arthur hatte daneben ein Kistchen Cigarren gestellt und eine Spitze von Bernstein, wofür sich Herr Staiger mit gerührten Worten und einem herzlichen Händedruck bedankte.

Clara hatte unterdessen auch von dem anderen Tischchen, auf

welchem der kleine Weihnachtsbaum stand, das Tuch weggenommen, und Arthur, der allen ihren Bewegungen folgte, sah wohl an ihrem Blick, daß dies für ihn sei, weßhalb er eilig an ihre Seite trat. Auf dem Tischen lag die Cigarrendose, welche sie für ihn gestickt, sowie das Feuerzeug des Herrn Staiger. Der junge Mann nahm das kleine zierliche Geschenk mit wahrer Freude in die Hand, denn als er die eingestickten Perlen und Goldfäden betrachtete, dachte er an die Zeit, wo sie das für ihn gearbeitet, und war überzeugt, daß sie während derselben unzählige Gedanken an ihn und so viel Herzliches und Liebes mit hinein verwebt habe. Er sah sie mit einem unaussprechlich süßen Blicke an, und Clara stützte sich mit der Hand auf den Tisch und schlug ihre Augen nieder. Sie wollte lächeln, als er sich nun freundlich bei ihr bedankte, doch zuckte ihr Mund schmerzlich, sie preßte die Lippen fest auf einander, und da sie sich dennoch bemeistern wollte, so öffnete sie ihre Augen, um ihn anzusehen, konnte aber nicht verhindern, daß ihr die hellen Thränen über das Gesicht herab flossen.

Arthur begriff wohl das schmerzliche Gefühl, welches ihr Herz erfüllte; er wußte ja, daß ihn das Mädchen liebe, innig und treu liebe, und deßhalb fühlte er auch, was ihr Inneres bewegte: sie schämte sich ihrer Liebe nicht, aber sie fürchtete sich davor; Clara sah deutlich die Kluft, welche sie von ihm schied, — eine Kluft, die er zuweilen zudeckte mit freundlichen Reden und süßen Worten, wenn er bei ihr saß, die sich aber wieder schwarz und trostlos vor ihrem Blicke aufthat, sobald er ferne war. Zuweilen hoffte sie, und wenn sie ganz allein war, baute ihre Phantasie eine glänzende Brücke über jenen Abgrund, eine Brücke, die sie dann an seiner Hand schauernd betrat, und die sie glücklich in ein wunderbar prächtiges Land führte. — Aber das waren lächerliche Träume, und sie zerscheuchte sie gewaltsam wieder, ohne jedoch in gänzliche Hoffnungslosigkeit zu verfallen. Nur an solchen Abenden wie der heutige, wo sie wußte, er sei bei seiner vornehmen und stolzen Familie, und müsse den

Augenblick, den er hierauf bei ihr zubringen wolle, vor den Augen seiner Verwandtschaft verheimlichen, ihnen förmlich abstehlen, wo sie fühlte, daß vielleicht alsdann in seiner Abwesenheit dort ihrer gedacht werden könne mit geringschätzendem Achselzucken, daß man von ihrem liebenden und treuen Herzen spräche, wie von einem Spielzeuge, das nächstens abgenützt und von ihm auf die Seite geworfen würde, in solchen Stunden fühlte sie sich namenlos elend. — Und so heute. —

Das las Arthur in dem seltsamen Blick ihres Auges, in den langsam herabträufelnden Thränen. Und sollte das arme Mädchen in sein en finsteren Träumen und Jene in ihren hochmüthigen Ideen Recht behalten, sollte er dies gute, liebende Geschöpf wegwerfen für eines jener kalten und stolzen Herzen, die sich wohl eine Ehre daraus machten, von ihm, dem reichen jungen Manne, gewählt zu werden, ohne ihm deßhalb mit zärtlicher Liebe anzuhängen! — Sollte er seine Clara verlassen, weil sie eine arme Tänzerin war, weil ihre Verwandtschaft nicht verzeichnet war im goldenen Buche der Stadt, weil ihr nicht offen standen die geheiligten Schranken irgend einer Rangklasse, weil ihre Tanten und Basen nicht Sitz und Stimme hatten in den Thee-, Kaffee- und Klatschgesellschaften! — Nein, nein! so will ich nicht handeln! dachte sein treues Herz, ich will sie an mich ziehen, fest in meinen Armen halten und mit liebender Sorgfalt über die Klippen dieses Lebens, über die Klippen unserer gesellschaftlichen Zustände führen. — Und werden uns viele solcher Klippen bedrohen? fragte er sich, und sein leichter Sinn antwortete: o gewiß nicht! Man kennt mich, meine Freunde und meine Bekannten schätzen und ehren meinen Namen, sie werden auch das Mädchen bei sich aufnehmen und lieb gewinnen, der ich diesen Namen zu geben für gut befunden, — meiner Frau. — Bei diesem letzten Worte mußte er unwillkürlich lächeln, denn es kam ihm so sonderbar vor. Er dachte mit einem Male an seine Junggesellenwirthschaft, an die Zimmer, vollgepfropft mit allerlei

Geräthschaften, an die alterthümlichen schweren Seidenstoffe, die er zu den Draperien seiner Gemälde brauchte, und die von der Lehne eines alten geschnitzten Stuhles herab hingen und weit in das Zimmer hinein reichten. — Und dazwischen sollte Clara stehen, verwundert all' das Seltsame anstaunend und behutsam auf den Zehenspitzen hin und her schreitend; — ach, und sie schritt so wunderbar auf den Zehenspitzen, das Röckchen leicht gehoben — damit sie glücklich zwischen all' dem Chaos durchkomme, ohne hier eine Vase zu berühren oder dort an ein frisches Gemälde zu streifen. — Ja, ja, meine Frau soll sie sein, und ich will sie hegen und pflegen mit liebender Sorgfalt, wie ein Kind, das anfängt, gehen zu lernen. Fort mit allen Rücksichten! Bin ich nicht ein Künstler und deßhalb ein freier Mensch? Ich will meinem Herzen folgen und meinem Gemüthe alle Ehre machen.

Während er das dachte, hatte er unverwandt die Stickerei betrachtet, aber so lange und anhaltend, daß ihm Clara befremdet zuschaute. Sie fürchtete schon, ihre Thränen haben ihn verletzt und ihm sehr wehe gethan, deßhalb bezwang sie sich gewaltsam, trocknete ihre Augen und blickte wieder hell und freundlich auf.

Arthur fuhr aus seinen Träumereien empor und mit einem so glücklichen Gefühl im Herzen, daß er es unmöglich vollkommen ausdrücken konnte. Etwas davon spiegelte sich freilich auf seinem Gesichte wieder, und dieser Ausdruck war schon so heiter und froh, daß er nun der Tänzerin ein wirkliches Lächeln ablockte.

„Ah! Sie haben mich zu schön beschenkt," sagte er; „liebe Clara, wie soll ich Ihnen dankbar dafür sein! Freilich habe ich Ihnen auch Etwas mitgebracht, aber es ist so unbedeutend und klein, daß es Ihnen vielleicht gar nicht einmal gefällt."

„Es gefällt mir gewiß," entgegnete Clara, und ließ ihm ihre Hand, die er bei den letzten Worten ergriffen. Fast hätte sie sie aber wieder zurückgezogen, denn er genirte sich nicht im Geringsten, sondern küßte vor den Augen des Vaters ihre Finger, was

er früher nur beim Abschiednehmen auf der halbdunkeln Treppe gethan.

Sie erröthete stark, fürchtete sich aber, vor ihm zurückzutreten, denn seine Augen glänzten so selig, er blickte sie so überaus freundlich an, daß sie noch viel Aergerem entgegen sah, wenn sie sich das nicht geduldig gefallen ließ.

„Aber Sie müssen rathen, was ich habe!“ rief er und hielt etwas in der rechten zusammen geballten Hand empor.

„Wie ist das möglich?“ sagte Clara. „Nein, nein, ich will nicht rathen; ich habe Ihnen ja gleich offen und ehrlich gezeigt, was ich für Sie gemacht, und das Gleiche müssen Sie auch thun.“

„Sie hatten Ihr Geschenk zuerst mit einem Tuche bedeckt,“ entgegnete er lustig, „und damit Sie auch das meinige nicht gleich sehen, so machen Sie die Augen zu, bis ich sage, Sie dürfen sie wieder öffnen. — Nicht wahr, lieber Herr Staiger, das kann Clara schon thun?“

„Ja, das meine ich auch,“ erwiderte der alte Mann; „du kannst in dem Falle die Augen schon zumachen.“

„Um so mehr, da Ihr Vater sehen wird, was geschieht,“ fuhr Arthur nicht ohne Bedeutung fort.

„Nun meinetwegen denn,“ sprach das liebliche Mädchen, indem sie über ihre glänzenden Augen die Augenlider sanft herabfallen ließ. — Dabei sah sie sehr blaß aus, und jetzt noch mehr als wie einen Moment vorher; ihr Herz schlug gewaltsam und sie konnte sich eines eigenthümlichen Gefühls nicht erwehren. Ja, sie zuckte fast zusammen, als nun Arthur ihre Hand wieder ergriff, als er langsam ihre Finger öffnete, um einen kalten, glatten Ring daran zu stecken. Sie hob ihre Hand empor, wagte es aber erst, ihre Augen zu öffnen, als sie der junge Mann bat, dies zu thun. — Da fielen ihre Blicke auf einen kleinen goldenen Reif, den sie am Finger hatte, einen Ring ohne Zierrath und Stein, einen Ring, dessen Form sie aber wohl kannte.

Was sollte das Alles bedeuten? Der alte Mann sah fragend auf Arthur; Clara schlug ihren Blick nieder und zitterte so heftig, daß sie sich am Tische festhalten mußte.

Auch Arthur war in diesem Augenblicke erblaßt, und auch sein Athem wand sich mühsam aus der Brust. — „Was das heißen soll?“ sprach er mit einem sonderbaren Lächeln, wobei seine Augen eigenthümlich blinzelten, „das soll heißen, — daß ich die Clara unendlich liebe, und daß sie und keine Andere meine Frau werden soll!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der geneigte Leser wird uns verzeihen, daß wir hier dieses Kapitel schließen, aber ein Moment, wie der, welchen nun die drei glücklichen Menschen verlebten, läßt sich unmöglich der Wahrheit gemäß schildern. Wir wollen nur noch sagen, daß Herr Staiger, so glücklich er sich fühlte, doch den Kopf schüttelte und von einer Einwilligung Seitens der Eltern Arthur's als von einer fast unmöglichen Sache sprach, und daß Clara, die Anfangs wie betäubt gestanden, bald darauf so voll Glück und Freude war, wie selten eine menschliche Seele; sie küßte tausendmal den Ring an ihrem Finger, denn dieser Ring gab ihr ein Recht auf die Liebe Arthur's; sie brauchte jetzt nicht mehr sich selbst und ihm zu verheimlichen, wie unaussprechlich sie ihn liebe, sie war vollkommen glücklich, sie kannte weiter keine Wünsche und Hoffnungen. — Wenn sie in dem Augenblicke gestorben wäre, so wäre sie hingegangen im glücklichsten Momente ihres Lebens, — ein reiner, unschuldsvoller Engel. —

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Ein nächtlicher Gast.

Wenn man nach einem Abende, wie ihn Arthur im vergangenen Kapitel verlebt, nach Hause geht, das Herz voll Seligkeit, die Augen strahlend, wenn man zum ersten Male von dem Mädchen, welches man liebt, öffentlich einen zärtlichen Abschied genommen und sie fest an's Herz gedrückt, unbekümmert um Vater und Mutter, Tante und ältere Schwestern, die vielleicht in großer Verlegenheit, daß ihnen das selbst noch nicht begegnet, den Kopf auf die Seite wenden und bedeutsam husten, so betritt man die Straße mit einem sonderbaren Gefühle. Man lacht in sich hinein, man reibt sich die Hände, man betrachtet die Häuser, ob es in Wahrheit noch dieselben seien, die da standen, während man heute Abend schon einmal hier vorbei kam; man freut sich über den klaren Himmel und über den finsteren, über Mondschein, Schnee und Regen; man findet es, wenn der letztere herabrieselt, von ihm eine überflüssige Mühe, daß er den Versuch macht, uns verdrießlich zu stimmen. — Wir lachen über ihn, auch über den Wind, der unsern Regenschirm empor kehrt und unsern Hut zu entführen droht. Blase nur, blase! Wir wandeln dahin, im Herzen ein schönes, strahlendes Bild, das uns warm und trocken erhält, das uns leuchtet in finsterer Nacht, und das uns wärmt trotz Kälte und Wind. Alle unangenehmen Zufälligkeiten, die sonst wohl uns zu erzürnen im Stande sind, existiren für uns heute Abend gar nicht. Was kümmert es uns, ob das Wasser in den Rinnen dahin schießt, oder ob der Boden so glatt geworden ist, daß man nur fortkommen kann, indem man sich an den Mauern der Häuser hält. — Gleichviel!

man springt hinüber, oder man glitscht zuweilen aus, fällt auch wohl hin, um dann lachend wieder aufzustehen.

Dies Gefühl trug Arthur mit sich nach Hause, und wenn ihm auch von den eben erwähnten Unfällen keiner begegnete, so schien er dagegen auch nicht zu bemerken, daß ihm Schnee und Regen in's Gesicht schlugen, und daß er, um sich abzukühlen, den Hut in der Hand hatte. Er betrachtete sinnend den finsteren Himmel, der sich mehr und mehr überzogen, und blinzelte vergnügt nach den Straßenlaternen hin, als wollte er sagen: wüßtet ihr, was ich weiß.' Zuweilen blieb er auch stehen, und schaute lange in die Nacht hinaus. — Alsdann theilten sich vor seinem innern Auge Finsterniß und Mauern, er sah hinein in ihr Stübchen, und war entzückt, wie schön sie da ruhte. Den rechten Arm hatte sie unter den Kopf gelegt, so daß ihr Gesicht fast aufwärts gen Himmel sah; sie athmete bald leicht und bald schwer, ihre Wangen waren sanft geröthet, und ihre frischen, leicht geöffneten Lippen flüsterten leise: „Arthur, mein Arthur!"

Nachdem er das im Geiste gesehen, fuhr er sich mit der Hand über die Augen und verwischte gewaltsam dies reizende Bild wieder; auch wandte er sich um, setzte sogar seinen Hut auf und schritt eiliger nach Hause, nicht, um aus der kalten Nacht zu kommen, — die that seinen brennenden Wangen wohl, — sondern um in seiner Wohnung Papier und Bleistift zu ergreifen und ihre Züge in der Geschwindigkeit noch ein halb Dutzendmal hinzuzeichnen.

Es mochte fast Mitternacht sein, als er in der Nähe des elterlichen Hauses ankam. Er ging bei der Hauptthüre vorbei, denn sein Weg führte ihn, wenn er Abends spät nach Hause kam, durch eine enge Gasse an den hinteren Theil des Gebäudes, wo er durch eine kleine Thüre eintreten konnte und sich dann gleich in der Nähe seiner Zimmer befand.

Vor dieser kleineren Thür war eine Gaslaterne, welche sie mit hellem Scheine beleuchtete. Als Arthur unweit des letzteren ange-

kommen war und schon die Hand in die Tasche gesteckt hatte, um seinen Schlüssel heraus zu ziehen, hielt er auf einmal mit dieser Bewegung inne, blieb stehen und schaute nach dem Gascandelaber, denn es war ihm, als sähe er eine menschliche Gestalt, die an demselben angelehnt stand.

„Das ist seltsam," dachte der Maler und blickte schärfer hin. Richtig! da war ein Mensch, der auf etwas zu warten schien.

Arthur mußte, um seine Thüre zu erreichen, ziemlich dicht bei diesem Candelaber vorbei gehen; ehe er dies aber that, zog er seinen gewichtigen Hausschlüssel aus der Tasche, faßte seinen Stock fester und schritt langsam vorwärts.

Sobald er näher kam, löste sich die Gestalt von dem Candelaber ab und trat ihm einen Schritt entgegen. Sie waren sich jetzt Beide so nahe gekommen, daß an ein Ausweichen nicht mehr zu denken war; auch hatte sich der Unbekannte so aufgestellt, daß er fast vor der kleinen Hausthüre stand, weßhalb es der Maler für das Beste hielt, denselben anzurufen und ihn bestimmt aber höflich zu fragen, ob er vielleicht irgend eine Absicht verfolge, daß er ihm so auffallend in den Weg trete.

Bei dieser Frage griff die Gestalt an ihren Kopf und bückte sich leicht. Wir vermuthen fast, daß sie den Hut abnehmen wollte, was aber nicht wohl ausführbar war, da sie keinen auf dem Haupte trug. Dabei öffnete sie ihren Mund, und sie sprach mit einem leisen und schüchternen Tone: „Ach, Herr Erichsen, Sie werden mich wahrscheinlich nicht erkennen."

„Da haben Sie Recht!" rief lachend der Maler. „Ich möchte wissen, wie es möglich ist, Jemand zu erkennen, der dicht unter einer Gaslaterne steht und den Kopf abwärts gesenkt hält wie Sie. — Aber was wollen Sie von mir? Wenn Sie etwas Gutes hieher führt, so zeigen Sie frei und offen Ihr Gesicht."

„Das ist auch das Klügste," erwiderte die Gestalt, „und ich hätte das gleich thun sollen." Damit fuhr sie an die Stirne, strich

ihre langen, schwarzen Haare zurück und ließ das Licht der Laterne auf ihr Gesicht fallen, während sie aus dem Schatten heraus trat.

„Herr Beil!“ rief Arthur überrascht. „Sind Sie es wirklich, und wie kommen Sie daher, bester Beil?“

„Es ist Beil,“ sprach der Andere mit tiefer Stimme, „aber ein sehr trauriges Beil, fast ohne Schneide und Stiel, nur noch der Schatten des früheren.“

„Aber sagen Sie mir in aller Geschwindigkeit, was treibt Sie bei so später Nachtzeit hier in diese Gegend. Kommen Sie zufällig hier vorbei oder haben Sie mich hier erwartet?

„Ich habe Sie hier erwartet,“ erwiderte der ehemalige Commis des Herrn Blaffer. „Schon zwei Abende, und immer bin ich wieder davon geschlichen, sobald ich Ihre Schritte hörte; auch heute Abend hätte ich es beinahe so gemacht, doch kamen Sie mit so festem, ich möchte sagen vergnügtem Schritt daher, auch pfiffen Sie eine so heitere Melodie, daß ich mir ein Herz faßte und Sie erwartete.“

„O, lieber Beil, was machen Sie für Geschichten!“ rief Arthur lachend. „Sie wollen mich also sprechen?

Der Andere nickte mit dem Kopfe.

„Vielleicht kann ich Ihnen sogar einen Dienst erzeigen?“

Herr Beil zuckte die Achseln.

„Aber warum kommen Sie denn nicht frischweg am Tage, oder laufen des Nachts weg, wenn Sie mich kommen hören?“ fragte der Maler.

„Das erste wird Ihnen selbst klar werden,“ entgegnete der Andere schüchtern, „wenn Sie nämlich die Güte haben wollen, mich in Ihr Zimmer eintreten zu lassen und dort bei Lichte zu besehen.“

„Was sogleich geschehen soll,“ sprach Arthur lustig. „Kommen Sie geschwind, denn ich fühle jetzt auf einmal, daß es hier außen kalt und frostig ist.“

„Ja, sehr kalt und frostig!“ seufzte Herr Beil.

Hierauf öffnete Arthur die Thüre, und als Beide eingetreten waren, schloß er sie wieder hinter sich zu. Sie befanden sich in einem kleinen Vestibul, von welchem eine Wendeltreppe in den ersten Stock des Hintergebäudes führte. Auf den untersten Stufen dieser Treppe stand ein kleiner silberner Handleuchter mit einem Wachslichte, das schon tief herabgebrannt war.

Arthur leuchtete, und Beide stiegen hinauf in seine Wohnung. Diese bestand aus vier Zimmern, war sehr elegant eingerichtet, doch herrschte namentlich im Atelier, eine für einen Maler sehr verzeihliche Unordnung. Die Waffen, Stoffe, Statuetten, Vasen, von denen er vorhin bei Clara geträumt, lagen und standen hier in der That überall herum und waren in manchen Ecken so dicht zusammen gestellt, daß es wirklich Mühe kostete, sich dort frei zu bewegen.

Obgleich Arthur keine eigene Dienerschaft hatte, so wurde er doch von der sämmtlichen des elterlichen Hauses außerordentlich verwöhnt, und sein kleines Interieur so besorgt, daß er Niemand Eigenes brauchte. Auch heute Nacht, obgleich es schon ziemlich spät war, befanden sich in dem Kamine, den Arthur aus besonderer Vorliebe in seinem Wohnzimmer hatte einrichten lassen, noch glühende Kohlen genug, so daß es nur einer kleinen Anwendung des Blasbalges bedurfte, um einige Stücke Holz, die er auflegte, sogleich in helle Flammen zu versetzen. Dann zündete er ein paar Kerzen an, und als diese das Zimmer hell erleuchteten, blickte er sich nach seinem Gefährten um, der händereibend an dem lodernden Feuer stand.

„In der That," rief Arthur nach einem kleinen peinlichen Stillschweigen, „in der That, lieber Herr Beil, nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich begreife jetzt vollkommen, warum Sie mich nicht am Tage besucht haben."

„Nicht wahr, das ist zu begreifen?" entgegnete dieser, indem er einen trostlosen Blick an sich hinunter laufen ließ. „Wenn Sie

mich auch nie sehr geputzt und geschniegelt sahen, so habe ich mich bis jetzt auch nicht als Lump präsentirt, — als vollständiger Lump wie heute Abend."

Und Herr Beil sprach die Wahrheit, denn sein Aeußeres sah wirklich im höchsten Grade verwahrlost aus. Haar und Bart hingen ihm zerzaust um den Kopf, und er schien alle Ursache zu haben, seine Wäsche sorgfältig zu verstecken, denn er hatte nicht blos den Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, sondern auch noch den Kragen etwas in die Höhe geschlagen. Seine Beinkleider waren fast bis zu den Knieen beschmutzt, und seine Stiefel gaben einen seltsam seufzenden Ton von sich, wenn er auftrat, und ließen sehr verdächtige nasse Spuren zurück, wenn er seinen Standort wechselte.

Er wollte sprechen, doch fiel ihm Arthur in's Wort: „lassen Sie für diesen Augenblick alle Explicationen; ich sehe schon, daß Ihnen was Außerordentliches passirt ist, was Sie mir wohl später mittheilen werden. Jetzt aber will ich vor allen Dingen uns Beide in ein trockenes Gehäuse bringen; denn auch mich hat der Regen von heute Nacht ziemlich scharf mitgenommen. Folgen Sie mir in's Schlafzimmer, und ich will schon etwas finden, was für Sie paßt."

Herr Beil wollte einige bescheidene Einwendungen machen, doch legte ihm der Maler sanft die Hand auf seine Schulter, indem er fortfuhr: „lassen Sie das gut sein; ich versichere Sie, es würde mir zu jeder Zeit ein großes Vergnügen gemacht haben, Ihnen aus irgend einer Verlegenheit zu helfen, umsomehr aber am heutigen Abend, wo mir selbst ein so großes Glück widerfahren ist, daß es mich drängt, den Kummer eines meiner Bekannten zu lindern. — Ich fühle mich als ein zweiter Polykrates: die Götter haben mich so mit Gnaden überhäuft, daß ich gern einen kostbaren Ring in's Meer schleudern würde, wenn im Augenblicke Ring und Meer bei der Hand wären. In Ermanglung des letzteren seien

Sie nun so freundlich, dasselbe vorzustellen, und erlauben mir, die bescheidenen Kleinigkeiten eines Anzuges, soweit er Ihnen passend ist, in Ihren Schoos zu werfen."

Auf diese freundliche Anrede hin senkte der ehemalige Commis sein Haupt, ergriff, ohne ein Wort zu sprechen, die Hand Arthurs und drückte sie innig. Dann folgte er ihm in sein Schlafzimmer.

Eine förmliche Verwandlung war bald bewerkstelligt, und nach einer kleinen Viertelstunde ließen sich die Beiden vor dem Kamine nieder, nachdem Arthur aus dem Magazine seiner Junggesellenwirthschaft etwas kalte Küche und eine Flasche herbeigebracht, welchen von Herr Beil eifrig zugesprochen wurde.

Der Maler sah lächelnd auf sein Gegenüber, denn dieser hatte sich wirklich vortheilhaft verändert. So viel es in der Geschwindigkeit thunlich gewesen, ward Haar und Bart geordnet und sein ganzer übriger Mensch damit in Einklang gebracht; er war mit allem Nothwendigsten versehen worden, wovon wir aber nicht weiter sprechen wollen; nur müssen wir erwähnen, daß er an den Füßen buntgestickte Pantoffeln trug, auf welche rothe Morgenhosen herab fielen, und daß der carirte Schlafrock, in den er gehüllt war, etwas sehr lang auf dem Boden nachschleifte.

Nachdem er sich mit Speise und Trank restaurirt, reichte ihm Arthur eine Cigarre, die Friedenspfeife, wie er sagte, womit er ihn, den Heimathlosen, nun gänzlich unter seinen Schutz unter Dach und Fach, nehme.

Der ehemalige Commis des Herrn Blaffer zündete sich die feine Havannah an, und sog mit äußerstem Wohlbehagen den wohlriechenden Dampf in sich, um ihn dann langsam wieder von sich zu blasen. Er streckte sich im weichen Fauteuil lang und bequem vor dem Feuer aus, und es war dabei erklärlich, daß ihn ein Schauder überfuhr, wenn er an die vergangenen drei Tage dachte, namentlich an jenen schrecklichen Abend, wo ihm das Gespenst erschienen. — O wäre er doch lieber gleich zu Arthur gegangen,

nachdem er das Haus seines Prinzipals verlassen! Aber damals rannte er gerade aus, nicht rechts noch links blickend, seinem Verderben entgegen, das ihm aber als kein Verderben erschien, sondern als die Einlaßpforte in ein stilles, friedliches Thal, wo er sich in einem dunkeln aber nicht unheimlichen Winkel ruhig zum Schlafen werde niederlegen können. —

„Das Leben ist doch schön! sagt der unsterbliche Schiller. — Und er hat Recht," fuhr Herr Beil seufzend fort; „sie ist schwer von sich zu werfen die süße Gewohnheit des Daseins. Jetzt begreife ich nicht mehr, wie es einem Menschen einfallen kann, seinem Dasein freiwillig ein Ende machen zu wollen."

Arthur hatte aus seiner Kaminecke zugeschaut, wie ein inniges wonniges Gefühl freundliche Strahlen auf dem Gesichte seines Gegenübers hervorzauberte. Als derselbe aber hierauf jene Worte ausrief, entgegnete er: „Sie sprechen ja wie ein halber Selbstmörder. Ich habe Sie überhaupt so verändert gefunden, daß Sie mir es nicht übel nehmen können, wenn mich eine kleine Neugierde beschleicht."

„Die zu befriedigen mir eine Erleichterung sein wird," sagte Herr Beil. Und dann erzählte er mit großer Gewissenhaftigkeit die Vorfälle der letzten Tage bis zu dem Augenblicke, wo ihm jene Gestalt erschienen und ihm das Versprechen abgenommen, den thörichten, verbrecherischen Schritt nicht zu thun.

„Das kann unmöglich der Teufel gewesen sein," versetzte Arthur, der aufmerksam zugelauscht, und den, während der Andere sprach, zuweilen ein leichter Schauder überflog; denn Herr Beil erzählte das Alles so umständlich, schilderte so natürlich die Qualen seines Herzens und die Zerrissenheit seiner Gedanken. — „Nein, das war gewiß kein böser Geist, denn sonst hätte er Sie ruhig Ihr Vorhaben ausführen lassen."

„Aber ich hörte ihn nicht verschwinden," fuhr Herr Beil fort; „ich blickte auf, es schlug Ein Uhr und er war nicht mehr da."

„Das ist allerdings seltsam. — Und Sie erfuhren nichts mehr von ihm?"

„Bis jetzt nicht das Geringste, obgleich ich immer geglaubt, ja, gehofft, er werde mir wieder in den Weg treten, umsomehr, als ich seit jener Mitternacht wohl gesehen oder gefühlt, daß ich beständig von Jemand beobachtet werde."

„Das ist eine Ausgeburt Ihrer Phantasie, die Nachwirkung jener Stunde," meinte Arthur. „Wenn Sie Jemand beobachtet hätte, so müßten Sie es doch wissen, Sie müßten Jemand gesehen haben."

„Das habe ich auch," erwiderte der Andere mit leiser Stimme. „Schon als ich in jener Nacht vom Kanal zurückkehrte und die Straße wieder betrat, glaubte ich oftmals den Klang von Tritten hinter mir zu hören."

„Das Echo der Ihrigen."

„Das dachte ich Anfangs auch, denn wenn ich zögerte, so zögerten die Schritte ebenfalls, wenn ich hielt, so hielten sie auch. Doch um genau zu untersuchen, ob es wirklich der Klang meiner Schritte sei, blieb ich ein paarmal ganz plötzlich und unerwartet stehen, und da hörte ich wohl, daß es kein Echo sei, sondern daß mir wirklich Jemand folge."

„Nun, daß das wenigstens kein Geist war, darüber können Sie sich beruhigen, denn die Phantome gleiten, wie Sie wissen, geräuschlos dahin."

„Ganz richtig, es war weder ein Gespenst, noch war es jene Gestalt, die ich am Kanale gesehen. In der Nacht verlebte ich einige miserable Stunden: ich kauerte mich in einem Winkel zusammen, bis der Tag kam; ach! es war empfindlich kalt geworden und fror; ich habe schon angenehmere Sonnenaufgänge erlebt. Aber am Ende geht Alles vorüber, und so verschwanden auch jene Stunden der Morgendämmerung, wobei mir das Mark in den Knochen zu erfrieren drohte. — Ich sagte vorhin, der, welcher mir

gefolgt, sei nicht die Gestalt vom Kanale gewesen; das sah ich, sobald es Tag wurde, denn nun bemerkte ich in dem gegenüber liegenden Straßenwinkel eine Figur, die mich offenbar beobachtete, obgleich sie unruhig auf und ab schritt, und that, als erwarte sie sonst Etwas. — Das war mir unheimlich, und ich beschloß, zu untersuchen, ob ich mich nicht irre. Ich erhob mich und schlich an den Häusern dahin; der Andere folgte mir nicht, wenigstens nicht sogleich. Ich ging einige Straßen weiter, absichtlich ohne mich umzuschauen, und verlor mich endlich in ein Labyrinth von kleinen, finsteren Gassen, wo einer meiner Landsleute wohnte, ein armer Teufel von Buchbinder, dem ich viele Gefälligkeiten erzeigt, und von welchem ich mit Recht voraussetzte, er werde mir gerne eine Unterkunft bewilligen, für ein paar Tage nur, bis ich etwas Anderes gefunden."

„Und Ihr Verfolger?" fragte Arthur.

„Ganz richtig! — warten Sie nur. — Als ich, beim Hause des Buchbinders angekommen, mich plötzlich umwandte, bemerkte ich ihn wohl am Ende der Straße, die er, anscheinend ohne sich weiter um mich zu bekümmern, überschritt."

„Aber ich begreife immer noch nicht," sagte der Maler, „daß Sie nicht noch in derselben Nacht auf den gesunden Einfall gekommen sind, mich aufzusuchen. Sie wissen, ich habe Sie immer sehr gern gehabt und mich für Sie interessirt, obgleich Sie meine angebotene Hülfe jedesmal hartnäckig zurück wiesen."

„Ich hatte Unrecht," entgegnete Herr Beil gerührt. „Aber wissen Sie, lieber Herr Erichsen, wir armen Teufel werden euch reichen Leuten gegenüber gar leicht mißtrauisch. Wenn ihr uns auch mit dem besten Herzen eure Hülfe anbietet, so zucken wir doch schmerzlich zusammen; — es ist ein Almosen, denn wir sind ja nicht im Stande, euch dafür etwas wiederzugeben. Aber — beim Blaffer! — ich hatte Unrecht."

„Ein seltsamer Schwur," sagte Arthur lachend.

„Ich habe mir ihn angewöhnt, denn man muß selbst dem Teufel kein Unrecht thun.“

„Aber weiter in Ihrer Geschichte!“ sprach Arthur. „Sie sind ja jetzt doch noch unter meine Hände gerathen. — Du wolltest fliehen, treuloser Römer! — du bist gezwungen, du bleibst bei mir. — Das Schicksal hat Sie mir zugeführt.“

„Ja das Schicksal,“ fuhr der Andere seufzend fort. „Aber ich lobe das Schicksal darum, denn ich fühle mich bei Ihnen hier so behaglich, Herr Erichsen, wie seit langen Jahren nicht. Auch ist mein armes dummes Herz ruhiger geworden; der Schmerz in demselben summt nur noch leise, wenn ich an jene Nacht und an das Mädchen denke. — Doch weiter! — Beim Buchbinder aber war es fürchterlich, und obgleich er mich mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen, konnte ich es doch nicht lange dort aushalten. Ich half ihm, so gut ich es vermochte; war mir doch sein Geschäft nicht unbekannt: es geht ja Hand in Hand mit dem unsrigen, und wenn ich bei Johann Christian Blaffer und Compagnie die ganzen Bücher verpackte und wegschickte, so faltete ich jetzt jeden einzelnen Bogen und half brochiren, was mir übrigens nicht schwer wurde. — Nun habe ich Ihnen aber schon vorhin gesagt, daß ich sogleich an Sie gedacht, und während ein paar Abenden den Versuch machte, Sie an Ihrer Hausthüre abzufangen; leider ohne Erfolg: ich hatte ja nicht den Muth, mich Ihnen anzuvertrauen. Aber wenn ich so durch die Straßen schlich, und wenn ich oftmals unter der Gaslaterne da unten stand, so brauchte ich mich nur spähend umzuschauen, und ich bemerkte gewiß irgendwo jenen Mann, der mir damals gefolgt.“

„Und Sie irrten sich nicht?“

„Ich irrte mich gewiß nicht.“

„Wenn das der Fall ist,“ meinte der Maler, „so haben Sie am Ende wohl gar Jemandens Interesse erregt, der sich Ihrer annehmen will, und der mit mächtiger Hand über Sie wacht. Geben

Sie Achtung, hier wendet sich Ihr Schicksal, und Sie sind vielleicht noch zu großen Dingen ausersehen."

„Es hat sich heute Abend schon so gut gewendet," versetzte Herr Beil; „denn kann es mir besser gehen als im jetzigen Augenblicke, wo Sie mit Ihrer liebenswürdigen Gastlichkeit mir Ihr Haus geöffnet, mich an Ihren Herd aufgenommen, mich gespeist und getränkt, auch Schlafrock und Pantoffeln gegeben! — Ah! der Contrast ist etwas stark," fuhr er kopfschüttelnd fort. — „Sie hätten das Leben bei meinem armen Buchbinder kennen sollen; wie diese Leute sich durchschlagen müssen, davon haben Sie, davon hatte ich bis jetzt kaum eine Idee. — Zur Wohnung eine einzige Stube und eine finstere und feuchte Kammer, an Betten ein Ding von morschen Brettern, was die entfernteste Aehnlichkeit mit einem solchen hatte, und darin ein Strohsack und eine alte mürbe Wollmatratze, die an allen vier Seiten zu kurz war. Darin lagen die Eltern und zwei Kinder, vier andere behalfen sich in einer Ecke auf einem zerrissenen Stück Teppich —"

„Und Sie?" fragte Arthur.

„Ich legte mich zum ersten Mal in meinem Leben fest auf die Literatur, indem ich mir in der Werkstatt ein Lager von Makulatur machte; übercomplette Bogen einer Gedichtssammlung rollte ich mir zum Kopfkissen zusammen, und zur Decke nahm ich meinen Rock, unter welchem ich mich wie ein Igel zusammenkauerte. — In gewisser Hinsicht war ich eine Hülfe für die Familie, denn ich fand in meiner Westentasche noch einen Thalerschein, von dem wir die zwei Tage lang herrlich und in Freuden lebten. Vermittelst desselben konnte der Buchbinder ein Säckchen Kartoffeln erschwingen und sich die sechs Kinder wieder ein paarmal recht satt essen. Sie haben noch ziemlich viel davon," setzte er gutmüthig lächelnd hinzu, „denn ich hätte mir ein Gewissen daraus gemacht, ihnen den ganzen Vorrath mit aufzehren zu helfen."

„Die Leute müssen Sie nächstens wieder besuchen, bester Herr Beil," sagte Arthur, „und ihnen eine kleine Hülfe bringen."

Der Andere nickte schweigend mit dem Kopfe, stützte diesen darauf in die rechte Hand und blickte lange und nachdenkend in das Kaminfeuer.

Die Standuhr zeigte auf Eins.

„Aber es ist schon spät geworden!" rief Arthur, indem er aufstand. „Jetzt wollen wir Ihnen ein Lager besorgen und morgen Früh sehen, was weiter zu thun ist."

„Haben Sie kein Makulatur?" fragte mit komischem Ernste der ehemalige Commis.

„Nein," erwiderte Arthur lachend; „aber wenn Sie es einmal mit der Malerei versuchen wollen, so können Sie es sich bei jenen Nymphen bequem machen."

„Gott soll mich bewahren!" versetzte Herr Beil. „Das wäre mir eine gefährliche Nachbarschaft. Da unterwerfe ich mich lieber getrost Ihren sonstigen Anordnungen."

Und daran that er sehr recht, denn der Maler hatte in kurzer Zeit auf seinem Sopha im Wohnzimmer ein vollkommen üppiges Lager hergerichtet; worauf er seinem Schützling eine gute Nacht wünschte und sich in sein Schlafzimmer zurückzog.

Herr Beil schlief den Schlaf des Gerechten, und obgleich ihm allerlei Seltsames träumte von dem finster dahin fließenden Kanal mit der bekannten Melodie, von den Augen jener Gestalt, die ihn so seltsam anstarrten, auch vom Buchbinder und dem Makulatur, so erwachte er doch erst am andern Morgen, als der Tag bereits das Zimmer erhellte. Er blickte verwundert um sich und schien im ersten Augenblicke nicht recht zu wissen, wo er sich befinde; er lag gegenüber dem Kamin, in welchem schon wieder die freundlichen Flammen spielten; es war, als seien diese heute Nacht gar nicht erloschen. Vor demselben befand sich eine ältliche Dienerin des commerzienräthlichen Hauses, welche beschäftigt war, auf einem

kleinen Tisch allerlei Service von sehr freundlichem Aeußeren aufzustellen, dazu auch Teller mit weißem Brod und Butter. Während sie aber dies Geschäft versah, blickte sie häufig nach dem Schläfer auf dem Sopha um, und schien jedesmal zu erschrecken, wenn sie dort zwischen den weißen Leintüchern die Unmasse von schwarzen Kopf- und Barthaaren erblickte. Diese in ihrem verwilderten Zustande hatten auch durchaus nichts Angenehmes für das Auge, und man hätte glauben können, es habe sich dort irgend ein Ungeheuer, ein Alp oder sonst dergleichen eingenistet. Aus Discretion hatte Herr Beil die Decke bis unter das Kinn hinaufgezogen, wodurch sein Aussehen noch eigenthümlicher und komischer wurde.

Auch Arthur mußte laut auflachen, als er nun aus seinem Zimmer trat und den sonderbaren Kopf seines Schützlings sah. — „Bleiben Sie ruhig so liegen!" rief er ihm zu, „das muß ich zeichnen."

Die alte Dienerin gab ihrem Herrn einen Wink, führte ihn behutsam in eine Ecke des Zimmers, richtete dann die Augen auffallend gegen den im Bette Liegenden und fragte mit schüchterner Stimme: „was ist denn das, Herr Arthur?"

„Das ist ein Gespenst," entgegnete dieser, „ich habe es heute Nacht auf der Straße gefunden und mitgenommen. — Wissen Sie wohl, Sophie," setzte er mit Betonung hinzu, „das bleibt aber ganz unter uns; es braucht's Niemand im Hause zu erfahren; Mama, wie Sie wohl wissen, kann die Gespenster nicht leiden. Wenn Sie aber jetzt hinunter gehen, so seien Sie so gut und schicken nach dem Barbier und dem Friseur; sie sollen zu mir kommen."

Die Dienerin verließ das Zimmer, nicht ohne noch einen besorgten Blick nach dem Sopha geworfen zu haben.

Worauf Herr Beil sein Lager verließ und sich alsdann schleu-

nigst in das Schlafzimmer von Arthur zurück zog, wo er seine Toilette machte.

Als die Beiden später das Frühstück verzehrt hatten, dem natürlicher Weise die unentbehrliche Cigarre folgte, sagte der Maler: „ich konnte gestern Abend nicht gut einschlafen: ein angenehmes Ereigniß, was mich betroffen, und Ihre Geschichte hielten mich wach. Ich dachte viel an Sie und überlegte, was jetzt wohl zu beginnen sei. — Wenn ich von jetzt spreche, so versteht sich von selbst, daß ich jene Zeit meine, wo Sie sich von Ihren Strapatzen wieder vollkommen erholt haben, überhaupt wenn es Ihnen gefällt, an die Zukunft zu denken. Im Augenblick sind Sie bei mir hier vortrefflich aufgehoben."

„Gewiß, auch ich dachte daran," entgegnete Herr Beil; „doch habe ich dort am Kanal einen ganz andern Menschen angezogen; mir graust vor dem Buchhandel."

„Das begreife ich," erwiderte Arthur. „Aber Sie führen eine gute Feder, wie ich mich erinnere, Sie sind in Ihren Arbeiten pünktlich und umsichtlich; das erkannte ja sogar Herr Blaffer, und umsomehr muß es wahr sein. Ich habe nun die Idee, gelegentlich mit Papa und meinem Schwager zu sprechen, vielleicht wäre es möglich, daß man Ihnen eine Stelle in unserem Hause geben könnte. — Ich habe Sie ja," setzte er lachend hinzu, „nun einmal an Kindesstatt angenommen, und auf diese Art behalte ich Sie ganz unter meinen Augen."

„Und würden mich unendlich glücklich machen," sagte Herr Beil gerührt. „Ich sehe, daß Sie sich meiner ernstlich annehmen wollen, daß Sie es gut mit mir meinen, und das ist für Jemand, der wie ich so lange in der Welt herumgestoßen wurde, der bisher Jedem eine Last war, ein wahrhaft süßes Gefühl." — Er kämpfte bei diesen Worten gewaltsam seine Bewegung nieder und setzte dann mit heiterem Tone hinzu: „ich sehe mich im Geiste schon als an-

gehender Banquier oder als junger Kassier, wie ich den Leuten Zahlungen mache und Wechsel diskontire."

„Denken Sie nur an das köstliche Gesicht des Herrn Blaffer, wenn er zu uns kommt, — was ja häufig geschieht, — und Sie ihm plötzlich entgegen treten. — Vorderhand aber denken wir noch nicht daran," fuhr Arthur nach einer Pause fort; „wir lassen erst seit Ihrem Verschwinden aus dem Hause des Herrn Blaffer einige Zeit vergehen, damit Sie dort etwas in Vergessenheit kommen. Zuerst müssen wir daran gehen, — Sie werden meine Worte nicht übel deuten? — Ihren äußeren Menschen zu restauriren, und gleich heute Morgen, und zwar mit dem Kopfe anfangen. Ich kenne freilich Ihre Leidenschaft für Ihr starkes Haupt- und Barthaar, aber da muß ich Ihnen wahrhaftig etwas wegsprechen."

Herr Beil fuhr bei diesen Worten mit einem komischen Schrecken durch seine schwarzen Haare, worauf er aber lachend sagte: „seien Sie unbesorgt, ich gebe diesen Lieblingen gern den Abschied! ich sprach Ihnen ja vorhin schon von einem andern Menschen, den ich angezogen, und zu ihm passen diese Zeichen einer früheren Zeit nicht mehr. Auch kann ich nie mehr die fatale Feuchtigkeit vergessen, die sich am Kanale hier hinein gesetzt, sowie die schauerlichen Eiszapfen, die an meinem Barte hingen, als ich Morgens in dem Winkel kauerte. — Ah! das sind schreckliche Erinnerungen! — Machen Sie deßhalb mit mir, was Sie wollen."

„Ich werde es künstlerisch behandeln," erwiderte der Maler, „und werde der Sitzung des Barbiers und des Friseurs mit voller Theilnahme anwohnen. — Schon höre ich draußen anklopfen; es wird einer der Herren sein, die ich für Sie bestellt."

Und so war es auch; zuerst kam der Barbier und dann der Friseur. Herr Beil wurde nach den Anordnungen Arthurs von Beiden bedient, wobei sich die Scheere des Haarkünstlers mit einem wahren Appetit in dem dichten Lockenwald seines Opfers zu verbeißen schien. Man hatte gewiß dies Instrument lange Zeit nicht

so vergnügt klappern hören, rechts und links fielen die dichten schwarzen Büsche, und als das Werk vollendet war, machte es dem Künstler alle Ehre, und die Versicherung desselben, aus dem Kopfe sei etwas zu machen, stellte sich als völlige Wahrheit heraus.

Nun war das Haar gekürzt, frisirt, der Kinnbart glatt weggeschoren, der Schnurrbart gestutzt, und als sich Herr Beil hierauf im Spiegel erblickte, nickte er wohlgefällig mit dem Kopfe und versicherte, er sei vollkommen mit sich zufrieden. Er sah auch in dem schönen Schlafrock, wie er nun dasaß in dem kleinen Fauteuil, mehr als anständig, ja fast elegant aus.

Arthur hatte sich an seine Staffelei gesetzt und einen großen Rahmen mit weißer Leinwand vor sich aufgestellt. „Es ist heute ein Festtag," sagte er, „und an solchen mache ich mir das Vergnügen, irgend ein Bild zu ebauchiren, lieber zwei, drei hinter einander. denn es ist eine wahre Wonne für mich, wenn ich meiner Phantasie die Zügel schießen lassen, und einen Entwurf um den andern auf die Leinwand hinwerfen kann. Heute aber bleibt es bei diesem einzigen, und ich will sehen, ob meine Erinnerung frisch und gut ist."

„Gibt es ein Portrait?" fragte Herr Beil.

„Ja und nein," entgegnete Arthur, indem er anfing mit schwarzer Kreide einen Frauenkopf zu skizziren; „es soll eine ideale Gestalt werden, doch für mich mit bekannten Zügen. — Aber wie es mir immer geht," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er einige Striche gemacht hatte, „so werde ich immer im besten Arbeiten gestört. Wenn ich mich nicht irre, so rollt eben ein Wagen durch die enge Gasse neben dem Hause, und das wird wahrscheinlich mir gelten, denn hier herum ist eigentlich kein Weg für Equipagen. — Thun Sie mir den Gefallen, lieber Freund, treten Sie einen Augenblick an's Fenster und sehen Sie, ob wirklich ein Wagen da heraus kommt und wo er hingeht."

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Im Atelier.

Herr Beil sprang eilfertig an's Fenster, sah eine Weile durch die Scheiben, dann sagte er: „es ist ein kleiner geschlossener Wagen; jetzt biegt er um die Ecke und will wahrscheinlich zu Ihnen. — Richtig; er fährt bei der Thüre vor.“

Wirklich hörte man ihn auch in diesem Augenblicke drunten halten.

„Ich will aber jetzt nicht gestört sein!“ rief der Maler unmuthig. „Thun Sie mir den Gefallen, springen Sie in's Vorzimmer und schließen die Thüre zu. Sie sollen mich in Frieden lassen.“

„Es sind zwei Herren,“ rief Herr Beil hastig. Und dann sprang er davon, um den Wunsch seines Freundes zu erfüllen.

Doch kam er zu spät, denn die Beiden waren schon auf der Treppe und hätten das Umdrehen des Schlüssels hören müssen, weßhalb Herr Beil dies unterließ, indem er es für unschicklich hielt, Jemand die Thüre dicht vor der Nase zuzusperren. Er machte das dem Maler durch ein Zeichen mit der Hand begreiflich, der achselzuckend fortfuhr, auf die Leinwand zu zeichnen.

Die beiden Herren auf der Treppe waren in eifriger Unterhaltung begriffen; wenigstens sprach der Eine, ein kleiner und magerer Mann, sehr laut und lebhaft, während der Andere sich begnügte, zuweilen mit dem Kopfe zu nicken oder: ja! ja! zu sagen.

Der kleine Mann sprang lebhaft die Treppen hinauf, wandte sich aber fast auf jeder Stufe um, um sein Gespräch dem Andern in's Gesicht hinein mit mehr Erfolg fortsetzen zu können. — „Bester Baron!“ rief er, „Sie mögen sagen, was Sie wollen, — und ich

weiß wohl, Sie nehmen Partei für die königlichen Stallmeister, aber das ist gleichviel, ich will meine Behauptung der ganzen Welt gegenüber durchführen; ich habe hier wahrhaftig nicht die Zeit, viele Stunden auf die Dressur meiner Reitpferde zu verwenden, während Jene den ganzen Tag im Sattel sitzen; aber das versichere ich Sie, und Sie können die kompetentesten Richter aufstellen, ich behaupte: es ist im ganzen Marstall nicht ein einziges Pferd so fein geritten, so sorgfältig dressirt, und dadurch, — beachten Sie das wohl, — nur dadurch von so angenehmen und gefälligen Bewegungen."

Bei diesen letzten Worten war er oben auf der Treppe angekommen und schlug mit dem Knopfe seines Stockes taktmäßig in die rechte Handfläche, während er seine Stimme erhoben hatte und jede Sylbe scharf betonte, sowie mit dem Ausdruck der größten Ueberzeugung sprach.

„Nicht ein einziges Pferd im ganzen Marstall. — Natürlicher Weise nehme ich die aus, welche vor einigen Tagen zum Geschenk für die Frau Herzogin angekommen sind. Die kommen von uns, und da, bester Baron, versteht man zu reiten."

„Hier sind wir am Ziel unserer Fahrt," erwiderte der andere Herr, der die Rede des kleinen Mannes zu unterbrechen versuchte. „Herr Erichsen ist zu Hause?" fragte er den Herrn Beil, welcher die Thüre geöffnet hielt.

Der kleine Mann trat lebhaft in das Gemach, schaute Herrn Beil einen Augenblick forschend in's Gesicht, schien einen Moment nachzudenken, und sagte dann: „wenn ich nicht ganz irre, so sahen wir uns neulich Abends bei meinem Freund, dem Grafen Fohrbach; Sie ersuchten mich, Ihr Atelier zu besuchen. Nun sehen Sie, ich bin da; ich habe eine Stunde für Sie gefunden und versichere Sie, bei meinen vielen zahlreichen Geschäften will das viel heißen. Aber der Baron Brand sagte mir, ich werde nicht umsonst kommen und einiges recht Gutes sehen."

Herr Beil hatte diesen Redestrom geduldig über sich ergeben

lassen, es wäre aber auch vergebliche Mühe gewesen, den kleinen Mann zu unterbrechen, denn nach seiner Gewohnheit sprach er nur Worte, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob sie Jemand anhöre. Auch blickte er dabei bald hierhin, bald dorthin, und im Zimmer umher, am allerwenigsten aber sah er auf die Person, zu der er eben redete. Er schien überhaupt einen festen menschlichen Blick nicht gut ertragen zu können.

Der andere Herr ließ ihn ebenfalls gewähren, und erst, als er geendigt hatte, und nach Luft schnappte, sagte Jener: „Sie irren sich, bester Herr von Dankwart, dies ist nicht Herr Erichsen, — wahrscheinlich einer der Freunde derselben," setzte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, indem er sich verbeugte.

Herr Beil verbeugte sich ebenfalls und bat die beiden Herren, sich in das dritte Zimmer zu bemühen, wo der Maler immer noch vor seiner Staffelei saß.

Während Herr von Dankwart durch die Zimmer schwebte, — man muß diese Bewegung schweben nennen, denn er tänzelte mit seinen kleinen Beinen nur so dahin, blickte dabei bald rechts, bald links, ging nie gerade aus, und zu gleicher Zeit machte sein für den zarten Körper etwas zu schwerer Kopf allerlei selbstständige Bewegungen, — blieb er jetzt hier, jetzt dort vor einem Bild, irgend einem seltsamen Möbel, einer Waffe oder sonst etwas stehen, wobei er in Einem fort fragte, ohne aber, gleich vielen der Größen dieser Erde, eine Antwort abzuwarten, denn wenn er jetzt von einer Landschaft behauptete, sie sei etwas dunkel im Colorit, oder der Rahmen zu breit und zu schwer für die Leinwand, und alsdann fragte: „ist sie hier gemalt? — von wem ist sie? — ein Original oder eine Copie?" so sprang er gleich darauf zu irgend einem interessanten Dolche über, um sich zu erkundigen, ob er ächt montirt oder ob die Klinge in Wahrheit ein Damascener oder vielleicht aus Khorassan sei.

Trotz allem dem hätte er sich wahrscheinlich nicht weiter in den

beiden vorderen Zimmern aufgehalten, um diese für ihn so nothwendigen Bemerkungen zu machen, wenn er nicht von ungefähr in die Nähe des Fensters gerathen wäre, von wo aus er einen Blick auf die unten stehenden Pferde und Wagen werfen konnte. Diese fesselten seine ganze Aufmerksamkeit, und er schien das Zimmer, wo er sich befand, den Künstler, dessen Werke er anschauen wollte, kurz alles Andere auf der ganzen weiten Welt für den Augenblick rein vergessen zu haben.

„Ein magnifikes Ensemble!“ rief er dem Baron zu, der so eben mit Arthur einen freundlichen Händedruck gewechselt. „In der That vollendet! Bitte Sie, sehen Sie doch, wie außerordentlich schön die beiden Pferde stehen; dazu die einfachen Geschirre, schön in ihrer Ansprnchslosigkeit. Ah! ich muß mir für diese Zusammenstellung selbst ein Compliment machen. — Und Josef auf dem Bocke hat das wahre Air eines Kutschers aus gutem Hause, — aus sehr gutem Hause. — Baron, ich begreife in der That nicht, wie man es bei Hofe verantworten mag, daß die Kutscher beim Stillstehen die Peitschen nach links hinüber geneigt halten. Ich kann mir nun einmal nicht helfen; das gibt der ganzen Tournure eine Schattirung von Nachläßigkeit. — Bei uns wagt das kein Kutscher. Sehen Sie Josef an; Josef hat die Peitsche, wie es sich gehört, auf dem rechten Schenkel aufgestützt. — Nur so hält der Kutscher eines vornehmen Hauses. — Aber Sie müssen das betrachten, Baron.

„O, ich habe es schon oft gesehen,“ entgegnete dieser lächelnd. — „Aber bester Herr von Dankwart, wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie an den Zweck unseres Besuches erinnere und Sie mit Herrn Erichsen bekannt mache?“

„Gleich! gleich!“ erwiderte der kleine Mann, indem er sich mit beiden Händen auf die Fensterbrüstung stützte und sich auf den Zehen erhob, „denn die kurzen Beinchen erlaubten ihm sonst nicht, auf die Straße zu sehen. — „Gleich, bester Baron, ich verfolge so

eben eine außerordentlich schöne Idee: wenn ich mir so die elegante Figur des Handpferdes da unten betrachte, so kommt mir immer wieder der Gedanke, es sei doch eigentlich Schade, daß man ein solches Pferd einspannt. — Glauben Sie mir, bester Baron, es würde unter dem Sattel Furore machen.“ — Damit warf er noch einen letzten, halb schmerzlichen Blick auf die Straße hinab, worauf er sich nun endlich umwandte und in das Nebenzimmer zu den Anderen eilte.

An der Thüre desselben geschah es ihm nun abermals, daß er in seiner Zerstreutheit den Herrn Beil für Arthur nahm, denn er klopfte dem Ersteren, der sich bescheiden am Eingange hielt, sanft auf die Schultern, während er mit einer Protectionsmiene sagte: „da sind wir, in der That, da sind wir. Freue mich sehr, Ihre Sachen zu sehen. Man ist allerhöchsten Orts auf Sie aufmerksam geworden; die Frau Herzogin lobt über alle Maßen Ihre wunderbare Ansicht von Carrara.“

Herr Beil verbeugte sich verlegen, denn er wußte nicht, ob es an ihm sei, jetzt selbst eine Aufklärung über seine Person zu wagen, nachdem dies vorhin der Baron so erfolglos gethan.

Dieser lächelte sanft in sein Schnupftuch und Arthur zuckte die Achseln.

Herr von Dankwart hatte es sich unterdessen in einem Fauteuil bequem gemacht und blickte an den Wänden umher, wo einige Skizzen und Studien hingen. — „In der That,“ sprach er nach einer kleinen Pause, „diese Ansicht von Carrara hat einiges Aufsehen gemacht; ich gratulire Ihnen. Die Frau Herzogin geruhten, das Gemälde schön zu nennen; ich glaube versprechen zu können, daß wenn Sie so fortfahren, Sie nächstens von uns einige Bestellungen erhalten werden.“

„Aber Sie irren sich, Herr von Dankwart,“ sagte Arthur sehr ruhig und ohne daß er aufhörte zu zeichnen, „die Ansicht

von Carrara ist nicht von mir; ich male überhaupt keine Landschaften."

„Allerdings nicht von Ihnen," entgegnete einigermaßen pikirt der kleine Mann, „aber sie ist von Herrn Erichsen dort. Freilich nicht von Ihnen."

Bei diesen Worten deutete er mit einer leichten Biegung des Kopfes auf Herrn Beil.

„Bester Herr von Dankwart," lachte nun der Baron laut hinaus, „Sie sind heute unsäglich zerstreut. Dort jener Herr an der Staffelei ist der Künstler, den wir besuchen wollten, Herr Erichsen. Er malt aber keine Landschaften, wie Sie sich erinnern wollen; die Ansicht von Carrara ist von Herrn Becker."

Der kleine Mann schaute einen Augenblick befremdet um sich, dann legte er die Hand an die Stirne, schloß für ein paar Sekunden die Augen und sagte hierauf: „ja, sehen Sie meine Herren, wie man mit den Gedanken abwesend sein kann! Das passirt mir leider sehr häufig. — Ich habe zu viel in meinem Kopfe," setzte er seufzend hinzu; „es geht nicht auf die Länge der Zeit. Aber entschuldigen Sie mich, Herr Erichsen; es ist mir wirklich recht angenehm, Ihre Bekanntschaft zu erneuern, — zu erneuern, denn wie Sie wissen, sahen wir uns bei meinem Freund, dem Grafen Fohrbach." — Dabei neigte er sein Haupt sanft gegen den Künstler und machte mit der rechten Hand eine Bewegung, die einen freundlichen Gruß ausdrücken sollte.

Der Baron hatte sich unterdessen ebenfalls in einem Stuhl niedergelassen, und Arthur reichte ihm eine Cigarre. Auch bot er Herrn von Dankwart eine an, der sie aber refusirte, eine eigene hervorzog und anzündete.

„Mit Cigarren," sagte der kleine Mann, „bin ich difficil; ich halte mir ein großes Lager und rauche nur sechsjährige."

„Womit ich leider nicht dienen kann," entgegnete Arthur. „Wissen Sie, wir Künstler leben so von einem Tag in den anderen,

kaufen uns heute die Cigarren, die wir morgen rauchen, und legen uns keinen Vorrath an."

„Aber Sie könnten das, Herr Erichsen," versetzte Herr von Dankwart. „Sie sind ein reicher Mann, wie man mir sagt, der sich keinen schönen Genuß des Lebens zu versagen braucht." Dabei zog er den Mund zusammen wie ein Karpfen und bließ den Dampf der Cigarre horizontal von sich. — „Wir sind doch hier in Ihrem elterlichen Hause?" fuhr er darauf fort. „Kenne den Papa wohl; mache zuweilen mit ihm Geschäfte. — Apropos! hat er noch immer den kleinen Schimmel? Im vergangenen Herbst wurde er noch von dem Commerzienrathe geritten. — Baron," wandte er sich an diesen, „Sie kennen das Pferd nicht? — ein kapitales Thier; aber alt. Nicht wahr, es ist alt, Herr Erichsen."

„Ja, es ist sehr alt," erwiderte dieser. „Deßhalb wird es auch von Papa nicht mehr geritten; es steht drunten im Stalle und soll da in Ruhe seine letzten Tage verleben."

„Schön! schön!" rief der kleine Mann. „Aber jetzt müssen Sie mir erlauben, daß ich einmal in meiner Brieftasche nachsehe, — ich habe eine Notiz für Sie gemacht, eine Notiz von Wichtigkeit, kann mich aber nicht mehr darauf besinnen. — Sie verzeihen schon einen Augenblick!"

Arthur nickte höflich mit dem Kopfe und dann legte er die Kohle, mit der er gezeichnet, auf die Staffelei, wischte sich die Hände ab und wandte sich gegen den Baron von Brand, der ein kleines Bildchen ergriffen hatte, welches in der Ecke lehnte, und es aufmerksam betrachtete.

Herr von Dankwart hatte sein Taschenbuch heraus gezogen und blätterte langsam darin.

Unterdessen war Herr Beil in's Nebenzimmer gegangen.

„Sie hatten mir auch versprochen, mich zu besuchen," sagte der Baron zu Arthur. „Erinnern Sie sich, als wir neulich zusammen nach Hause fuhren."

„Und habe das nicht vergessen," antwortete der Maler. „Wir Künstler sind aber ein eigenes Volk: oft haben wir Tage und Wochen lang nichts zu thun und schlendern umher, und dann verschließen wir uns wieder für längere Zeit in unser Atelier und kommen zu gar nichts."

„Und in diesem Stadium befinden Sie sich gerade?

„Beinahe," entgegnete Arthur lächelnd. „Doch bin ich im jetzigen Augenblick weniger vor der Stafelei als sonstwo beschäftigt."

„Ah! ich habe gehört. Man bereitet in Ihrem Hause ein hübsches Fest vor, ich glaube, Sie wollen lebende Bilder arrangiren. Das ist eine ganz köstliche Idee! Ich liebe dergleichen unendlich, das heißt, sehe gerne zu; denn sollten Sie es wohl glauben, mein lieber Herr Arthur, ich bin nicht im Stande, in irgend einem Bilde mitzustehen. Meine Nerven sind zu schwach dazu. — Sie schütteln ungläubig den Kopf, aber dem ist in Wahrheit so: ich habe es mehrere Male versucht, doch so bald der Vorhang auseinander geht und ich die Lichter sehe, da fängt Alles an, mir vor den Augen herum zu tanzen. — Sehen Sie, jetzt schon, wenn ich nur daran denke, wird es mir heiß und eng."

Bei diesen Worten zog er sein duftendes Taschentuch hervor und fächelte sich kokett die Stirne damit.

Herr von Dankwart ließ die Hand mit dem Taschenbuche herabsinken und meinte: „Sie sprachen da eben von lebenden Bildern? — Man weiß das hier nicht zu arrangiren; Sie sollten das an unserem Hofe sehen! Ah! das macht einen wunderbaren Effekt. Ich versichere Sie, wenn man dort die Auswahl der Bilder betrachtet, die sorgfältig ausgesuchten Darsteller, die trefflich gewählten Costüme, das unnachahmliche Arrangement des Lichtes, — das ist superb! Man glaubt in der That vor einem wirklichen Bilde zu sitzen." — Hiemit erhob er sein Taschenbuch wieder und suchte abermals emsig darin, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob einer der Anwesenden seine Meinung bekämpfen werde oder nicht.

Dies that übrigens auch Niemand; der Baron wischte mit dem feinen Battisttuche ruhig seinen Schnurrbart, worauf er die Cigarre wieder zwischen seine Lippen nahm. Arthur betrachtete die Leinwand auf der Staffelei und schien sich zu freuen, daß die Züge, die dort hervortraten, wenigstens für ihn schon kennbar waren.

„Wer ist der junge Mensch, der eben hier im Zimmer war?“ fragte nachlässig Herr von Brand. „Ich sah ihn bisher noch nie in Ihrer Gesellschaft.“

Arthur so plötzlich gefragt, wußte nicht gleich, was er antworten sollte. Er half sich aber, indem er, um Zeit zu gewinnen, entgegnete: „Sie meinen den, welcher eben in's Nebenzimmer gegangen ist? — im rothen Schlafrock?“

„Richtig, den im sehr langen rothen Schlafrock,“ gab der Baron lächelnd zur Antwort. „Ein merkwürdig gescheidtes Gesicht, kluge Augen.“ — Dabei schlug er sanft mit der rechten Hand auf die Lehne des Sessels, in welchem er saß. — „Ein Gesicht, welches Zutrauen erweckt,“ fuhr er alsdann fort; „schade, daß dieser Kopf auf einem so unscheinbaren Körper steht.“

„Es ist allerdings schade,“ erwiderte Arthur, „daß das Aeußere meines Freundes nicht sehr empfehlend; sein Inneres dagegen ist vortrefflich; Herr Beil ist ein Mensch voll Herz und Gemüth, dem ich mein ganzes unbedingtes Vertrauen schenken würde.“

„So, er heißt Beil?“ antwortete der Baron. „Ja, ja, das Gesicht hat einen guten Ausdruck. — Was ist er eigentlich?“

„Er ist — er sucht,“ sagte Arthur zögernd, „er wünscht — eine Stelle zu erhalten, ist augenblicklich außer Dienst.“

„Also Herr Beil ist Geschäftsmann?“

„Ein sehr solider und pünktlicher Mensch in allen seinen Arbeiten.“

„Führt er eine gewandte Feder? — Spricht er fremde Sprachen?“ fragte der Andere.

„Ich glaube, daß ich hierauf mit Ja antworten kann, und was

namentlich das Letztere anbelangt, so weiß ich, daß er geläufig französisch spricht und englisch versteht."

„Das wäre nicht so übel," meinte Herr von Brand, indem er einen Augenblick nachdachte. „Würden Sie ihn empfehlen? das heißt, für seine Rechtlichkeit und gute Aufführung garantiren?"

„Gewiß," entgegnete Arthur und schaute den Andern einigermaßen erstaunt an. „Hätten Sie vielleicht eine Verwendung für ihn?"

„Ja," versetzte Herr von Brand; „Sie wissen, bester Herr Arthur, ich arbeite nicht gern; es ist ein großer Fehler, ich weiß das wohl, aber man kann sich nicht anders machen, als wie man ist. Nun aber leiden darunter meine Papiere, meine Correspondenzen. Fände ich nun Jemand, auf den ich mich bei diesen Geschäften verlassen könnte, so wäre ich sehr froh darüber."

„Das trifft sich prächtig!" rief der Maler, der entzückt war, eine so glänzende Unterkunft für seinen Freund zu finden. „Ich garantire für ihn nach allen Richtungen, und obendrein thun Sie wirklich ein gutes Werk, wenn Sie sich seiner annehmen; er steht allein in der Welt."

„Das wäre mir um so lieber," entgegnete der Andere, „denn ich gestehe offenherzig, ich mag es gern leiden, wenn meine vertrauten Diener keinen großen Anhang haben, namentlich nicht in der Stadt, wo ich bin. — Sie wissen," setzte er lächelnd hinzu, „wir jungen Leute treiben so allerlei; man empfängt bald dies, bald das Billet, man muß bald da, bald dorthin schicken, namentlich bei einem sehr bewegten Leben, wie ich es führe, und da ist denn die vollkommenste Discretion eine Eigenschaft, die ich an meinen Dienern besonders schätze, und wenn ich sie einmal gefunden, immense bezahle."

„Was das anbelangt," versetzte Arthur, „so glaube ich, daß ich darin für meinen Freund einstehen kann wie für mich selbst. Es ist das eine kernige, ruhige Natur, voll Anhänglichkeit gegen Jemand, der ihr Gutes erzeigt, schweigsam, wo er nicht sprechen soll,

und voll Humor, wenn er sieht, daß man wünscht, unterhalten zu sein."

„Bei all' den guten Eigenschaften," erwiderte Herr von Brand, „und bei einer so vortrefflichen Garantie, wie Sie, bester Herr Arthur, für mich sind, zaudere ich nicht länger, den jungen Mann in meine Dienste zu nehmen. Ich werde ihn sehr anständig stellen; er sei mein Geschäftsmann, nach Befund mein Vertrauter, und ich hoffe, wir werden mit einander zufrieden sein. — Abgemacht! Sagen Sie ihm, er soll sich von heute in drei Tagen Abends um sieben Uhr bei mir einfinden, und sprechen wir jetzt nicht weiter darüber; ich hasse alle Nervenaufregungen, wozu ich namentlich rechne, wenn mir Jemand danken will."

„Aber ich darf Ihnen doch so ganz im Stillen danken," flüsterte Arthur, indem er seine Hand ergriff.

„Nun meinetwegen denn," sagte gleichgültig der Baron, indem er affektirt und matt seine Rechte erhob, die der junge Mann herzlich drückte. — „Jetzt aber hätten Sie lange genug gesucht, bester Herr von Dankwart," fuhr er nach einer Pause laut gähnend fort und wandte seinen Kopf auf die Seite, um den also Angeredeten beschauen zu können. „Die Zeit vergeht, und die halbe Stunde, die ich für Sie übrig hatte, muß längst verflossen sein. — Sehen wir." — Er zog seine Uhr heraus, betrachtete das Zifferblatt und rief dann mit großer Wichtigkeit: „Schon eilf Uhr! — Coeur de rose! Herr von Dankwart, Sie bringen mich um meine beste Zeit. — Haben Sie denn noch nicht Ihre Notiz gefunden?"

„Schon längst," entgegnete wichtig der kleine Mann; „aber während ich darnach sah, fand ich hier eine andere Bemerkung, welche mir interessant schien und Sie betrifft, die ich aber während des Vortrags bei Allerhöchst der Frau Herzogin so flüchtig hingeworfen, daß ich aus den paar Worten den Sinn nicht mehr enträthseln kann."

„So lassen Sie die paar Worte hören," sagte offenbar gelangweilt der Baron.

„Frage an den Baron von Brand," las der kleine Mann und zog die Augenbrauen hoch empor. „Und dahinter steht: Polizei."

„Wa — as?" rief lachend der Andere. „Fragen Sie mich was und so viel Sie wollen, aber bleiben Sie mir mit der Polizei vom Leibe."

„Ich kann das auch nicht zusammen reimen: Sie, bester Baron, und die Polizei. Jetzt zerbreche ich mir seit einer Viertelstunde den Kopf und ich muß doch am Ende heraus bringen, was es heißen soll, denn daneben habe ich noch ein: F. d. n. R. — heißt: für den nächsten Rapport. — Der Baron Brand und die Polizei!" sagte er mehrmals leise vor sich hin, wobei er mit seinem Bleistift vor die Stirne schlug.

„Soll Sie der Teufel holen mit Ihrer Polizei!" rief der Andere. „Ich werde mich wahrhaftig bei der Frau Herzogin bedanken, daß sie mich damit in Zusammenhang bringt."

„In der besten Absicht, lieber Baron, in der allerbesten Absicht. Ich war es sogar, der das Gespräch auf Sie lenkte; ich thue das gern für meine Freunde. — Warten Sie, — unterbrechen Sie mich nicht? ich komme darauf. Ich sagte nämlich, es wäre Schade, wenn Ihr Aufenthalt hier nur ein vorübergehender wäre; man sollte Sie zu fesseln suchen." —

„Coeur de rose! — Auf der Polizei? — Ich danke Ihnen."

„Ja, richtig auf der Polizei, so ist's. — Ich hab's! ich hab's! — Gott sei gedankt! Die Frau Herzogin sagte nämlich, es sei ihr ein kleines Gerücht zu Ohren gekommen, von einer Liaison, welche der Baron Brand auf der Polizeidirection angeknüpft. — Jetzt erinnere ich mich ganz genau; wie kann man so vergeßlich sein! — Fräulein Auguste ist eine liebenswürdige junge Dame. — Darf man gratuliren?"

„Ach, bleiben Sie mir mit so etwas vom Leibe!" rief fast

entrüstet Herr von Brand. „Das ist mein ewiges Unglück, ja das jedes Junggesellen, sowie er ein Haus betritt, wo heirathsfähige Mädchen sind. — Ist's nicht wahr, Herr Arthur? Ihnen wird's auch so gehen? — Und von Ihnen gar nicht zu reden, bester Herr von Dankwart! Denken Sie nur an sich selber; wie oft sagt man Ihnen eine Brautschaft nach!"

„Ja, ja, das ist wahr," entgegnete dieser einigermaßen geschmeichelt. — „Also diese Sache ist wieder leeres Geklatsch?"

„Vollkommen grundlos. — Ich bitte, das der Frau Herzogin in meinem Namen zu sagen."

„Werde nicht ermangeln," antwortete Herr von Dankwart; „es hat Allerhöchstdieselben wirklich interessirt. — Werde nicht ermangeln." — Damit schloß er sein Taschenbuch, ohne sich weiter zu erinnern, daß er eigentlich etwas Anderes habe suchen wollen; ja, er erhob sich aus seinem Fauteuil, nachdem er einen Blick auf die Standuhr über dem Kamin geworfen, schaute einen Augenblick mit recht nichtssagender Miene an den Wänden umher, wobei er jetzt mit dem Kopfe nickte, dann denselben auf die Seite neigte, die Augen halb schloß, wieder öffnete, und sich darauf vernehmen ließ: „ganz gut! — ganz gut! — superb! — In der That fast vortrefflich! Werde Ihren Namen bestens behalten und der Frau Herzogin melden, daß Sie es verdienen, wenn man etwas für Ihr Renommée thut." — Damit streckte er seine beiden Hände aus, als wollte er sie Jemand darreichen, besann sich aber glücklicher Weise noch, daß es nur ein Künstler sei, der vor ihm stehe, weßhalb er die linke wieder sinken ließ, mit der rechten dagegen den Hut ergriff und darauf mit einer steifen Kopfverneigung durch die Zimmer zur Thüre hinaus tänzelte.

„Vergessen Sie mir den Herrn Beil nicht," sagte lächelnd der Baron zu Arthur. Er hatte den seltsamen Blick wohl verstanden, mit dem der Künstler dem allerhöchsten Geschäftsmann achselzuckend nachgeblickt. — „Durch solche Herren," setzte er flüsternd hinzu,

„wird die Kunst oft bei den Großen der Erde protegirt und gepflegt.“ — Damit drückte er dem Maler herzlich die Hand und folgte dem vorangegangenen Gefährten, der auf den ersten Stufen der Treppe schon wieder ein Pferdegespräch begann, und dieses fortsetzte, bis er an seinem Coupé angekommen war, worauf er zum Wagenbau überging und hierüber manch' Schönes und Lehrreiches zum Besten gab.

Sobald der Baron von Brand die Thüre hinter sich zugezogen, kam Herr Beil aus dem Nebenzimmer hervor, sah seinen Freund mit einem launigen Blicke an, worauf Beide in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Eigentlich ist das nicht zum Lachen,“ sagte Arthur nach einer kleinen Pause, indem er abermals seine Kohle ergriff; „das kommt her, bringt uns um die besten Morgenstunden, sieht unsere Sachen gar nicht an, und geht dann später in seine vornehmen Cirkel, um über uns und unsere Leistungen ein Urtheil zu fällen. — Hole sie Alle mit einander der Teufel! — Es ist doch weiß Gott traurig, daß wir Künstler nicht einmal unsere Freiheit haben, daß wir mehr oder minder von ihnen abhängen, — ihre Sklaven sind. — — Doch warum fährt der Wagen drunten nicht weg,“ fuhr er fort, nachdem er einige Striche auf der Leinwand gethan. — „Höre ich nicht meinen Namen rufen! — Die doppelten Fenster dämpfen allen Schall; seien Sie doch so gut, lieber Beil, und schauen ein wenig nach. — Ja, ja, man ruft mich.“

Und es war in der That so. Kaum hatte Herr Beil den Kopf in's Freie hinausgestreckt, so zog er ihn hastig wieder zurück und sprach lachend: „da unten beugt sich der Herr von Dankwart oder wie er heißt, zum Halsverdrehen aus seinem Coupé heraus und ruft nach Ihnen.“

„Er soll rufen!“ entgegnete Arthur unmuthig. „Hat mich hier fast eine Stunde mit seinen nichtssagenden Reden aufgehalten,

und jetzt soll ich noch da hinunter und demüthig an ihn hintreten — was befehlen Euer Gnaden?"

„Aber er hat mich gesehen," versetzte begütigend Herr Beil, der noch immer am geöffneten Fenster stand; „er hat sich an mich gewandt, als er zum letzten Mal Ihren Namen rief."

„Aber was mag er wollen?"

„Vielleicht ist ihm jetzt endlich eingefallen, nach was er in seiner Schreibtafel gesucht, und das er, als er es gefunden, wieder vergessen."

„Meinetwegen; er soll zum Teufel gehen! Ich steige nicht die Treppen hinunter."

„Thun Sie es doch," bat Herr Beil. „Bedenken Sie, daß Sie einmal Künstler sind, und wenn Sie auch nicht nöthig haben, für Geld zu arbeiten, so arbeiten Sie doch für Beifall. Und der kann Ihnen ja nicht zu Theil werden, wenn man Ihnen keine Bestellungen gibt. Auch hat er schon eine ziemliche Zeit gewartet und nach Ihnen gerufen."

„Ja, Sie haben Recht," entgegnete Arthur ärgerlich. „Ich sehe ein, ich muß mich wohl draußen im Regen an den Wagen hinstellen und freundlich meinen Kopf neigen. — Wer will gegen den Strom schwimmen, ohne am Ende unterzugehen? Ja, ich fühle meine Fesseln, ich fühle es, daß ich so gut wie jeder Andere ein Sklave der Verhältnisse bin."

Nach diesen Worten schritt der Maler die Treppen hinab, ohne sich jedoch gerade sehr zu beeilen, und trat an den Wagen, aus welchem heraus Herr von Dankwart mit seinen kleinen Armen gegen ihn gestikulirte, während er ihm zurief: „verzeihen Sie meine Vergeßlichkeit; aber, du lieber Gott! wenn man den Kopf so voll hat wie ich, so kann einem das schon arriviren. Dieser köstliche Baron mit seiner Brautschaft ist Schuld daran, daß ich ganz und gar meinen Auftrag vergessen. Sehen Sie, hier steht es deutlich geschrieben."

Damit nahm er sein Taschenbuch vom Schooße, wo er es hingelegt, um es Arthur zu zeigen, der sich aber stumm und abwehrend verbeugte.

„Die Frau Herzogin haben nämlich erfahren," fuhr der kleine Mann fort, „daß Sie ein paar vorzügliche Portraits gearbeitet; eins haben wir sogar gesehen: den jungen Grafen Fohrbach, — außerordentlich schön! — Man hätte das bei uns zu Hause nicht besser gemacht. Ich versichere Sie, es ist ein liebenswürdiges Bild."

„Daran ist wohl nur die Persönlichkeit des Grafen Schuld, gewiß nicht meine Kunst," erwiderte Arthur mit sehr kühlem Tone.

„Sie sind zu bescheiden, mein lieber junger Freund," sagte Herr von Dankwart, wobei er den Versuch machte, den Künstler auf die Schultern zu pätscheln. Da aber seine Aermchen zu kurz waren, auch Arthur etwas zurück wich, so blieb es einfach bei dem Versuche. — „Es handelt sich nämlich," fuhr er dann fort, „um das Portrait Seiner Durchlaucht des Herzogs Alfred, des Sohnes der Frau Herzogin; — ein recht angenehmes Aeußere. Seine Durchlaucht wünscht sich nämlich von Ihnen gemalt zu sehen, und wenn Sie geneigt wären, das Portrait sehr bald anzufangen —"

Arthur verbeugte sich stumm.

„So würde der Herr Herzog auf unser Zureden wohl die Gnade haben, Sie in nächster Zeit zu den vorbereitenden Sitzungen befehlen zu lassen."

„Ich hoffe nur, daß es mir möglich sein wird," sagte Arthur, indem er sich aufrichtete, „meine Zeit mit den Befehlen Seiner Durchlaucht in Einklang zu bringen. Ich habe im Augenblicke sehr viel zu thun."

„Aber wenn der Herr Herzog es wünscht, mein Lieber?" versetzte Herr von Dankwart mit einem einigermaßen verwunderten Tone, indem er den Zeigefinger leicht erhob und auf das „wünscht" einen starken Nachdruck legte.

„Ja, wenn Seine Durchlaucht es wünscht!" lachte Baron

Brand ironisch aus der anderen Wagenecke. — „Coeur de rose! Das will schon etwas heißen!“

„Ich erwarte also Ihre Befehle,“ sprach Arthur mit ruhigem Tone und wollte in das Haus zurücktreten.

Doch hielt ihn der kleine Geschäftsmann mit einer hastigen Handbewegung zurück. — „Halt! halt!“ rief er; „noch eins, mein lieber Herr Erichsen. Hätte ich doch bald wieder etwas vergessen! Die Frau Herzogin, so sehr sie überzeugt ist von Ihrer großen Kunst, was die Aehnlichkeit anbelangt, wünschen doch — aber nehmen Sie mir es nicht übel — noch ein bekanntes Gesicht von Ihnen gezeichnet zu sehen, ehe Sie das Portrait Seiner Durchlaucht anfangen. Wissen Sie, mein Lieber, nur gezeichnet, oder ein kleines Aquarell, durchaus kein Oelbild.“

„Ich verstehe,“ erwiderte Arthur mit einer bewundernswerthen Ruhe; „Ihre Hoheit wollen nur sehen, ob es mir auch leicht gelingt, Jemanden zu treffen.“

„So ist's, so ist's, mein Freund! Die Frau Herzogin wünscht es sehr; und obgleich meine Zeit außerordentlich in Anspruch genommen ist, so biete ich mich doch zu dem Versuche an, und will für Sie zu Haus sein, wenn Sie es wünschen.“

„Sie wollen für mich zu Haus sein?“ fragte lächelnd der Maler.

„Gewiß, wenn es meine Zeit erlaubt.“

„Um versuchsweise Ihr Portrait zu machen?“

„Ja, ja, mein Freund. — Halten Sie es für sehr schwierig?“

„Nein, gewiß nicht!“ lachte Arthur mit einem sehr bitteren Tone. „Ich könnte das sogar machen, ohne daß Sie mir eine Sitzung bewilligten, denn von den beiden Malen, wo ich die Ehre hatte Sie zu sehen, hat sich Ihr Bild unauslöschlich in mein Inneres geprägt.“

„Coeur de rose! — Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Dankwart: er macht eine Carricatur von Ihnen.“

„Das wäre unmöglich," erwiderte ruhig der Maler.

Für welches Wort ihn der kleine Mann einigermaßen mißtrauisch anblickte, worauf er sich in die Wagenkissen zurückwarf und ziemlich vornehm sagte: „also es bleibt dabei, mein lieber Herr! Zuerst eine kleine Skizze von mir und dann nach Befund das Portrait Seiner Durchlaucht. — Nach Hause, Josef!"

Die Pferde zogen an; doch ehe der Wagen davon fuhr, beugte sich Herr von Brand noch einmal so weit er konnte vor, und lächelte dem Maler auf eine eigenthümliche Art zu.

Der Abschied des Herrn von Dankwart bestand darin, daß er mit zwei Fingern zum Wagenschlag hinaus winkte.

Arthur blieb trotz des strömenden Regens noch einen Augenblick an der Thüre stehen und sah dem Wagen nach, bis er um die Ecke verschwunden war. Dann schlug er eine laute Lache auf und sprach zu sich selbst: „nun, heute habe ich gezeigt, daß ich bereitwillig den linken Backen hinhalte, wenn man mich auf den rechten geschlagen. — Sogar Onkel Tom müßte mit mir zufrieden sein."

Oben in seinem Atelier angekommen, zog er seinen leichten Morgenrock aus (es war dies ein kostbares Gewand, aus einem feinen Shawl gemacht), der jetzt von dem Regen draußen ganz durchnäßt war. Er warf ihn verächtlich in eine Ecke und nahm sich alsdann eine frische Cigarre, die er ruhig anzündete.

„Sie sind ärgerlich?" sagte freundlich Herr Beil; „haben auch alle Ursache dazu. Es ist das von diesen vornehmen Herren eine eigene Art, mit renommirten Künstlern umzugehen."

Der Maler betrachtete, ohne augenblicklich eine Antwort zu geben, die holden Züge, die ihm von der Leinwand auf der Staffelei entgegen lachten. Nach einer längeren Pause sagte er erst: „ah! da kann von vornehmen Herren eigentlich gar nicht die Rede sein! Der Herr von Brand hat allerdings eine anständige Tournure; mit wirklich vornehmen Herren ist es angenehm umzugehen.

— Aber der Andere! — Wissen Sie, lieber Herr Beil, solches Volk, das sich aus dem Staube und dem Dreck herauf geschmeichelt, das, wenn es auch jetzt einen feinen Frack und gute Handschuhe trägt, doch die freche Bedientenseele nie verläugnen kann, das es wagt, im eckelhaftesten Hochmuth auf uns herum zu tappen, weil es begnadigt ist, sich als moralischen Spucknapf seines Herrn gebrauchen zu lassen, — das sind ja oft leider die Geschöpfe, an die wir arme Künstler gewiesen sind, das sind die Zwischenträger zwischen der reinen heiligen Kunst und den Großen der Erde, denen persönlich zu nahen so Wenige von uns gewürdiget werden. — Was ich vorhin von der Sklaverei sagte, ist ganz richtig: all' diese armen Maler und Bildhauer, die mit Herrn von Dankwart und ähnlichem Gelichter zu thun haben, sind arme unglückliche Sklaven, welche die Arbeit ihrer Tage, die Träume ihrer Nächte für ein elendes Honorar verkaufen. Und da das Bild bezahlt ist, soll der Künstler zufrieden sein; jene hohen Herrschaften aber fühlen nicht, daß ihm, so nothwendig er auch die paar Thaler gebrauchen kann, doch ein freundliches anerkennendes Wort ein schönerer Lohn wäre und ihn anspornen müßte zu noch besseren Werken. — Nein, sie fühlen das nicht, sonst würden sie nicht solche Dankwarte schicken und uns die Schmach anthun, daß wir aus solchem Munde vernehmen müssen: Seine Hoheit sind mit Ihnen zufrieden, Seine Hoheit haben Ihr Bild für etwas Vortreffliches erklärt.“ — Damit schwieg er und wischte auf der Leinwand herum.

„Doch, Gott sei Dank!“ fuhr er nach einer Pause fort, „es hat mich ordentlich beruhigt, daß ich mich gegen Sie ein wenig aussprechen konnte. Ich versichere Sie, mich hatte da unten eine unbeschreibliche Wuth erfaßt: Herr von Dankwart schwang da eine artige Geißel gegen mich armen Künstlersklaven; er verlangte nämlich, ich solle zeigen, ob ich auch in der That etwas verstände, und als Probe soll ich sein Gesicht abconterfeien.“

„Brrr!“ machte Herr Beil, der unterdessen den nassen Mor-

genrock Arthurs aus der Ecke des Zimmers hervorgeholt. — „Und für alles das haben Sie Ihr allerliebstes Kleid hier total verdorben?“

„Das geht zum Uebrigen in den Kauf, wenn man eine vornehme Kundschaft hat,“ entgegnete lachend der Maler. „Aber wissen Sie, was mich im Umgange mit solchen Menschen, wie der Herr von Dankwart ist, am meisten ärgert? — Das sind die Anreden, mit denen sie uns begnadigen: „„mein lieber Herr! Mein Freund““ und dergleichen. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, aber das kann mich zur Wuth bringen; es soll das herablassend sein, freundlich und gnädig. — Mein lieber Freund! — Es ist aber wie das Du, mit dem ich meinen Bedienten anrede. Und wehe diesem, wenn er sich unterstände, ebenso zu antworten! und wehe uns, wenn wir auf eine solche Anrede ebenfalls antworten würden: „„mein lieber Freund!““ — Diese Dankwarte müssen sich absolut etwas Apartes gegen uns heraus nehmen. Würden sie einfach unsern Namen nennen, so ständen wir ihnen ja gleich, indem wir auch den ihren aussprechen; aber nein! Da reichen sie ihre Hand tief hinab in den Staub und sagen, indem sie weit — weit über uns hinweg sehen: mein lieber Freund!“

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Am Neujahrstage.

Wie immer, so lange wir nach unserem christlichen Kalender rechnen, war das alte Jahr acht Tage, nachdem die Weihnachtsbäume gebrannt, zu Ende gegangen. — Es ist das für die Men-

schen eine angenehme Periode: viel Festtage, Geschenke, Lust und Freude aller Art, namentlich in der Sylvesternacht, wo Jeder so viel als möglich sich bemüht, vom alten Jahre fröhlich Abschied zu nehmen und das neue jubelnd zu empfangen.

Trotz den erneuerten Verordnungen einer hochpreislichen Polizei hatte es auch dieses Mal wieder an allen Ecken der Stadt geknallt, ja selbst in der Nähe der Polizeidirektion, wo sich einige Mordschläge mit unerhörtem Spektakel entladen, so daß der Präsident erschrocken aus seinem Bette aufgefahren war und sogleich nach seiner Nase gegriffen hatte, weniger, um sich zu überzeugen, ob sie ihm nicht weggeschossen worden, als vielmehr, um, während er diese treue Freundin sanft befühlte, mit sich zu Rathe zu gehen, wie dem heillosen Unfuge ein für alle Mal gründlich zu steuern wäre.

Nach der geräuschvollen Sylvesternacht folgte nun ein heiterer Neujahrstag, heiter insofern, und auch freundlich und gefällig, als er in starkem Froste und blauem Himmel erschien, die nasse Erde trocknete und sich auf diese Art der vielen lackirten Stiefel und Stiefelchen, auch schwarzer Fräcke und weißer Strümpfe erbarmte, die namentlich am heutigen Vormittag in der Stadt umherschwärmten. Das lief und rannte, behend und eilfertig, durch einander mit vergnügten Gesichtern, bald hier einem Freunde zurufend, dort einem Bekannten winkend, jetzt plötzlich stehen bleibend, um mit herabgerissenem Hute einen Vorgesetzten zu grüßen, dann wieder davon springend, um in irgend ein ansehnliches Haus zu verschwinden, wo die schwarzen Fräcke und weißen Handschuhe in langer Reihe auf einander folgten.

Auch vielerlei ward von den Gratulanten in der Hand und unter dem Arme getragen, als: zierliche Paketchen von weißem Papier mit rothen und blauen Schnüren, Düten mit Zuckerwerk, Blumenbouquets; und alles das wurde sorgfältig gehütet, daß man es nicht in dem Menschengewühl zerdrückte oder zerstieß, und

damit es wohlbehalten an den Ort seiner Bestimmung gelange. Dort angekommen, blinzelte man an dem Hause in die Höhe, nöthigte die schüchternen Hemdkragen ein Weniges aus dem schwarzen Halstuche heraus, besah die Handschuhe und schlüpfte dann in den Hausflur.

Dazwischen rollten Wagen in großer Anzahl durch die Hauptstraßen der Stadt, die Pferde mit den besten Geschirren bedeckt, die Kutscher in grand tenue, die Lakaien hinten auf, ordentlich triefend von Wichtigkeit.

Wenn man zufällig in die Gegend kam, wo sich die Ministerien befanden, so war man ordentlich betäubt von all' dem Gerassel, von dem Rufen der Bedienten, von dem Zuschlagen der Wagenthüren. Am allergrößten war das Gedränge der Equipagen an den Einfahrten des königlichen Residenzschlosses, und obgleich die allerhöchsten und höchsten Herrschaften die förmliche Gratulationscour abgesagt hatten, so entleerte doch ein Wagen nach dem andern seinen Inhalt in reichgestickter Uniform mit Hut und Degen an der großen Freitreppe, die vermittelst des Marmorvestibuls zu einem Vorzimmer führte, wo ein großes Buch aufgeschlagen lag, in welchem alle ihre Namen und ihre Titel einschrieben.

Der gewöhnliche Rapport war natürlicher Weise heute ebenfalls in großer Uniform erschienen, wo Jeder, der das Glück hatte, vor Seine Majestät zu gelangen, durch ein unbeschreibliches Achselzucken, durch eine außergewöhnliche Neigung des Kopfes, ja durch ein paar sanft gelispelte Worte kund und zu wissen that, wie doppelt glücklich er sich schätze, am heutigen Tage, wo alle Gratulationen verboten seien, dieselben doch wenigstens pantomimisch anbringen zu können.

Die Rapporte dauerten übrigens am Neujahrstage nie lange, und sobald sie beendigt, beeilte sich Jeder aus dem Schlosse und aus der engen Uniform zu kommen, um zu Hause im Kreise der Seinigen frei und behaglich aufzuathmen.

Das Gefolge frühstückte alsdann allein, natürlicher Weise, weil es die höchsten Herrschaften ebenso machten, und weil man sich doch ein wenig vorbereiten mußte auf das große Hofdiner des heutigen Tages, bei dem ein paar kleine Toaste fielen, und wo man doch seinem Nachbar und seiner Nachbarin etwas Angenehmes sagen mußte.

Wie überhaupt an Sonn- und Feiertagen, so besonders am Neujahrstage, namentlich wenn das Wetter so schön wie heute war, lag das Schloß ziemlich öde und leer. Die Herrschaften waren alsdann spazieren gefahren, das große und kleine Gefolge befand sich zu Hause, von den Kammerdienern und Lakaien hatte sich hinweg gestohlen, wer dies nur mit seiner Dienstpflicht zu vereinbaren wußte, so daß sich oft im Vorzimmer, wo zu anderer Zeit drei, vier an den Wänden zusammen standen, oder in den Ecken mit einander flüsterten, sich jetzt höchstens eine einzelne Livree zeigte, aus der ein melancholisches Gesicht verdrießlich auf den mit Menschen bedeckten Kastellplatz blickte. Ueber allen Gängen und Treppen lag eine tiefe Stille; nur zuweilen hörte man in der Ferne eine Thüre öffnen, einen Lakaien niesen oder draußen eine Schildwache husten.

Wahrhaft traurig und schwermüthig war an solchen Tagen, wo auf Häusern und Straßen ein heller Sonnenschein glänzte, das Zimmer der Adjutanten. Es lag gegen die Nordseite und ging, wie wir bereits wissen, auf einen kleinen finsteren Hof hinaus, eigentlich auf einen von drei Gebäuden gebildeten Winkel, durch den man nicht reiten und nicht fahren durfte, durch den nur sehr wenige Menschen gingen, und den, namentlich an Wintertagen, beständig kalte und frostige Schatten ausfüllten. Die vorderen und Hauptgebäude ließen dorthin kein Licht, und das Einzige, was man von diesem sah, waren die hoch oben auf einer vergoldeten Windfahne recht wie zum Hohne glänzenden und blitzenden Sonnenstrahlen.

Es wird den geneigten Leser einigermaßen befremden, daß, so oft wir ihn in dieses Adjutantenzimmer führen, jedesmal Graf Fohrbach den Dienst hatte; doch erstens traf dieser ihn sehr häufig, alle vier bis fünf Tage einmal, und zweitens ist es angenehmer, sich diesen wichtigen Räumen nur dann zu nahen, wenn man einen Bekannten dort zu finden weiß.

Der Graf hatte also, wie bemerkt, den Dienst, und saß in einer der tiefen Fensternischen auf einem kleinen Lehnstuhle, von dem schweren dunkeln Vorhange nach außen zu fast verdeckt und ganz wie auf der Lauer. Er betrachtete nämlich angelegentlich aus seinem Verstecke hervor einige Fenster des zweiten Stocks, die in den vorhin erwähnten Hof hinaus gingen, und da diese Fenster sich fast in derselben Flucht mit denen des Adjutantenzimmers befanden, so hatte er trotz verschiedener Grade Kälte eine Fensterscheibe geöffnet und seinen Kopf hinausgestreckt, um besser nach dem bezeichneten Orte sehen zu können.

Da war aber vorderhand nichts zu bemerken: Alles war gleich öde und still, nirgends eine menschliche Seele zu sehen, und wenn man nicht an den Fenstern, die hier hinaus gingen, da irgend einen farbigen Vorhang, dort die grünen Blätter einiger Blumen bemerkt hätte, so wäre dieser Hof wahrhaft trostlos gewesen.

Auch dort, wohin der Graf Fohrbach blickte, ließen sich hinter einem Doppelfenster Blätter und Blüthen sehen. Zuweilen schien es dem Grafen auch, als komme aus dem Innern des Zimmers eine weiße Hand und mache sich dort irgend etwas zu schaffen. Sowie er aber in diesem Falle in größter Geschwindigkeit sein ungeheures Theaterglas ergriff und hinauf sah, so ließ er es doch seufzend wieder herab sinken, denn entweder hatte er sich geirrt oder war die Hand droben zurückgezogen worden.

Wenn er alsdann eine Zeit lang vergebens hinauf geschaut, so schloß er wohl auf Augenblicke die Fensterscheibe, nahm ziemlich

verdrießlich ein Buch, das vor ihm lag, und sah hinein ohne jedoch auch nur eine einzige Zeile zu lesen.

Das war Alles heute Nachmittag entsetzlich langweilig, und die Uhr, die er zu Rathe zog, sagte ihm, es sei erst Zwei. — Also noch volle vier Stunden bis zur Tafel!

Graf Fohrbach hatte abermals die Glasscheibe neben sich geöffnet, das Theaterglas ergriffen und vergebens nach den bewußten Fenstern hinauf geblickt und wollte sich eben wieder zurückziehen, als er von dem Hofe herauf, und zwar dicht unter seinem Fenster, von einem lauten und kräftigen Lachen begrüßt wurde.

Aergerlich wandte er den Kopf abwärts; — wer konnte es wagen, ihn auf so auffallende Art hier in der Ausübung des königlichen Dienstes zu stören? — Doch hatte er nicht sogleich den, der vor dem Fenster stand, erkannt, als er, selbst lustig lachend, hinabrief: „He, Major, wo kommst du her? — Hast du am Ende die vortreffliche Idee, mir an diesem wunderbaren Feiertag-Nachmittag etwas Gesellschaft zu leisten, so vergelte es dir Gott, und ich will zu allen Gegendiensten bereit stehen."

„Eigentlich war das nicht meine Absicht," entgegnete der Andere; „ich wollte bei dem schönen kalten Wetter eine Promenade machen. Doch wenn es dich besonders freut, so halte ich gerne eine halbe Stunde bei dir an."

Damit ging er dem Eingange zu, verschwand dort, stieg die paar Stufen bis in's Erdgeschoß hinauf und trat gleich darauf in das Zimmer.

Graf Fohrbach hatte unterdessen einen Fauteuil an die andere Seite des Fensters gerückt, auf welchem sich der Major niederließ, die Beine über einander schlug und seinen Freund lächelnd anschaute.

„Es scheint mir, du bist heute guter Laune, Major," sagte der Graf; „und es ist gut: du kannst mich dann ein wenig aufheitern."

„Also bist du verdrießlich?"

„Gott verzeih' dir diese Frage! Man sieht, daß du schon lange am Sonntag keinen Dienst gethan hast und nicht mehr weißt, wie unbeschreiblich leer und öde es hier ist; kein Rapport, keine Audienz für den Herrn, selten ein Besuch für uns, und da draußen Alles bis zum Erschrecken verlassen. Diese Seite des Schlosses ist wie verwünscht: es zeigt sich nicht einmal ein miserabler Fußgänger."

„Dafür aber hast du Muße, die gründlichsten Fensterbeobachtungen zu machen," erwiderte pfiffig lächelnd der Major. „Und das thust du auch, wie ich sehe, vermittelst dieses unfehlbaren Glases und einer geöffneten Fensterscheibe, bei dieser Kälte den ungeheuersten Schnupfen riskirend."

„O, was die offene Scheibe anbelangt," versetzte der Adjutant, indem er sie jetzt erst wieder fest zuzog, „so bist du im Irrthum: ich blickte nur nach dir."

„Nach mir?" fragte der Major. „Und ich mußte dich erst mit einem wahrhaft homerischen Gelächter aus deinen Träumereien aufwecken! — Nein, nein, lieber Freund! gib der Wahrheit die Ehre: du hast da oben hinauf geschmachtet? — Und ich halte das auch verzeihlich und begreiflich."

„Und wenn dem wirklich so wäre," entgegnete zerstreut der Graf und schraubte sein Glas langsam ein, „so hast du eigentlich Recht, mich darüber auszulachen, denn die Fenster da oben sind den ganzen Tag verschlossen, obendrein dicht mit Blumen besetzt; da dringt kein Blick hinein. Und wie das Zimmer so auch die Bewohnerin; das ist nach Göthe wie ein eherner Thurm, zu dem die Besatzung Flügel haben müßte."

„Ja, ja," erwiderte der Major, und recitirte darauf mit Pathos:

„Schön wie der Mond, der einsam wallt,
So schön bist du, doch auch so kalt,

wie ein anderer Dichter sagt, der übrigens noch kein Göthe geworden ist."

„Es ist eigentlich Unrecht," fuhr der dienstthuende Adjutant mit einem komischen Ernste fort, „mit einer so wunderbaren Figur, einem solch' schönen Kopfe und so viel Verstand an den Hof zu kommen, ohne ein Herz mitzubringen."

„Laß das gut sein," versetzte der Andere bedächtig, indem er seinen schwarzen Schnurrbart strich, „da ist ein Herz, und ich wette, ein sehr gutes und edles. Aber es hat sich mit einem festen Panzer umgeben. — Vielleicht," setzte er in gefälligem Tone hinzu, „weil es geahnet, daß es sich in die Nähe solcher Eroberer, wie du bist, wagen müsse."

Der Graf legte den Kopf in die Hand und entgegnete mit ernster Stimme: „nein, nein, laß die Spöttereien! Ich versichere dich, — dir im allergrößten Vertrauen zugegeben, was du aber wahrscheinlich schon entdeckt, — es geht mir diesmal über den Spaß. Ich stehe an dem Wendepunkt, und du wirst wissen, wohin der eine Weg zielt, wenn ich dir sage, daß Eugenie von S. einen mächtigen, unvertilgbaren Eindruck auf mich gemacht."

„Sagst du das dem Freunde, oder dem Anverwandten dieses glücklichen Ehrenfräuleins?"

„Du kannst nun einmal die Scherze nicht lassen!" erwiderte Graf Fohrbach. „Aber man muß sich vor dir in Acht nehmen; nur zum Freunde sprach ich eben."

„Daran thust du sehr Unrecht; du solltest dich dem Verwandten dieses liebenswürdigen Mädchens in die Arme werfen. Du weißt, da ließe sich was arrangiren: meine Frau wäre glückselig, eine solche Partie zu Stande bringen zu dürfen. Und nehme mir nicht übel, wenn ein Graf Fohrbach anklopft, so öffnet man bereitwillig die Thüre und setzt keinen Korb davor."

„Das will ich aber eben nicht, du prosaischer Mensch. Hätt ich deßhalb mancher Dame den Hof gemacht, und mit einigem Erfolge, um zuletzt eine Ehe einzugehen unter dem Wappen meines Hauses? — Nein, wahrhaftig nicht! Wenn ich mich einmal glück-

lich verheirathen werde, so müßte das Mädchen, das ich mir erwählt', ihr Alles daran setzen und im Nothfalle Alles zu verlassen im Stande sein, um mir zu folgen."

„Du hast dich wahrhaftig sehr verändert," bemerkte der Major, „denn es ist das erste Mal, daß ich dich eine Bibelstelle citiren höre. — Also der Herr Graf haben wirklich seine Herrin gefunden? haben in der That sein erlauchtes Herz verloren?"

„Total!" seufzte dieser; „total! und ich glaube, ich finde es niemals wieder."

Der Major schaute einige Augenblicke nachdenkend zum Fenster hinaus, sah hierauf sein Gegenüber lange und forschend an, und dann sagte er: „ja, ich habe so was gemerkt. Du bist nicht mehr der Alte, namentlich wenn sie in der Nähe ist. Meine Frau hat mich eigentlich darauf aufmerksam gemacht; du benimmst dich in Eugeniens Gegenwart, um wenig zu sagen, schüchtern. Du hast deine ganze Routine verloren und scheinst mir sogar oftmals um eine pikante Antwort verlegen, woran es dir doch sonst wahrhaftig nicht gefehlt hat."

„Ich fühle das wohl," entgegnete der Graf, „und ärgere mich genug darüber. Aber wenn ich in ihre Nähe komme, wenn sie mich mit ihren großen Augen so ruhig anblickt, wenn sie mit ihrer tiefen Stimme zu mir spricht, so schnürt sie mir das Herz zusammen, ich kann kaum athmen, und wenn mir auch etwas nicht gerade Ungescheidtes einfällt, so bin ich oft nicht im Stande, es gehörig in Worte zu fassen und ihr zu sagen."

„Wir kennen das. Aber du mußt diese Aengstlichkeit zu überwinden trachten. Ein solches Mädchen, wie Eugenie, verlangt von Jemand, den sie lieben soll, volle Gewandtheit des Geistes; da thut's alle Eleganz und alle Geschicklichkeit des Körpers nicht allein, und wenn du mit deinem Pferde noch halsbrechendere Sprünge auf dem glatten Pflaster machst als vorgestern, da du ihrem Wagen begegnetest."

„Sprach sie mit dir darüber?“ fragte hastig der Graf.

„Gerade nicht zu mir,“ erwiderte der Andere, „auch sie nicht selbst; sondern die Oberhofmeisterin, die mit ihr fuhr, erzählte es dem Herzog Alfred, der gerade dabei stand und meinte, du seiest beinahe hingestürzt.“

„Das ist nicht wahr!“ rief der Adjutant entrüstet.

„Und der Herzog lachte auf seine sonderbare Weise, und meinte dann, nachdem er die dünnen Lippen zusammen gepreßt, es sei eigentlich eine Art Thierquälerei, so mit diesen edlen Pferden umzugehen.“

„Eine Thierquälerei, die er freilich nie versucht, weder auf dem Pflaster noch sonstwo.“

„Nun ja, da hast du schon Recht,“ antwortete nachdenkend der Major, nachdem er sich mit der Hand über die Augen gefahren, den Bart gestrichen und dann ruhig in's Zimmer hinein gesehen. — „Mit seinem Reiten ist's nicht weit her, — aber,“ — setzte er mit Betonung hinzu, „er braucht das auch nicht, dafür ist er Herzog, und was ihm an Körpergewandtheit abgeht, das ersetzt vollkommen seine unglaubliche Zungenfertigkeit.“

Bei diesen Worten, die der Major sehr ruhig sprach, zuckte der Graf augenscheinlich zusammen, und dann schaute er seinen Freund fest und mit großen Augen an, welchen Blick der Major mit einem Lächeln zurückgab.

Graf Fohrbach sah forschend im Zimmer umher, dann beugte er sich zu seinem Freunde hinüber und sprach mit leiser Stimme: „das hast du nicht ohne Absicht gesagt!“

„Und was denn?“

„Du weißt schon, was ich meine; es ist das ein Lied ohne Melodie, das ich in kurzer Zeit öfters gehört. — Ja, er hat eine scharfe und gewandte Zunge; aber sage mir, Eugen, — sage mir die Wahrheit, wir sind ja unter uns, — glaubst du, daß sie auch Geschmack an seinen Worten findet und sie gerne anhört?“

„Lieber Freund," erwiderte ruhig der Major, „das ist eine Frage, die nicht gut zu beantworten ist. Ich kann nur meine Worte von vorhin wiederholen: er ist Herzog und spricht schön und gewandt."

„Da hast du Recht!" rief unmuthig Graf Fohrbach. Worauf er das Theaterlorgnette, mit dem er bisher gespielt, etwas heftig auf den Tisch setzte und von seinem Stuhle aufstand. Dann machte er einige hastige Schritte durch das Zimmer, so daß sein Säbel, den er nicht fest eingehackt hatte, mit dem Ende der Scheide klirrend auf den Boden fiel, was in dem großen, stillen Gemache einen gewaltigen Widerhall gab, worauf der Adjutant seine Waffe fest in die Hand nahm, ohne aber seinen Spaziergang zu unterbrechen, dem der Major kopfschüttelnd zuschaute.

Nachdem er das Zimmer mehreremale durchschritten, trat er endlich dicht neben seinen Freund hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach mit sanfter Stimme: „Sei ehrlich gegen mich, Eugen; du sagst nie etwas ohne Absicht, und deine Worte von vorhin haben einen verborgenen Sinn. Ich weiß wohl, was sie bedeuten sollen; hier in meinem Herzen fühle ich es; aber ich möchte wissen, ob du dem großen Haufen nachsprichst? denn auch da hörte ich ähnliche Aeußerungen, die ich jedoch verachtete. — Aber nein, nein! du sagst nie eine fremde Ansicht, du sprichst nur nach Ueberzeugung, und ich bitte dich herzlich, theile mir diese mit, sage mir, was du weißt; das kann ja auf alle Fälle nur zu meinem Glücke sein."

Der Major hatte den viel jüngeren Freund, der vor ihm stand und dessen ganzes Wesen bei den Worten, die er sprach, gewaltsam erzitterte, mit wahrer Theilnahme angeblickt. Ja er nahm sanft die Hand, welche er auf seine Schulter gelegt, und sagte: „höre mich ruhig an. Du wirst hoffentlich überzeugt sein, daß ich Alles thue, was dir nützlich ist, was dir zu deinem Glücke, wie du sagst, verhelfen kann, und wenn ich über die Sache von

vorhin etwas Genaueres wüßte, hätte ich es dir schon lange mitgetheilt. Du behauptest, ich forme mir meine eigene Ansicht; das ist ganz richtig, und ich spreche nur dann, wie vorhin, die des großen Haufens aus, wenn sie mit meiner eigenen zusammen stimmt."

„Und das thut sie in diesem Falle?" fragte der Graf erschrocken.

Der Major nickte mit dem Kopfe. — „Meine und auch die meiner Frau," sagte er.

„O! das ist sehr schlimm!" rief schmerzlich der junge Mann. „Und ihr habt eure Beweise, daß er sich Eugenien nähert? — Vielleicht auch solche, daß sie seine Annäherung duldet, daß sie ihr sogar lieb ist?"

„Nein, nein, nein!" sprach bestimmt der Major. „Nur nicht gleich wieder fertig zum Durchgehen! Wenn ich auf deine Frage mit Ja antwortete, so müßte ich ja zugeben, die Beiden seien schon im vollkommensten Einverständniß."

„Ja, das ist wahr," erwiderte der Adjutant nach einer Pause wie aus tiefen Träumen erwachend. „Dann wären sie freilich im Einverständniß; und das sind sie wohl noch nicht! — Nicht wahr, Eugen?" fragte er dringend. — „Ah! wenn ich nur an ein solches Einverständniß denke, so steigt mir das Blut in den Kopf und ich sehe nichts mehr. — Ein Einverständniß! — Was könnte zwischen den Beiden für ein Einverständniß sein?

„Sei nur nicht so exaltirt!" bat der Major. „Setz' dich ruhig dahin. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn einer der Kammerdiener seine wißbegierigen Ohren an die Thüre legte, um dich schreien zu hören."

Der Graf Fohrbach drückte gewaltsam Schärpe und Säbelkuppel herunter; das schien ihn Beides im freien Athmen zu hindern. Dann warf er sich, dem Wunsche des Freundes gehorsam,

in seinen Stuhl, der wie wir wissen, so nahe am Fenster stand, daß es ihm leicht wurde, seine brennende Stirne gegen die kalten Scheiben zu drücken."

„Ich möchte etwas sagen," begann er nach längerem Stillschweigen wieder; „aber nimm es mir nicht übel: es ist ein fürchterlicher Gedanke, der auch dich schmerzen muß; aber mir zerreißt er das Herz, und so vergib denn, wenn ich ihn ausspreche."

„Nur zu," erwiderte der Andere lächelnd; „ich kann mir fast denken, was da heraus kommen wird. Laß deinen Phantasieen vollen Lauf; — genire dich gar nicht."

„O Eugen, das sind nicht blos Phantasieen; ich fürchte, es ist etwas Wahres dahinter. — Eugeniens Vater — es ist leider einmal ein Anverwandter von dir —"

„Sehr, sehr entfernt," versetzte der Major.

„Ja, ja; aber dieser Herr von S. steht, wie du weißt, in keinem guten Renommée."

„Er ist etwas Spieler und Aventurier; aber eigentlich Schlimmes kann man ihm nicht nachsagen."

„Bis jetzt nicht, aber —"

Der Graf stockte, weil ihn ein eigenthümlicher Blick seines Freundes traf.

„Aber —" fuhr er nach einer Pause fort — „er ist derangirt; würde er sich etwas daraus machen, wenn ihm zum Beispiel der Herzog, der sehr reich ist, auf die eine oder die andere Art wieder emporhelfen wollte? — Doch verzeih' mir, daß ich das sage; ich weiß wohl, ich bin außer mir, vielleicht sinnlos. Mir scheint, ich spreche ohne allen Verstand."

„Nein, du sprichst ganz verständig," erwiderte der Major mit großer Ruhe, während er mit vieler Sorgfalt ein großes E auf die angehauchte Fensterscheibe zeichnete. „Deine Worte sind nicht sinnlos, und ganz im Vertrauen gesagt, halte ich den Herrn von zu allerlei fähig, Seine Durchlaucht den Herrn Herzog nicht

minder. — Denn haben wir junge Leute zu unserer Zeit Besseres getrieben?"

„Aha! doch dergleichen nicht!" rief Graf Fohrbach entrüstet. „Ich wenigstens habe um einer vergnügten Stunde willen nie das ganze Lebensglück eines Mädchens und desjenigen, der sie liebt, auf das Spiel gesetzt."

„Du nicht?" fragte lachend der Major. „In deiner Gesellschaft hast du allerdings dergleichen nicht versucht; aber blicke tiefer hinab, da taucht dir doch vielleicht irgend eine Erinnerung auf, welche mit dieser Geschichte Aehnlichkeit hat."

„Du könntest Recht haben," antwortete Graf Fohrbach, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht.

„Aber das gehört eigentlich nicht hieher," fuhr der Andere fort. „Genug, ich gebe dir zu, der Vater wäre vielleicht im Stande, sich die Tochter abkaufen zu lassen. — Wie kannst du aber nun glauben, daß Eugenie, dies unschuldige Geschöpf, dies reine Herz, wie du sie selbst oft genannt, in dergleichen willigen könne! — Schon der Gedanke müßte ein solches Mädchen vor Abscheu wahnsinnig machen."

„Du bist älter als ich und erfahrener," erwiderte kopfschüttelnd der junge Mann, „und es scheint mir, ich muß dich belehren. Man wird es freilich nicht wagen, ihr einen solchen Antrag zu machen, aber man hilft dem anderen Theile, indem man ihm die Annäherung erleichtert; und die wird uns nicht schwer," fügte er mit Betonung bei, „wenn man Herzog ist und eine gewandte Zunge hat."

„Die dir auch nicht fehlt!" rief halb entrüstet der Major. — „Aber jetzt habe ich die Geschichte vollkommen satt. Weiß der Teufel, daß ich mich immer für Eugenie herum zanken muß! Kaum bin ich von Hause fort, wo mir meine Frau die Ohren voll geplaudert, so komme ich vom Regen in die Traufe, und hier an einen wüthenden Liebhaber."

„Siehst du, Verräther!“ sagte der Graf mit halbem Ernste; „deine vortreffliche Frau denkt und fühlt gewiß wie ich. Oh! die Weiber haben darin einen unbeschreiblichen Takt! Auch sie wird es merken, daß hier nicht Alles in Richtigkeit ist. Nicht wahr? — Sprich! ich habe Recht.“

„Was wird sie merken!“ erwiderte eifrig der Major mit komischem Zorne, da er sich in die Enge getrieben fühlte. „Nichts merkt sie; das ist wieder wie in so manchen Dingen, viel Lärmen um nichts; Alles, was die Leute sagen und was meine Frau schwätzt und was du fürchtest, läuft am Ende auf nichts mehr und nichts weniger hinaus, als auf eine vielleicht unschuldige Courmacherei.“

„Die du also doch am Ende zugibst!“

„Ja, die ich am Ende zugebe,“ entgegnete der Major nach einem tiefen Athemzuge. — „Aber jetzt laß mich zufrieden. Da wäre mir ein Spaziergang in frischer Luft auf alle Fälle viel besser bekommen.“

„Nun, es ist nur gut, daß deine Frau wie ich denkt,“ sprach der Adjutant nach einigem Nachsinnen. „Das ist ein vortreffliches Weib; ich werde mich an sie halten.“

„Um gemeinschaftlich über mich zu raisonniren?“ lachte der Major, der sich von seinem Stuhle erhob. — „Nun, das kannst du noch heute Abend thun, freilich werde ich dabei sein und — Eugenie, aber ihr braucht euch gar nicht zu geniren; euch zu Liebe will ich mich mit dem schönen Ehrenfräulein in irgend einer dunkeln Ecke festsetzen, und dann kannst du meiner Frau sagen, was du willst.“

„Ich verstehe dich nicht recht,“ erwiderte aufmerksam der Graf, indem er sich ebenfalls erhob und seinem Freunde, welcher das Zimmer zu verlassen sich anschickte, folgte. „Was faselst du eigentlich von deiner Frau und Eugenie?“

„Nun ja, undankbarer Mensch!“ sagte lachend der Major.

„dafür, daß du meine Anverwandten verdächtigst, will ich feurige Kohlen auf dein Haupt sammeln; du darfst heute Abend zu uns kommen.“

„Und Eugenie ist auch da?“ fragte der Andere jubelnd.

„Eugenie ist auch da, und — verstehe mich wohl — sonst Niemand: du, sie, meine Frau und ich, — die vollständigste Partie quarré.“

„Major, du bist göttlich!“ rief freudig der junge Mann; „es ist ein Unglück, daß Seine Majestät eine Aversion gegen alle Gnadenbezeugungen am Neujahrstage hat; ich würde für dich um den Oberstentitel bitten. — Also wir vier ganz allein?“

„Ganz allein; komm so um acht Uhr, da ist ja die Hoftafel und dein Dienst vorbei; wir trinken Thee, wir machen einen kleinen Whist, wir plaudern, und da es Neujahrstag ist, so soll es dir unbenommen sein, meiner Frau und also auch Eugenie ein kleines Cadeau mitzubringen. Du siehst, ich bin uneigennützig.“

„So uneigennützig, daß mir ordentlich vor dir graut. Du hast alle Anlage zu einem vortrefflichen Kuppler. Gott stehe dir bei, oder dem armen Menschen, gegen den du agirst.“

„Nun also bis acht Uhr!“ sagte lachend der Andere; worauf er dem Freunde die Hand schüttelte und sich empfahl.

Graf Fohrbach begleitete ihn bis in den Vorsaal, wo die Wachen langweilig auf und ab schritten, und wo der einzige Lakai, der keinen Vorwand gefunden, sich zu entfernen, hinter dem Ofen saß und sanft den Schlaf des Gerechten schnarchte.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Einladungen zu Hofe.

In sein Zimmer wieder zurückgekehrt, ging der dienstthuende Adjutant mit leichten, gefälligen Schritten eine Zeit lang auf und ab, von einer Thüre zur andern, bei dem großen Spiegel vorbei, in welchen hie und da einen nicht ganz unzufriedenen Blick zu werfen er sich nicht enthalten konnte. Er träumte von dem Abend, der vor ihm lag, und sein Herz schlug sehr vergnügt; nur zuweilen blieb er an einem der Fenster stehen, schaute nachdenkend hinaus und zog die Augenbrauen düster zusammen. In solchen Momenten dachte er an die Nebenbuhlerschaft des Herzogs und an alle möglichen Folgen derselben; er wußte ganz genau, was bei vielen Frauenherzen die Durchlaucht vor einem Namen zu sagen hat. Und dann war auch der Herzog in anderer Richtung ein nicht zu verachtender Gegner. Hübsch war er allerdings nicht, weder am Körper noch am Gesichte, aber er tanzte gut und unermüdlich, und was seine Zunge anbelangte, so war sie glatt und behende wie ein Aal.

Wenn Graf Fohrbach das alles überlegte, namentlich aber die Leichtigkeit in Betracht zog, mit der der Herzog fast zu jeder Stunde des Tages die in den Gemächern seiner Mutter oder Ihrer Majestät befindlichen Damen sprechen konnte, so überlief es ihn fröstelnd, er faßte krampfhaft den Griff seines Säbels und bohrte die Scheide so heftig in das Parkett ein, daß ihn der Hofmarschall, wenn er es gesehen hätte, unfehlbar wegen freventlichen Verderbens des königlichen Eigenthums verklagt haben würde.

Im anderen Augenblicke dachte er dagegen an die Stunden,

die er schon mit Eugenien zugebracht, sei es bei den Hoffesten, sei es im Hause seines Freundes, und wenn er sich diese in's Gedächtniß zurückrief, so baute er sich aus Blicken, aus Worten, besonders aber aus einem leisen Drucke ihrer Hand auf seinen Arm, den er einstens zu fühlen geglaubt, die wunderbarsten Luftschlösser und richtete daran seine Hoffnungen wieder empor. — „Heute Abend,“ sprach er zu sich selber, „ist in der That ein günstiger Moment, wir sind ganz allein, ich bin überzeugt, Eugen wird discret sein, und dann will ich doch versuchen, ihr irgend ein Wort zuzuflüstern, was mich weiter bringen soll. — Auf jeden Fall weiter, vielleicht zu einer Entscheidung, sei es nun zu meinem Glücke oder zu meinem Unglücke.“

Damit nahm er seinen Säbel wieder in die Hand und begann seinen Spaziergang durch das Zimmer auf's Neue, hatte aber dasselbe noch nicht einmal durchschritten, als sich die Thüre des Vorsaals öffnete und der Hofmarschall herein trat, jetzt schon — es war noch nicht vier Uhr, also noch zwei Stunden bis zur Tafel — in großer Uniform, den Hut unter dem Arm, das Gesicht wie gewöhnlich mit äußerster Wichtigkeit hoch empor haltend.

Die beiden Herren begrüßten sich, indem der Graf seine ganze Hand hinhielt, in welche Seine Excellenz, wie er es in der Regel zu machen pflegte, nur zwei Finger legte, die aber von dem Adjutanten freundlichst und kräftigst geschüttelt wurden.

„Euer Excellenz sind früh bei der Hand,“ sagte er hierauf. „Wir haben ja noch zwei volle Stunden bis zur Tafel. Nein, das mache ich mir bequemer; höchstens eine halbe Stunde vorher wird sich angezogen, eine Viertelstunde darauf steige ich in den Wagen und komme an mit Glockenschlag.“

„Dafür sind Sie auch ein freier Mann, mein lieber Graf,“ erwiderte seufzend die Excellenz, „haben hie und da, wie heute zum Beispiel, eine kleine Funktion, die aber nach einigen Stunden endet, und an die Sie nicht mehr zu denken brauchen, sobald Sie

den Säbel abgeschnallt und den Federhut weggelegt haben. — Aber ich! — Dienst! — Dienst! — Dienst! von Morgens Früh, wenn ich meine Augen öffne, bis Nachts, wenn ich sie wieder schließe; und auch dann noch oft keine Ruhe, denn ich träume davon. — Eine wahre Sklaverei!"

„Aber Euer Excellenz nehmen alle Dinge zu schwer; ich glaube, ich würde es mir viel bequemer machen."

„Das glaube ich selbst," erwiderte der Hofmarschall mit einem wichtigen Lächeln, „aber nehmen Sie mir nicht übel, da würde auch Manches drunter und drüber gehen."

„Das ist möglich: was nicht zu halten wäre, ließe ich eben fallen."

„O ihr jungen Leute habt gut sprechen! Man muß den ganzen Tag mit Anstrengung aller seiner Kräfte die Zügel halten, denn wie man ein Bischen nachläßt, so gibt's rechts und links Confusionen."

„Aber heute zum Beispiel könnte es sich Euer Excellenz doch bequemer machen. Da gibt's doch bis zur Tafel nichts mehr zu thun: die Einladungen sind gemacht, das Diner ist seiner Vollendung nahe und die Säle in der besten Ordnung."

Der Hofmarschall war mit einer wehmüthigen Miene an's Fenster getreten und blickte jetzt achselzuckend nach dem Adjutanten um, der hinter ihm stand. — „Ich will Ihnen einen Beweis geben, wie kurzsichtig ihr jungen Leute seid, mein lieber Graf," bemerkte er nach einer Pause. „Sie sagen, die Einladungen seien gemacht. Allerdings sind sie gemacht, auch angenommen; aber ist es meine Schuld, daß sich zwei, drei Personen heute Nachmittag unwohl fühlen und mir absagen lassen? — Zwei, drei Personen, sage ich Ihnen, und eine darunter, die Seine Majestät sogleich vermissen werden. — Was nun thun?"

„Nun," entgegnete der Adjutant, „die Tafel um so viel kleiner machen."

„Eine Tafel von hundertundzwanzig Couverts nur so im Handumdrehen kleiner machen!“ lachte krampfhaft der Hofmarschall. „O Graf Fohrbach! Sie sind ein vortrefflicher Reiteroffizier und Adjutant, aber — nun, man kann das nicht anders von Ihnen verlangen.“

„So machen Sie ein paar andere Einladungen!“

„Als wenn Hofeinladungen zu einem Neujahrsdiner nur so leicht gemacht wären! Die heutige Gesellschaft wurde gebeten auf den speziellen Befehl Seiner Majestät. Alles, was ich noch dazu thue, geschieht auf eigene Verantwortung, und für drei, die ich selbstständig einlade, bekomme ich dreißig Feinde über den Hals, die Alle glauben, an Ihnen wäre viel eher die Reihe gewesen. — Ah! ich habe ein hartes Brod.“

„Da würde ich es machen wie beim Militär, und mir immer eine Reserve halten.“

„Das habe ich auch,“ erwiderte wichtig die Excellenz. „Aber wenn uns die Reserve ebenfalls im Stich läßt! Sehen Sie“ — damit erhob er den Arm und zeigte auf eine Fensterreihe im großen Hofe — „da hinten wohnt, wie Sie wissen, der alte pensionirte General-Adjutant, der, wie sich von selbst versteht, ein für allemal zur Hoftafel eingeladen ist, aber sich fast jedesmal hartnäckig entschuldigen läßt. Bei dem war ich nun vor einer halben Stunde in Person, um ihn zu bitten, diesmal doch zu kommen. — Keine Rede davon! Ich vernahm auch schon im Vorzimmer, daß ich vergeblich komme, denn er brüllte wieder einmal so laut, daß man es durch drei Zimmer hören konnte.“

„Hat er Schmerzen?“ fragte anscheinend ganz unbefangen der Adjutant.

Der Hofmarschall wandte den Kopf rückwärts und sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an. „Ah! was Schmerzen!“ versetzte er, „Sie kennen den doch lange genug, um zu wissen, daß der keine Schmerzen hat.“

„Also vielleicht wieder eine Familienscene?“

„Natürlich; das hört da niemals auf.“

„Die arme kleine Frau!“

„Na, na!“ sagte die Excellenz, indem sie leicht mit der Hand an dem gestickten Uniformskragen herum griff, „das nimmt Alles freilich Partei für die hübsche Baronin, aber —“

„Euer Excellenz sagten: aber —“ versetzte der Adjutant nach einer längeren Pause.

„Allerdings könnte man da auch ein Aber vermuthen,“ fuhr der Hofmarschall fort. „Ich versichere Sie, lieber Graf, Unsereins das so lange hier aus und ein geht, wirft zuweilen einen scharfen Blick hinter die Coulissen.“

„Dafür ist Euer Excellenz bekannt,“ antwortete der Graf im Tone der größten Ueberzeugung. — „Aber die Baronin nimmt sich so in Acht, sie vermeidet völlig ein Gespräch mit jungen Leuten; sie tanzt auf den Bällen nur mit alten Generalen und obersten Hofchargen, die dem Gemahl doch unmöglich Argwohn einflößen können.“

„Wie? Weil sie nur mit obersten Hofchargen tanzt?“ fragte Seine Excellenz leicht pikirt. Doch fuhr sie gleich darauf in anderem Tone fort: „ja, das ist Alles wahr; man spricht auch nicht von der Gegenwart, sondern“ — hier hustete der Hofmarschall wieder bedeutend, als habe er schon zu viel gesagt.

„Allerdings von der Vergangenheit,“ nahm der Adjutant leichthin das Wort. — „Wissen Sie, Excellenz, die böse Welt macht sich kein Gewissen daraus, einer schönen Frau was Uebles nachzusagen. — Und am Ende, was spricht man von der Baronin?“

„Ich nichts; Gott soll mich bewahren!“

„Ja ich auch nichts. Aber ihre Herkunft ist doch wohl sattsam bekannt.“

Der Hofmarschall schüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Nicht? — Ich habe wenigstens geglaubt, sie sei aus einer bekannten alten schottischen Familie.“

„On dit,“ erwiderte der Hofmarschall, nachdem er einige Augenblicke vor sich niedergesehen.

„Nun, dem mag sein, wie ihm wolle!“ fuhr lebhaft Graf Fohrbach fort. „Jetzt führt sie einmal einen guten Namen, und ich setze wirklich den Fall, es sei etwas in ihrem früheren Leben nicht ganz correct, so hat sie das jetzt in ihrer freudlosen Ehe tausendmal abgebüßt. Nehmen Sie mir nicht übel, es ist keine Kleinigkeit, mit dem alten General auszukommen. Er hält sie wie seine Sklavin, aber nicht wie seine Frau.“

Die letzten Worte hatte der junge Mann etwas lauter gesprochen, weßhalb sich der Hofmarschall sorgfältig im Zimmer umschaute, ob sie sonst Niemand gehört. Dann, als scheine ihm dies Gesprächsthema für den Ort, wo sie sich befanden, zu gefährlich, änderte er es offenbar absichtlich, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß und hierauf sagte: „ich hatte geglaubt, Seine Majestät sei schon zurück; so muß ich mir denn selbst zu helfen suchen.“

„Soll ich Ihnen ein paar Einladungen vorschlagen?“ fragte der Adjutant lächelnd, nachdem er seiner Excellenz bis zur Thüre des Vorsaals gefolgt war.

„Natürlich einige von euch jungen Leuten,“ entgegnete der Hofmarschall mit emporgezogenen Augenbrauen.

„Nun, wenigstens welche, von denen man weiß, daß sie kommen, die in der Nähe zu finden sind.“

„Zum Beispiel?“

„Da ist Eduard von B., unser bisheriger Assessor, der gestern Regierungsrath geworden ist; er könnte bei dieser Gelegenheit seinen zierlichen Dank anbringen. — Ich weiß, wo er ist.“

„Das kann ich ohne Befehl nicht thun.“

„Oder den Baron von Brand. — Ich bin gewiß, Sie finden die Beiden auf dem Cavalier-Casino bei einer Partie Piquet.“

„Den Baron von Brand?“ sagte die Excellenz und machte dazu ein Gesicht, als habe sie plötzlich auf ein Sandkorn gebissen. „Nein, nein, nehmen Sie mir nicht übel, das ist nicht meine Leidenschaft; es thut mir jedesmal leid, — aber im tiefsten Vertrauen gesagt, — wenn ich den Herrn auf unserem Silber speisen sehe. Ich meine immer, es komme ihm das ungewohnt vor.“

„Ah! Excellenz haben einen zu scharfen Witz!“ erwiderte lachend der Adjutant. „Und jetzt fällt mir ein, daß ich taktlos war. Richtig, Sie mögen den Baron Brand nicht leiden.“

„Das läugne ich auch gar nicht, und ich behaupte, — natürlich Freunden gegenüber — er gehört nicht an den Hof, nicht einmal in die Gesellschaft.“

„Da thun Sie ihm wahrhaftig Unrecht; der Baron ist ein vollkommener Cavalier und benimmt sich gewiß als solcher.“

„Aeußerlich! äußerlich!“ entgegnete der Andere mit einigermaßen gereiztem Tone. „Sie werden das auch noch erfahren.“

„Aber er geht mit den anständigsten Leuten um! Sie können zum Beispiel nicht läugnen, daß er mit dem Herrn Herzog sehr liirt ist.“

„Leider! leider! Ich wollte, dem wäre nicht so, denn was der Eine nicht weiß, das lernt er vom Andern. Unter uns gesagt, ist Seine Durchlaucht seit seiner genauen Bekanntschaft mit dem Herrn Baron nicht solider geworden, das können Sie mir glauben.“

„Meinen Sie wirklich?“ fragte der Graf mit dem größten Interesse, das er aber zu verbergen suchte. — „Sind da Geschichten vorgefallen? — O Euer Excellenz weiß doch Alles!“ Diese letzteren Worte rief er im Tone der größten Verwunderung.

„Saubere Geschichten,“ erwiderte wichtig der Hofmarschall; „Sie erinnern sich doch noch des Refus, den der Herzog erhielt, als es ihm neulich plötzlich einfiel, zum Militär überzugehen und als Offizier in das Gardedragoner-Regiment einzutreten?“

„Gewiß — ganz genau; ich hatte damals zufällig den Dienst.

Doch glaube ich, fand man ihn höheren Orts nicht stark genug zum Kavalleriedienst."

„Ah bah!" machte der Hofmarschall und sah den Anderen mit einem eigenthümlichen Blick von der Seite an. — „Geschichten, lieber Freund! — Geschichten, die einigen Eclat gemacht. — Was weiß ich, oder was will ich davon! Es war da begreiflicher Weise ein junges Mädchen im Spiel, aber von einer anständigen Bürger-Familie; die Sache muß einen sehr unangenehmen Haken gehabt haben, und man fürchtete wohl nicht mit Unrecht, irgend einer der alten Offiziere des Regiments, die überhaupt diesen Einschiebungen sehr unhold sind, möchte dadurch Veranlassung finden, diese fatale Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Verstehen Sie mich?"

„Wie kann man überhaupt Euer Excellenz mißverstehen!" sagte Graf Fohrbach mit einer tiefen Verbeugung. „Ja wenn die Geschichten nicht wären!"

„Meinetwegen mögen sie außerhalb des Schlosses treiben, was sie wollen," sprach würdevoll der Hofmarschall; „aber so lange ich den Stab führe, soll mir der Burgfriede gehalten werden in jeder Richtung. Diese jungen Herren denken aber nicht anders, als Alles, was Schönes und Reizendes bei Hof erscheint, sei nur zu ihrem Vergnügen da. Aber das kann ich Sie versichern, Graf Fohrbach: ich bin auch da. Ordnung muß sein, sogar in diesen Dingen bei Hof, und es gibt eine Stelle, wo ich als Obersthofmeister Seiner Majestät eben so kitzlich bin, wie der hochselige König von Spanien. — Es heißt doch kitzlich?"

„Sterblich bin," verbesserte der Adjutant.

„Nun ja, sterblich bin. Und sehr sterblich bin; das kann ich all' diesen jungen Herrn versichern. Man weiß es aber auch."

„Ja, man weiß es!" rief der Adjutant, indem er eine tiefe Rührung affectirte. „Und es ist ein wahres Glück, daß mit solchen Grundsätzen, wie sie Euer Excellenz aussprechen, die Verwaltung des Hofes geleitet wird."

Er war innerlich hoch entzückt darüber, daß er an dem Hofmarschall gegen den Herzog einen so guten und wichtigen Bundesgenossen erhalten. Der Excellenz blieb selten etwas verborgen von dem, was im Schlosse vorging, und wenn er also gegen die angedeuteten Geschichten sei, so arbeite er nur für sein, des Grafen Interesse. In der Freude seines Herzens schüttelte er die beiden, ihm abermals dargereichten Finger des Anderen mit außerordentlicher Feierlichkeit, und konnte sich nicht enthalten, dem Hofmarschall auf die Einladungen bezüglich nachzurufen:

„Wissen Euer Excellenz wohl, womit Sie Seiner Majestät heute bei der Neujahrstafel ein ungemeines Vergnügen bereiten könnten? — Laden Sie doch den Herrn von Dankwart ein, der refusirt nicht, darauf können Sie sich verlassen."

„Oh! oh!" machte der Hofmarschall, „das könnte allenfalls am jüngsten Hoftage geschehen, wenn es sich darum handelte, mir eine ewige allerhöchste Ungnade zuzuziehen."

Der Adjutant wollte lachend in sein Zimmer zurücktreten, als er durch die geöffnete Thüre des Vorsaales bemerkte, daß auf dem Gange sein Jäger stehe und augenscheinlich nur auf das Weggehen des Hofmarschalls warte, um sich bei ihm melden zu lassen. Er winkte ihm hereinzukommen, und fragte ihn dann, ob zu Hause etwas vorgefallen sei.

Franz zog einen Brief aus der Tasche und überreichte ihn seinem Herrn, wobei er sagte, er sei vom Kammerdiener geschickt worden.

Nachdem Graf Fohrbach das Couvert abgerissen hatte, fand er einen Zettel, in welchem ein zweiter kleinerer Brief lag und auf diesem Zettel von der Hand seines Kammerdieners die Worte: „So eben wurde einliegender Brief für den Herrn Grafen gebracht und als sehr eilig bezeichnet. Ich erlaube mir deßhalb, ihn hiermit durch den Jäger zu übergeben; Franz soll warten, bis ihn Euer Erlaucht gelesen und Ihre weiteren Befehle gegeben haben."

Graf Fohrbach trat an das Fenster und betrachtete sich das Aeußere des Schreibens, das er hin und her wandte. Die Aufschrift, offenbar eine Frauenzimmerhand, war ihm gänzlich unbekannt, ebenso das Siegel des Briefs, zeugend von einem plumpen Petschaft, ein großes E und B in grobes Siegellack ausgedrückt. — „Was brauche ich da lange zu überlegen?“ sprach er zu sich selber; „der Brief ist an mich; sehen wir nach, von wem er ist und was er enthält.“

Er setzte sich in einen Stuhl, doch ehe er das Schreiben öffnete, warf er abermals einen Blick nach dem bewußten Fenster empor. Aber es ließ sich dort jetzt ebensowenig sehen wie früher. Er entfaltete seufzend den Brief und betrachtete die Unterschrift. — Emilie Becker. — Was ist das? — Ah Teufel! ich erinnere mich.“

„Ew. Erlaucht!“ lautete der Brief. „So große Mühe es mich auch gemacht hat, so ist das Geschäft mit dem Sie die Gnade hatten, Ihre gehorsamste Dienerinn zu beehren, um nach vieler Schwierigkeiten von Seite mir und außerordentliche Ausdauer glücklich zu Stande gebracht. Es hat mich übermäßig viele Zeit und Auslagen gekostet, doch davon sage ich nichts, nur von das Glück, das es mich gelungen, Ew. Erlaucht wahrscheinlich zufrieden gestellt habe sowie auch ihren hohen Freund.“

„Da am heute Abend das Ballet im Achte aus ist, dagegen das Theater bis Zehne spielen wird, so ist von Seitens der Eltern gar keine Besorgniß zu erfahren, wo sie denn so lange bleiben könnte, bitte auch Ew. Erlaucht deßhalb, an der Ecke von die Prinzenstraße einen Wagen hinbesorgen zu wollen, aber genau im Achte, bitte auch gnädigst selbst zu wollen oder eine vertrauliche Persohn zu schicken, damit sie sich nicht erschrickt.“

„Auch halte ich mir bestens empfohlen und bitte ihrem hohen Freund zu sagen, wie viel Mühe ich mir gegeben habe

als ihre ganz ergebenste Dienerin

Emilie Becker.“

Der Adjutant ließ den Brief auf den Tisch niederfallen und fuhr sich mit der Hand über die Augen, worauf er in tiefes Nachdenken versank.

„Wie schnell sich die Zeiten ändern!“ sagte er mit einem Blicke auf das bewußte Fenster. „Ja, ich hatte einmal diese Grille und hätte viel daran gesetzt. — Aber jetzt — nie! nie! Gott soll mich bewahren!“ — Gleichsam als wollte er seine guten Vorsätze bestärken, öffnete er die Scheibe neben sich, ließ den kalten Luftstrom über sein Gesicht wehen und schaute alsdann wieder aufwärts zu den Blumen. — „Wie man sich ändern kann!“ — fuhr er nach einer Pause in sich hinein lächelnd fort. — „Wie uns das Bild eines wirklich geliebten Mädchens so ganz auszufüllen vermag! — O meine Eugenie! — Schon diese beiden Gedanken zu gleicher Zeit ist eine Entweihung; aber gewiß, ich fühle es, du bist vom Himmel dazu bestimmt, ganz mein zu sein, mir ein freudenvolles Leben zu bereiten. — Weg mit allen Anderen! — Es ist aber so wahr: man soll sich vom Teufel nicht bei einem Haar fassen lassen; jetzt habe ich diese Geschichte entrirt und kann sie doch unmöglich so mir nichts dir nichts fallen lassen. — So ein armes Mädchen! — Wenn auch — aber doch einiger Theilnahme werth, denn sie ist jung, schön und reizend. Hat ihr auch viele Mühe gemacht, wie die Person hier schreibt. — Nun, das kann auch eine Spekulation auf meine Kasse sein.“ — Er überlas den Brief nochmals. — „Aber was soll denn das hier heißen,“ fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräch fort, daß sie da von einem hohen Freunde spricht? — Habe keine Idee, was sie damit meint.“

Währenddem stand der Jäger hoch aufgerichtet an der Thüre des Zimmers und schien unausgesetzt das lebensgroße Bild Seiner Majestät zu betrachten, welches ihm gegenüber hing. Doch wenn man ihn schärfer beobachtet hätte, so würde man wohl bemerkt haben, daß er die blitzenden Augen von Zeit zu Zeit auf seinen

Herrn richtete, und dann auf das abgerissene Couvert schaute, das unbeachtet auf dem Boden lag.

„Wann, sagst du, daß dieser Brief gekommen sei?" fragte nun der Graf den Jäger.

„Vor einer kleinen halben Stunde, Erlaucht. Der Kammerdiener nahm ihn selbst in Empfang, siegelte ihn ein und eilte augenblicklich damit hieher."

Graf Fohrbach hatte das Billet leicht in die linke Hand genommen und schlug damit auf die rechte, während er nachdenkend bald an die Zimmerdecke schaute, bald vor sich auf den Fußboden. — „Wenn es eine ganz gewöhnliche Geschichte wäre," dachte er, „so würde man einfach weder hingehen, noch Jemand hinschicken. Selbst hinzugehen ist mir auf alle Fälle unmöglich; wahrhaftig, es widerstrebt mir, mich in solche Geschichten zu mischen. — Und wen soll ich hinschicken? — Einen Bedienten; vielleicht meinen Jäger dort, der mir nicht auf den Kopf gefallen zu sein scheint. — Nein, nein, das wäre undelicat. — Einen Bekannten also? — Aber wen finde ich gleich? Alle Welt macht jetzt Vorbereitungen zum Diner. — Wenn ich es bei der Hoftafel Jemand sagte! Ich habe so Manchem ähnliche Gefälligkeiten erwiesen; ich würde schon Jemand finden, der vielleicht meine ganze Rolle übernimmt. — Ah! es ist doch bei Gott ein leichtfertiges Geschlecht, diese Mädchen! Die da" — er schlug in diesem Augenblick mit der Hand auf das Papier — „galt als ein Ausbund von Tugend; und was vermochte hier nicht eine Handvoll Goldstücke! — Aber man sagte mir später, sie unterstütze einen alten Vater und kleine Geschwister; das habe ich damals nicht bedacht, und es fällt mir jetzt schwer auf's Herz. Ah! um so besser, daß die Sache so gekommen ist, denn es wäre doch am Ende ein schändlicher Kauf gewesen, den ich da gemacht. — Aber die Summe soll sie haben, — voll, voll! — Ich danke dem Himmel, daß ich jetzt so denke." — Er warf noch einen Blick zum

Fenster hinaus nach der uns bekannten Richtung, dann erhob er sich und schritt langsam durch das Zimmer auf seinen Diener zu. Halb Weges blieb er aber wieder stehen, indem er zu sich selber sagte: „ja, ich werde doch Jemand finden, der für mich hingeht. — Wenn ich nur wüßte, wen sie mit dem hohen Freunde gemeint hat! — Halt! da fällt mir was ein! — Richtig! Arthur versprach mir, den Brief auf die Post zu werfen oder selbst zu besorgen; er wird das Letztere gethan haben. Vornehm genug sieht er aus, — ja, es muß so sein: die Alte hat eine neue saubere Kundschaft gewittert. — Aber warum auch nicht? — Ja wahrhaftig, das wäre der beste Mensch, der für mich dort hin gehen könnte. Und er thut's, ich habe ihm auch schon Gefälligkeiten genug erzeigt, und am Ende sieht er das eher für eine Annehmlichkeit an, als für eine Arbeit."

Damit drehte sich der Graf rasch wieder um, ging zu dem Tische zurück, wo Schreibmaterialien lagen, steckte den Brief, den er so eben erhalten, in ein kleines Couvert, siegelte es zu und überschrieb es an Arthur. — „Diesen Brief," sagte er alsdann zu seinem Jäger, „wirst du augenblicklich besorgen. Du kennst die Adresse? — Geh' sogleich in das Haus dieses Herrn, wenn er nicht da ist, frage, wo er sein könne und suche ihn mir auf. Es ist mir viel daran gelegen, daß er diesen Brief erhält. — Verstehst du?" Franz nickte mit dem Kopfe.

„Im Falle du ihn also findest, und ihm den Brief selbst in die Hand gibst, — was unbedingt geschehen muß, denn auf Zwischenträgereien darfst du dich gar nicht einlassen, — so wirst du fragen, ob du mir Ja oder Nein sagen sollst. Heißt es Ja, so kannst du ruhig nach Hause gehen, und die Sache ist für dich abgemacht; heißt es aber Nein, so läßt du den Brief wieder einsiegeln, stellst dich damit an den großen Saal, wo heute die Tafel ist, und läßt mir durch einen Lakaien sagen, du seiest da. — Hast du mich wohl verstanden?"

„Vollkommen, Erlaucht: mit Ja ist Alles besorgt, mit Nein komme ich, mir neue Anweisungen zu holen.“

„Sehr gut,“ sagte lächelnd der Graf; „ich sehe, Franz, du bist zu gebrauchen.“

„Wenn Euer Erlaucht das wirklich glauben,“ erwiderte der Jäger mit einem seltsam leuchtenden Blick, „so soll mich das in der That glücklich machen. Aber dann bitte ich Euer Erlaucht, mir die Freiheit zu entschuldigen, wenn ich Sie auf das abgerissene Briefcouvert am Boden aufmerksam mache, welches man vielleicht völlig zerreißen oder wegwerfen könnte.“

„Da hast du Recht,“ versetzte Graf Fohrbach; „man braucht dergleichen hier nicht zu finden. Du bist umsichtig, Franz, das gefällt mir. Ich hoffe, wir werden zusammen auskommen.“

„Das ist mein sehnlichster Wunsch, Erlaucht,“ erwiderte der Jäger mit einer tiefen, etwas unsicheren Stimme, und es zuckte seine Hand, als wolle er die seines Herrn ergreifen, um sie zu küssen.

Doch blieb es bei diesem Gedanken, denn der Adjutant machte eine halbe Wendung gegen das Kamin, wo die Uhr stand, legte die Hand leicht auf den Säbelgriff und sagte: „halb Sechs — es ist Zeit. Johann wird wohl mit meinem Anzuge draußen sein.“

„Zu befehlen, Euer Erlaucht, er kam mit mir.“

„Nun gut, ich gehe, mich umzukleiden. Besorge du jetzt deinen Auftrag, und nimm dir einen Wagen, damit du keine Zeit verlierst.“

Der Graf schritt gegen die Thüre zu, welche der Jäger ehrerbietigst öffnete, und dann verschwanden Beide aus dem königlichen Vorzimmer.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Vor, während und nach dem Hofdiner.

Das große Hofdiner am heutigen Neujahrstage ging, wie alle dergleichen Festlichkeiten, feierlich und sehr langweilig vor sich. Es war in den Sälen eine außerordentliche Pracht zu sehen an reich gestickten Uniformen, an Sternen, Ordensbändern, an rauschenden Seide- und Sammetroben, an goldgestickten Stoffen aller Art, an Brillanten und sonstigem glänzendem Schmucke.

Ehe die Tafel anfing, stand Alles nach Rang und Stand nebeneinander an den Wänden aufgestellt, und Alles blickte auf die höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die so eben zur gegenüber liegenden Thüre hereingetreten waren und mit freundlichem Kopfnicken die tiefen Knixe und feierlichen Verbeugungen entgegen genommen hatten.

Hierauf hielten die Majestäten ihre kleinen Cercle, was aus der Hofsprache für dich, geliebter Leser, in ganz gewöhnliches Deutsch übersetzt, so viel sagen will, als sie gingen bei den Umherstehenden vorbei, sprachen mit den Begünstigten einige gnädige Worte, nickten den minder Glücklichen huldreich zu, sahen Andere wenigstens mit einem freundlichen Blicke an und ließen die unbedeutenden oder gerade nicht in der Gnade Stehenden so vollkommen links liegen, als ob diese gar nicht in der Welt existirten.

Es ist in solchen Augenblicken sehr amusant, anzuschauen, wie sich die Physiognomien verändern, sobald eine der allerhöchsten Herrschaften langsam vorschreitet. Es ist das gerade, als wenn der Mond aufsteigt und so nach und nach mit seinem sanften Lichte

hier eine frische Wiese, eine freundlich murmelnde Quelle, eine alte Ruine, dort eine finstere Schlucht, eine kahle Felspartie und viele steife, langweilige Tannenwälder bestrahlt und milde beleuchtet. Gerade wie diese Gegenstände klären sich auch hier die Gesichter auf; die Augen blicken starr nach dem aufsteigenden Gestirne, der Mund spitzt sich zierlich oder legt sich in wichtige Falten. Die frische Wiese kokettirt vielleicht mit ein paar hübschen Armen, indem sie zierlich den Fächer sinken läßt; die Quelle hört auf zu rauschen, sammelt ihre Wasser, um gleich darauf eine mächtige Redeschleuse aufziehen zu können. Die Ruine denkt vergangener Tage, wo auch sie in erster Linie stand und blickt sehnsüchtig nach dem Monde, der sich aber jetzt zufällig hinter einer Wolke verbirgt, ohne ihr einen süßen Blick geschenkt zu haben. Die finsteren Schluchten und kahlen Felspartieen — ach! und deren gibt es hier eine große Anzahl! — zucken die mageren Achseln, neigen spöttisch zusammen flüsternd ihre brillantenbedeckten Köpfe, und versichern einander gegenseitig, daß es auf der Welt nichts Langweiligeres gäbe, als diese ewigen Cercles vor der Tafel. Ach! für sie sind diese wirklich langweilig; dort hinein dringt kein erleuchtender Strahl; diese düstern, erstorbenen Gegenden werden von keinem freundlichen Scheine mehr belebt. — Aber die Tannenwälder, sie stehen da in geschlossener Phalanx und trotzig, mit herausforderndem, wenn auch grämlichem Lächeln. Das sind starke Bäume mit spitzigen Nadeln, und wenn der Mond sie nicht besonders freundlich bescheint, so sagen sie, „er wird vergeßlich, dieser gute Mond, wie wäre es ihm sonst möglich, uns zu übersehen, uns in unserer unergründlichen Langweiligkeit und Steifheit!" —

Hinter den höchsten Herrschaften, das heißt, sobald sie vorüber gegangen sind, fällt Alles wieder in's frühere trostlose Dunkel zurück; man sieht da seltsame Blicke, verstecktes aber sehr bedeutungsvolles Achselzucken, und hört auch wohl ein spitziges Wort, und,

geneigter Leser, die gewissen Husten, — von denen dir zu erzählen wir schon die Ehre hatten, — hier aber so mannigfaltig und bedeutungsvoll, daß man Bände darüber anfüllen könnte.

Aber wie gesagt: der lichte Glanz ist nun vorbei gezogen, verschwunden gerade wie beim Schattenspiele an der Wand der runde glänzende Kreis, nachdem die Gläser weggezogen und die Lampe ausgelöscht ist. Nur hie und da strahlt noch ein erhelltes Gesicht aus dem allgemeinen Grau hervor; das gehört vielleicht einem jungen Ehrenfräulein oder einem neugebackenen Kammerherrn, die zum ersten Mal bei der Hoftafel erscheinen und die zum ersten Mal mit einem freundlichen Worte beglückt worden.

Graf Fohrbach hatte sich mit jüngeren Offizieren und anderen Herren vom Hofe bescheiden in eine Ecke zurückgezogen; sie standen hinter der Person des Hofmarschalls, der, den Hut unter dem Arm, den Stab in der Hand, in größter Wichtigkeit verharrte, mit einem Auge die Kammerdiener an der Thüre des Speisesaales, mit dem anderen die Majestäten betrachtete.

„Lieber Doktor," sagte der dienstthuende Adjutant zu dem Generalstabsarzte, der wie immer das ganze Getreibe mit einem eigenthümlichen Grinsen betrachtete, „treten Sie ein Bischen vor, neben den Hofmarschall; ich sehe, die Frau Herzogin brennt vor Begierde, Ihnen ein freundliches Wort zu sagen."

„Ja, ja," entgegnete dieser, „ihr hättet jetzt wohl wieder einmal Lust zu sehen, wie eine arme Fliege gegen das Licht hinschnurrt und sich die Flügel verbrennt. Seit ich Seine Durchlaucht nicht für tauglich zum Gardedragoner erklärte, bin ich für einen Theil der höchsten Herrschaften gar nicht mehr in der Welt."

„Das wird Sie ungeheuer kränken?"

„Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, wie es mich betrübt," erwiderte der Arzt in komischem Tone. „Habe ich doch dadurch einen wichtigen Theil meiner Praxis verloren. Denken Sie sich.

Graf, die Kammerfrauen lassen mich des Nachts nicht mehr holen, wenn sie Abends zu stark soupirt haben."

„Bsssst!" machte der Hofmarschall leise, ohne übrigens Stellung und Miene im Geringsten zu verändern; denn er hatte Alles wohl verstanden und fürchtete die freche Zunge des Doktors und dessen schrille Stimme.

„Uebrigens soll es mich gar nicht wundern," fuhr dieser fort, „wenn mir nicht heute auf's Eclatanteste gezeigt wird, welch' niederträchtiger Sünder ich eigentlich bin."

Und der Doktor hatte diesmal wahrhaftig Recht, denn ein paar Sekunden darauf machte der Hofmarschall vor der Front eine scharfe Wendung nach links, begleitet von einer außerordentlich tiefen Verbeugung, welche Ihrer Hoheit, der ebengenannten Frau Herzogin galt, die rauschend und majestätisch wie ein prächtiges Gewitter einherzog, gegen den Kreis der jungen Leute, dort anhielt, um mit einem Major von der Kavallerie einige sehr freundliche Worte zu sprechen. Dabei aber wandte sie sich so dicht vor dem unglücklichen Leibarzte um, daß dieser kaum Zeit hatte, sich durch einen großen Schritt in die Ecke zu retten, sonst würde er unfehlbar mit Ihrer Hoheit zusammen gestoßen sein. — Und dann, welcher Eclat! Da hätte man deutlich wieder einmal gesehen, wie diese Leute von bürgerlicher Herkunft doch so entsetzlich ungeschickt sind und sich so gar nicht in den Hofcirkeln zu benehmen wissen.

Ihre Hoheiten sprachen fast mit Jedem der ganzen Gruppe, den Doktor natürlicher Weise ausgenommen, der für sie, wie er vorhin vollkommen richtig bemerkt hatte, gar nicht mehr in der Welt war.

Endlich schritt Seine Majestät auf die Thüre des Speisesaales zu; die Flügelthüren wurden geöffnet, der Hofmarschall schaute auffordernd rings im Kreise umher, und hinter ihm drein rauschte nun

Alles in den anstoßenden Saal, um sich dort an der Tafel und zum Speisen niederzulassen.

Dies ging nun vor sich fast wie bei einem anderen Diner, nur daß am heutigen Tage die steifen Uniformskrägen und die fest zusammen geschnürten Taillen der Eingeladenen nicht erlaubten, viel zu sich zu nehmen. Doch — „die Ehre macht satt," meinte der Doktor am unteren Ende der Tafel. Er saß neben dem dienstthuenden Adjutanten und nicht weit vom Hofmarschall, der aber nur mit hoch empor gezogenen Augenbrauen und sehr ernstem Gesichte zu ihm sprach.

Glücklicher Weise ging Alles schnell vorüber; nachher wurde freilich noch ein kleiner Cercle gehalten, aber ungezwungener, freier als vor der Tafel.

Der Adjutant, dessen Dienst nun bald zu Ende ging, erkundigte sich an der Thüre des Saales, ob sein Jäger nicht zurückgekommen sei, worauf er sich, als ihm diese Frage verneint wurde, über den gegebenen Auftrag beruhigt, an eine Fensternische zurückzog, theils um auf den Kastellplatz sehen zu können, theils aber auch, um, selbst ungesehen, einige der Anwesenden zu beobachten.

Wir wissen wohl, wohin seine Blicke gingen, und nicht blos er allein, sondern die meisten der jungen Leute schauten nach jener prachtvollen Gestalt, der sich aber, da sie sich unmittelbar bei der Person Ihrer Majestät halten mußte, Niemand ohne höhere Aufforderung so recht nahen durfte; der arme Graf Fohrbach in seiner dienstlichen Stellung am allerwenigsten.

Eugenie verdunkelte den ganzen Kreis, in dem sie stand, so wohl durch die Schönheit ihres Kopfes und ihrer Gestalt, als durch die Einfachheit ihres Aeußeren. Sie trug ein weißes, anliegendes Kleid von matter Seide, fast ohne Schmuck; nur an dem feinen Handgelenk hatte sie ein schwermassives Armband, — ein Erbtheil ihrer Mutter. Ihr schwarzes Haar war glatt gescheitelt,

die überaus dicken Flechten hatte sie einfach um den Kopf geschlungen, und es war das, wie die Obersthofmeisterin gegen die Hofmarschallin bemerkte, eigentlich keine Frisur zu nennen, — „und kann auch nur der Fräulein von S. gestattet werden, weil sie einmal die Fräulein von S. ist, ein so schönes und in der That sehr liebenswürdiges Mädchen."

Dieses Wort der alten Dame hörte Graf Fohrbach hinter seinem Vorhang und ebenso wie die Hofmarschallin antwortete:

„Es ist in der That ein einziges Geschöpf; man muß sie lieben, denn sie hat wahrhaftig keinen Fehler."

„Ja, man muß sie lieben!" seufzte er in sich hinein. „Ah! wenn das sogar diese beiden alten Excellenzen von Eugenie sagen, welche Worte soll dann ich gebrauchen?"

Der junge Herr Herzog hatte allein das Recht, sich seiner Mutter und also auch dem Ehrenfräulein zu nähern. Und er machte von diesem Rechte, wie immer, so auch heute, einen solch' umfassenden Gebrauch, daß sich der arme Graf in der Fensternische fast die Lippen blutig biß und den Griff seines Säbels faßte, als habe er nicht übel Lust, diesen gegen einen sehr gefährlichen Feind zu ziehen.

Bis jetzt hatte der Herzog dort hinten bei der Gruppe, wie es schien, nur allgemeine Redensarten an die Damen, die um ihn standen, gerichtet; jetzt aber — „der Teufel soll ihn holen!" dachte der Adjutant, — wußte er sich so geschickt zu drehen, und so schön zwischen den ehrerbietigst ausweichenden Hoffräulein zu manövriren, daß er Eugenie von den Uebrigen trennte, und nun auf einmal abseits mit ihr stand. — „Verdammt! was hat er da zu sagen?"

Der Herzog that eine Frage, — Eugenie von S. schlug leicht die Augen nieder und gab ihm eine kurze, doch wie es schien, nicht unfreundliche Antwort. Darauf zuckte er die Achseln und machte ein betrübtes Gesicht, schien aber gleich darauf über etwas

nachzudenken, in Folge dessen sich sein Gesicht aufklärte. Er that noch einen halben Schritt näher zu dem schönen Mädchen hin und flüsterte ihr etwas auf sehr verbindliche Weise zu. Sie machte eine leichte Verbeugung, vermittelst welcher sie aber um einen ganzen Schritt zurückwich. Der Herzog entfernte sich und der Graf athmete tief auf.

„Und doch ist die Sache nicht ohne allen Grund," sprach er nach einer Pause ergrimmt zu sich selber. „Wenigstens von seiner Seite nicht. Teufel! da gilt es, aufzupassen! Wenn man sich nur wenigstens der Gruppe auch nähern dürfte! Aber Ihre Majestät und die Frau Herzogin scheinen wahrhaftig gerade auf diese Stelle des Saales wie verpicht zu sein. — Ah! jetzt machen sie ihre Complimente! — Die Damen verneigen sich; Gott sei Dank! — Aber auch Eugenie muß folgen. Weiß Gott im Himmel, ich habe heute kein Glück; war es mir doch nicht möglich, auch nur eine einzige Sylbe vor oder nach der Tafel an sie zu richten. — Doch halt! — sie bleibt an der Thüre stehen. Ah! wenn sie sich umschaut! — Vielleicht nach dem Herzog; doch wenn sie es thut, so werde ich es augenblicklich sehen."

Der Herzog stand auf der andern Seite des Saales, und also war es in der That nicht zu verkennen, wohin sich ihre Blicke richten würden. —

Jetzt trat sie unter die Thüre, in der langen, glänzenden Reihe die Letzte und Schönste. — Ah! sie blieb wirklich einen Augenblick unter der Thüre stehen, sie wandte wirklich den schönen Kopf rückwärts und blickte nach der Seite hin, wo der Herzog stand, aber dieser Blick war flüchtig wie ein Blitz, und sie wandte ihn alsbald wieder fort und ließ ihn unverkennbar durch den ganzen Saal gleiten. Suchte sie etwas mit ihren Augen? O, wenn sie ihn suchte! — Wie schlug sein Herz! Er konnte unmöglich ruhig in seinem Verstecke hinter dem Vorhange stehen bleiben, er mußte aus demselben

heraus treten, und als er das rasch that, glitt ihm der Säbel aus der Hand und stieß klirrend auf den Parkettboden. — Gott im Himmel! flog nicht in diesem Augenblicke ein leichtes Lächeln über ihre Züge? — O Glück! o Seligkeit! Neigte sie nicht leicht das Haupt gegen ihn, ehe sie durch die Thüre verschwand? — Er hätte darauf schwören wollen, daß sie es gethan. Doch dies Glück wäre zu groß gewesen; er durfte nicht leichtsinniger Weise daran glauben. — Aber etwas Anderes war nicht wegzustreiten, was in diesem Augenblicke geschah: Eugenie ließ nämlich, auf jeden Fall ganz absichtslos, ihr Battistsacktuch auf der Thürschwelle fallen, wobei es in der That komisch anzusehen war, wie im gleichen Moment sämmtliche noch anwesende Offiziere und Herren vom Hofe sich mit einer wahren Wuth darauf stürzten.

Wir brauchen wohl dem geneigten Leser nicht zu versichern, daß Graf Fohrbach eher sein Leben als das Taschentuch in andern Händen gelassen hätte; er hob es im gleichen Augenblicke auf, als der Herzog neben ihm ankam.

Dieser streckte die Hand gegen den Adjutanten aus, als wünschte er das Tuch ausgeliefert zu erhalten.

„Es gehört wohl nicht Euer Durchlaucht?“ fragte Graf Fohrbach. — „Ich werde mir wohl erlauben dürfen, es dem Fräulein nachzubringen.“

„Versteht sich von selbst!“ entgegnete höhnisch lachend der Herzog, indem er einen Schritt zurücktrat. „Dem Sieger gehört der Dank, und den will ich Ihnen nicht streitig machen.“

Wäre der arme Graf nur Hofmann gewesen, so würde er das Tuch respektvollst dem Herzog zugesteckt und sich mit dessen Erkenntlichkeit begnügt haben. So aber war er verliebt, und — eifersüchtig, weßhalb er denn auch nur eine flüchtige Verbeugung machte und eilig durch die Zimmerreihe davon schoß.

Das Ehrenfräulein hatte schon mehrere Thüren hinter sich,

und war gerade im Begriff, das Vestibul zu betreten, wo die Treppe zu ihren Appartements mündete, als sie vernahm, daß Jemand mit klirrenden Schritten ihr eiligen Laufes folge. Sie wandte den Kopf zurück, und als sie sah, daß es Graf Fohrbach sei, der ein weißes Tuch in der Hand hielt, schien sie erst ihren Verlust zu bemerken und machte ein paar Schritte gegen den glücklichen Finder.

Dieser, so nahe am Ziele, wo er den für ihn so köstlichen Fund wieder abgeben mußte, konnte sich nicht enthalten, ehe er das that, das feine Tuch sanft an seine Lippen zu drücken, worauf er eine Verneigung machte, die mit einer halben Kniebeugung sehr viel Aehnlichkeit hatte.

„Ah! ich danke Ihnen, Herr Graf!“ sagte das schöne Mädchen, während sie das Tuch in Empfang nahm. „Ich habe meinen Verlust jetzt erst bemerkt, und freue mich in der That, daß gerade Sie der Finder sind.“

„Gewiß ein glücklicher Zufall für mich, Fräulein Eugenie,“ erwiderte er; „denn er verschafft mir das bis jetzt schmerzlich entbehrte Glück, mich Ihnen einen Augenblick nähern, Ihnen zwei Worte sagen zu dürfen.“

„Richtig, Sie sind im Dienst,“ sprach sie lächelnd.

„Weßhalb es mir um so weniger erlaubt ist, mich unaufgefordert dem hohen Kreise zu nähern, wo Sie als Königin glänzen.“

„Ei, ei! Herr Graf!“ antwortete sie mit einem Lächeln, das gleich darauf verschwand, als sie rings um sich schaute; „solche Unwahrheiten darf man hier nicht hören.“

„Leider! leider!“ versetzte er hastig. „Sie haben Recht, Eugenie: man muß sich hier in diesen Mauern mit seinen Worten sehr in Acht nehmen; man darf nur denken. Und das erlauben auch Sie mir, gestrengste aller Damen?“

„Da müßte ich vor allen Dingen erst wissen, was Sie denken.“

„O, ich denke nur“ — an Sie! wollte er leidenschaftlich ausrufen; doch schloß er diesen Satz anders, indem er sagte: „Ich dachte, ob Sie vielleicht vorhin im Saale meine ehrerbietige Begrüßung bemerkten?“

„Als Sie so plötzlich aus der Fensternische hervortraten?“ —

„Also Sie haben mich bemerkt, mein Fräulein?“ sprach er entzückt, denn er dachte, wenn sie mich gesehen, so galt mir auch jener Blick, jener leichte Gruß, — o Gott! vielleicht sogar die kleine Verwirrung, die ich auf ihrem schönen Gesichte bemerkt.

„Diese Fensternische ist ein artiger Winkel zum Beobachten,“ antwortete sie, seiner Frage ausweichend.

„O, ich habe auch dort beobachtet!“

„Das müssen Sie mir ein ander Mal erzählen,“ sagte sie mit einem liebenswürdigen Lächeln. — „Recht bald, vielleicht heute Abend noch. — Sie kommen doch zu S.?“

„Gewiß werde ich kommen, Fräulein Eugenie, gewiß! O ich freue mich wie ein Kind darauf! — Und Sie?“ — Er betrachtete sie mit flammendem Blick und erwartete angstvoll ihre Antwort.

„Auch ich gehe gerne zu S.,“ erwiderte das schöne Mädchen und schlug absichtslos die Augen nieder. Gewiß ohne weitere Absicht, als um ihr Bracelett zu betrachten, das sie an ihrem runden weißen Arm ein klein wenig drehte. „Namentlich heute Abend gehe ich gerne hin, weil wir, wie ich höre, ganz unter uns sind.“

In diesem Augenblicke vernahm man Tritte im Nebensaal, weßhalb Eugenie dem Grafen einen flüchtigen Gruß sagte, in das Vestibul hinaus trat und dort zwischen den Säulen verschwand.

Es war gut, daß sie ging, denn der entzückte und glückliche junge Mann war nahe daran, vollkommen den Kopf zu verlieren und dem Ehrenfräulein Ihrer Majestät hier bei offener Thüre eine Liebeserklärung zu machen, wozu er auch in der That den Zeit-

punkt nicht hätte schlechter wählen können. Denn kaum war Eugenie verschwunden, so kam der Herzog, gefolgt von einigen Offizieren, lachend und plaudernd daher.

„Aha! unser Ritter!" sagte er. — „Haben Sie Ihre Dame noch erreicht? — Gewiß, Sie haben, denn ich sehe das Siegespfand nicht mehr in Ihrer Hand!"

Der Adjutant war zu glücklich, um diese sonderbare Anrede, in deren höhnischem Ton das Verletzende lag, gebührend zu erwidern. Auch war es ja ein Prinz des Hauses, der sich einen gnädigen Scherz mit ihm erlaubte, weßhalb er sich begnügte, Seiner Durchlaucht mit einer höflichen Verbeugung zu antworten: „Ich hatte in der That das Vergnügen, Fräulein von S. das verlorene Tuch zu übergeben."

„Diese Adjutanten Seiner Majestät sind doch in Wahrheit bevorzugte Leute," mischte sich ein Dragoner-Offizier in das Gespräch, augenscheinlich in der Absicht, um dem Herrn Herzog Stoff zur Fortsetzung eines so pikanten Gesprächs zu geben.

Wogegen Graf Fohrbach trotz seiner guten Stimmung durchaus nicht geneigt schien, einem Anderen auch nur die leiseste Idee eines Scherzes über sich zu erlauben, denn er sagte ziemlich ernst und mit festem Blick: „dürfte ich wohl um eine kleine Erläuterung Ihrer nicht ganz klaren Aeußerung bitten, Herr von Werthen?"

„Nun das liegt doch auf der Hand," nahm der Herzog das Wort. „Werthen meint, es sei doch eine recht angenehme Beschäftigung für einen Adjutanten Seiner Majestät, den Ehrenfräuleins die Schnupftücher nachzutragen."

„Meint Herr von Werthen das wirklich?" fragte der Graf mit einer seltsam klingenden Stimme.

„Nein, nein, nicht so ganz!" antwortete der Dragoner-Offizier mit einem verlegenen Lachen. „Seine Durchlaucht haben den Sinn meiner Worte nicht vollkommen richtig ausgelegt."

„Ja, sehen Sie, Herr von Werthen," sagte der Adjutant nun ebenfalls lachend, wobei jedoch seine Mundwinkel leicht zuckten, „das kann Einem schon widerfahren, wenn man sich unberufen in anderer Leute Gespräch mischt. — Würden Sie dann jetzt wohl selbst die Freundlichkeit haben, mir den Sinn Ihrer Worte zu erklären?"

„Ah! lassen Sie es gut sein, Werthen!" rief der Herzog. „Das sieht ja aus wie eine kleine Neckerei. Auch dürfen wir die Zeit des Herrn Grafen nicht so in Anspruch nehmen: der Herr Graf sind ja im Dienst. Sie sehen — Schärpe und Cartouche."

„Euer Durchlaucht verzeihen," erwiderte ruhig der Graf, während er sich hoch aufrichtete und jedem Einzelnen, den Herzog nicht ausgenommen, fest in die Augen blickte, „mein Dienst ist nach der Tafel zu Ende und ich habe die vollkommenste Zeit für jeden dieser Herren." — Die letzten Worte sprach er mit scharfer Betonung. Dann fuhr er mit einer gefälligen Handbewegung fort: „Ich bitte also, Herr von Werthen!"

„Nun ja, bester Graf Fohrbach," entgegnete dieser, indem er sich, einigermaßen in Verwirrung gebracht, hin und her wandte und drehte; „ich wollte in der That nur so viel sagen, als es sei doch recht angenehm, — und es sei wirklich ein bevorzugter Dienst, der Einem zugleich gestatte, einer so hochverehrten jungen Dame, wie Fräulein Eugenie von S. ist, das Schnupftuch aufheben zu dürfen."

„Ah so!" erwiderte nach einem tiefen Athemzuge lächelnd der Adjutant, dem der höhnische Blick des Herzogs, mit welchem ihn dieser fortwährend beschaute, das Blut gewaltsam nach dem Kopfe trieb, ohne ihn jedoch glücklicher Weise vergessen zu lassen, wen er vor sich habe und wo er sich befinde. — „Ah so! also Sie betrachteten das Schnupftuchaufheben nur als eine angenehme Neben-

zugabe? Das kann ich mir schon gefallen lassen. Und daß das mit dem Dienst eigentlich nichts zu thun hat; — sonst wäre es ja sehr leicht, Adjutant Seiner Majestät zu werden, denn Schnupftücher aufheben können Viele, Herr von Werthen. Aber in die Umgebung Seiner Majestät werden Wenige gezogen. — Nein, nein!" setzte er lachend hinzu, indem er die Hand des einigermaßen erstaunten Offiziers ergriff und sie freundlich schüttelte, „ich hatte Sie mißverstanden, Herr von Werthen. Stellen Sie sich aber in meine Lage, oder nehmen Sie an, man sagte zu Ihnen: ein Schnupftuch graziös aufheben zu können sei genug, um zum Beispiel in das Gardedragoner-Regiment eintreten zu können; das würden Sie ja auch übel nehmen, mein lieber Herr von Werthen, da Sie doch fest überzeugt sind, daß auch noch andere Sachen dazu gehören, um Adjutant Seiner Majestät zu werden, oder um Offizier in einem Gardedragoner-Regiment zu werden."

Wir wollen gerade nicht behaupten, daß diese Aeußerung des Grafen vor den Umstehenden, namentlich vor dem Herzoge, sehr klug gewesen sei, und sie war vielleicht nur insofern verzeihlich, als er in Letzterem einen, wenn auch nicht gefährlichen, doch zudringlichen und kecken Nebenbuhler sah.

Seine Durchlaucht biß sich denn auch heftig auf die Lippen und erblaßte etwas Weniges, faßte sich aber im nächsten Momente wieder, und versuchte ein Lächeln, welches man aber als sehr mißlungen betrachten konnte. Besser gelang ihm eine ziemlich hochmüthige Verbeugung, als er im Weggehen sagte: „Nun sind Sie also wohl ebenso zufrieden gestellt, Werthen, wie der Herr Graf Fohrbach? — Wenn dem so ist, so können wir für heute diese Unterredung abbrechen; ein andermal vielleicht findet sich eine bessere Gelegenheit, dieselbe fortzusetzen."

Damit eilte er hinweg und seine Begleitung folgte ihm.

Der Adjutant blickte ihnen eine Weile nach, dann nahm er

seinen Säbel unter den Arm und ging durch die noch immer glänzend erleuchteten Zimmer zurück nach dem Speisesaal, während er vor sich hin murmelte: „es thut auf die Länge der Zeit nicht gut, daß man diesem hohen Herrn in einigermaßen abhängiger Stellung wie ich heute hier im Schlosse zu begegnen gezwungen ist. Wäre er mir so an drittem Orte gekommen, ich hätte ihm einige passende Worte weiter gesagt, und bin überzeugt, Seine Majestät hätte mir das gar nicht übel genommen. — Doch denken wir nicht mehr daran! Mein Wagen wird unten auf mich warten; für heute gute Nacht Herrendienst! Wenn ich dann in der Ecke meines Coupée's sitze, so bin ich wieder, Gott sei Dank! ein freier Mann. — Und dann wird Eugenie heute Abend hoffentlich das Gespräch mit mir fortsetzen, um auf meine Fragen von vorhin zu antworten. — Die Majorin ist eine kluge Frau, wer weiß, im Laufe dieses Abends werde ich vielleicht noch unsäglich glücklich werden."

So dachte der dienstthuende Adjutant Seiner Majestät und schritt mit wahrhaft seligen Gefühlen im Herzen durch den Speisesaal, wo die Lakaien eifrigst beschäftigt waren, das Tafelgeräthe hinweg zu räumen.

Die Lampen an den großen Lustres waren schon ausgelöscht, und nur auf einem Nebentische, der mit Krystall und Silber bedeckt war, brannten noch die Kerzen in einigen Armleuchtern; die Thüren standen offen und die flackernden Lichter strahlten auf dem glänzenden Metall und dem feingeschliffenen Service in einer Menge buntfarbiger Blitze und feuriger Punkte wieder.

Als der Graf vorüber ging, hustete einer der Lakaien bedeutungsvoll und sagte zu dem Tafeldecker: „dort kommt Seine Erlaucht."

Worauf dieser sich umwandte, dem Adjutanten ehrerbietigst sich näherte und ihm leise zuflüsterte: „Seine Excellenz, der Herr Hof-

marschall, haben schon einigemal nach Euer Erlaucht gefragt und werden im Augenblick wieder hieher zurückkommen."

„Was gibt's denn?" fragte Graf Fohrbach ärgerlich. „Was will man von mir? Es ist doch heute Abend hier nichts mehr zu thun, denn Seine Majestät sind wahrscheinlich in's Theater."

„So ist es," entgegnete händereibend der Tafeldecker.

„Nun denn?"

„Ihre Majestät und die Frau Herzogin befahlen eine Whistpartie."

„Dabei habe ich doch nichts zu thun?" fragte er so erschrocken, daß der gewandte Hofbediente unwillkürlich lächeln mußte, und entgegnete:

„Ich glaube nicht, Euer Erlaucht, denn Seine Excellenz, der Herr Hofmarschall, sowie der Herr Herzog werden von der Partie sein. — Doch da kommt seine Excellenz."

Wirklich erschien auch der Hofmarschall in diesem Augenblicke unter der Thüre des Speisesaals, blickte mit vorgehaltener Hand in diesen hinein, und als er den Offizier entdeckte, rief er vergnügt aus: „ah! da sind Sie ja! Ich habe Sie lange gesucht." — Bei diesen Worten nahm er ihn unter dem Arm und zog ihn mit sich davon in den Corridor.

Dem Grafen, der den Hof genau kannte, ahnte nichts Gutes, denn er wußte wohl, daß Seine Excellenz nicht so ohne weitere Ursache nach ihm fragen würde. — Vielleicht ein Auftrag Seiner Majestät, dachte er sich selbst beruhigend, denn eine andere Idee, die ihn durchfuhr, wäre doch gar zu schrecklich gewesen.

Die beiden Herren machten einige Schritte in dem halbdunklen Gange, ehe die Excellenz etwas sprach, und ehe der junge Mann den Muth hatte, eine Frage zu stellen.

„Es ist mir in der That lieb, daß ich Sie gefunden habe," sagte endlich der Hofmarschall sehr wichtig. „Sie wissen, ich pro-

tegire Sie, wo ich kann, und habe das auch heute Abend gethan. Sie sind im Glücke, Graf Fohrbach; ich versichere Sie, Sie sind im Glück."

„Daß ich noch nicht wüßte, Excellenz!" entgegnete der Andere mit beklommener Stimme. „Und ich wäre wahrhaftig begierig, das zu erfahren."

„Sogleich — sogleich! — Ihre Majestät haben eine Partie Whist befohlen —"

„Das weiß ich," unterbrach ihn hastig der Adjutant. — „Die Frau Herzogin, Sie und der Herr Herzog."

„So war es bestimmt," versetzte lächelnd die Excellenz. „Doch hat sich der Herzog bei seiner Mutter entschuldigt."

„Großer Gott!" dachte der Graf.

„Nun hätte man allerdings den Obersthofmeister Ihrer Majestät zur Partie nehmen müssen, — aber sehen Sie, Graf Fohrbach, wie sehr ich Ihr Freund bin: ich habe Sie vorgeschlagen."

„Mich?" rief der unglückliche junge Mann mit fast tonloser Stimme.

„Sie," wiederholte die Excellenz, indem sie stehen blieb und den Adjutanten vertraulich mit dem Finger auf die Brust stieß. „Sie, junger Mann! Lernen Sie mich schätzen."

„Als meinen größten Feind," dachte der Andere, „als meinen Verderber! — Gerechter Himmel! womit habe ich diese schreckliche Gnade verdient?"

„Jetzt kommen Sie aber," fuhr der Hofmarschall eilig fort. „Es ist das keine Kleinigkeit, mein lieber Freund, zum intimen Spiel Ihrer Majestät gezogen zu werden. Ich bitte, das morgen Früh dem Papa zu sagen. Wissen Sie: manus manum lavat, sagt der Lateiner, und mein leichtsinniger Sprößling macht gerade sein Offizier-Examen."

„Daß er durchfiele!" sprach der Adjutant grimmig zu sich

selber, indem er die Zähne fest über einanderbiß. „Daß er durchfiele, zehn tausend Klafter tief in den Erdboden hinein, und die ganze Whistpartie ihm nach! — Gott verzeih mir diesen schrecklichen Gedanken, aber das ist zu fürchterlich! — Und wie lange wird die Partie dauern?“ fragte er nach einer längeren Pause ängstlich den Hofmarschall.

Dieser nahm den Hut fest unter den Arm und erwiderte: „was weiß ich? Vielleicht bis Zehn, halb Elf, und dann haben wir ein ganz kleines, kleines Souper; es wäre auch möglich, daß Seine Majestät noch auf einen Augenblick kommt. — Nun, freuen Sie sich doch!“

„O ich freue mich über alle Maßen!“ rief der tiefbetrübte Adjutant, dem allerlei schreckliche Gedanken im Kopfe umher liefen. — „Und wo ist denn der Herzog?“ fragte er ängstlich nach einer Pause.

„Wo wird der sein!“ entgegnete die Excellenz, „wichtige Geschäfte, irgend eine verliebte Zusammenkunft oder so was. Der denkt ja an nichts Anderes; macht vielleicht irgendwo eine Partie quarrée. — Nun, unter uns gesagt, wäre mir das an seiner Stelle auch lieber, als mit Mama und Tante eine Partie Whist zu spielen. — Verstehen Sie: für ihn; aber für uns ist das etwas ganz Anderes. Wissen Sie, Graf, morgen wird Sie der ganze Hof beneiden. — Aber hier ist das Adjutantenzimmer; legen Sie Ihre Schärpe und Geschichten hinein und kommen gleich hinauf. — Keinen Dank weiter: ich habe das gern für Sie gethan.“

„O ich danke Ihnen herzlich!“ seufzte der junge Mann, indem er die Hand des Andern ergriff und sie krampfhaft schüttelte. „Sie verschaffen mir einen wunderbar genußreichen Abend. — Hol' Sie der Teufel!“

Das Letztere dachte er blos, oder wünschte vielmehr, daß dies schon vor einer halben Stunde geschehen wäre.

In dem Adjutantenzimmer brannte ein einsames Licht, das in den Ecken des weitläufigen Gemachs tiefe Schatten liegen ließ. Der Graf schritt ingrimmig auf und ab, wie ein gefangener Löwe in seinem Käfig; und gerade so war ihm auch zu Muthe. — „Freiheit! Freiheit!“ seufzte er. „Bin ich nicht gerade so, als hätten sie mir eine Kette an den Fuß geschlossen oder ein Gitter vor mir herabgelassen, und zeigten mir prächtige, entzückende Gegenden, die ich nicht zu erreichen vermag, weil ich hier eingesperrt bin wie ein wildes Thier oder wie ein elender Sklave! — Ja, Sklaverei ist das rechte Wort; und wenn die Ketten auch von Gold oder Silber sind, Ketten sind und bleiben sie doch einmal. — Und Sklaverei und Ketten in der schlimmsten Art! Darf ich denn wohl daran rütteln? — Darf ich wohl den Versuch machen, sie zu brechen? — Darf ich auch nur eine betrübte Miene zeigen, daß ich diese Fesseln wirklich für Fesseln halte? — Nein! nein! nein! und zehntausendmal nein! Ich muß ja lächeln unter diesem Hieb, den mir das harte Schicksal versetzt. — Ja, das ist ein grimmiger Hieb, und in meiner Lage habe ich wohl das Recht, vom harten Schicksal zu sprechen: dort ein geliebtes Mädchen, die — o Gott! ich mag nicht daran denken! — mit ihren schönen Augen vielleicht oftmals nach der Thüre blickt, durch welche ich nicht herein treten werde, dabei ein angefangenes, so süßes Gespräch im Herzen, das ich heute nicht fortsetzen kann. — Und die Frage, ob sie wirklich nach mir gesehen, ob sie mich gegrüßt! Heute hätte ich um eine Antwort in sie dringen können. — Ach! und es ist so süß, von der Geliebten eine Antwort zu erflehen, ihr eine Bejahung zu erschmeicheln. — Wenn ich aber morgen oder in einigen Tagen davon wieder anfangen will, so kann ich mich lächerlich machen. — Das Alles steht für mich auf dem Spiel. — Ah! und noch viel mehr! — Vielleicht das ganze Glück meines Lebens, denn wer weiß, ob ich sobald wieder eine ähnliche günstige Gelegenheit

finde, mich gegen sie aussprechen zu können. — Verdammt! — Nein, sage noch Jemand, irgend ein Mensch auf dieser Erde habe seinen freien Willen! Das ist eine Lüge: kein Mensch ist frei; der Wille von Niemanden reicht über die nächste Minute hinaus, Jeder hat die Kette am Fuß, er fühlt sie nur zuweilen weniger, wenn nämlich das Schicksal nicht gerade Lust hat, dieselbe schärfer anzuziehen." —

Unter diesen anmuthigen Betrachtungen war der Graf an das uns bekannte Fenster getreten, stützte sich mit der Hand auf die Stuhllehne und starrte in den kleinen Hof hinaus. Dieser war jetzt bei Nacht wo möglich noch trostloser als bei Tage; ein paar einsame Gaslaternen in den Ecken warfen einen zitternden und ungewissen Schein in einem kleinen Kreise um sich her, einen Schein, der sich ordentlich vor der Dunkelheit zu fürchten schien, denn dort draußen, wo er mit ihr in Berührung kam, zuckte er jeden Augenblick zaghaft zusammen, und wenn er sich auch zuweilen etwas weiter ausdehnte, so flog er doch gleich darauf wieder erschrocken zurück und räumte der finsteren Nacht das Feld. — Und diese finstere Nacht hatte sich so behaglich in dem Hofe niedergelassen: die hohen Mauern der angrenzenden Gebäude lagen fast ganz finster da; nur hie und da sah man ein schwach beleuchtetes Fenster, oder es schimmerte ein Lichtstrahl durch die Ritze irgend eines Ladens.

„Und ihre Fenster!" dachte traurig der junge Mann, indem er die Scheibe neben dem Tisch, an welchem er stand, öffnete und sich hinaus lehnte, um sie zu betrachten. Man sah gar nichts von ihnen: Alles war eine einzige schwarzgraue Fläche; — Alles, Alles war verschwunden, was er heute Nachmittag so liebend angeblickt; verschwunden die Blumen dort oben, verschwunden auch die goldene Fahne auf dem Dach mit ihrem kleinen Sonnenstrahl, der ihm entgegen geglänzt wie eine süße Hoffnung. — „Und der Herzog!" dachte er plötzlich und richtete sich hoch auf; „was mag er vorhaben,

daß er sich bei dem Spiel seiner Mutter entschuldigt? — Auf jeden Fall etwas Wichtiges, sonst hätte er es nicht gethan. — Bah! wer weiß, wo er herumschwärmt! — Nein, nein," sprach er ängstlich nach einer Pause zu sich selbst, „das ist nicht möglich; das wäre ja schrecklich! — Aber er sagte Eugenie einige leise Worte, er fragte sie etwas, — sie antwortete ihm, und dann sah er wie verklärt aus. — Ah, Teufel! wenn da etwas dahinter steckte! Wenn sie absichtlich mit mir so freundlich gewesen wäre, um allen Verdacht zu entfernen! — Wenn man ein abgekartetes Spiel mit mir getrieben! — Wenn der Herzog statt meiner hinginge! — Aber nein, nein! der Major wird und kann so was nicht dulden. — Dulden!" wiederholte er darauf grimmig lachend; „dulde ich nicht auch? — Und ist er nicht eben so gut Sklave seiner Verhältnisse wie ich?" — Ich werde hier zum Spiel commandirt, ihm wird dort befohlen, den Herzog freundlich zu empfangen. — Wenn ich alles das wirklich glauben könnte," sagte er nach einer Weile mit ruhigerem Tone, „so stände ich wahrhaftig nicht für einige Unannehmlichkeiten, die mir heute Abend bei der allerhöchsten Whistpartie geschehen dürften. — Deßhalb nein, nein! — nein! — aller Welt zum Trotz!"

Da hörte er die Stimme eines Lakaien, der unten im Hofe laut und deutlich rief: „der Wagen des Herrn Herzogs!" — Darauf rollte eine Equipage mit dumpfem Tone unter das gewölbte Thor, der Schlag wurde geöffnet, der Tritt fiel herab; — es mußte Jemand eingestiegen sein, — jetzt dasselbe Geräusch beim Schließen des Wagens. Worauf die Stimme von vorhin abermals rief: „Nach dem Hause des Herrn Major v. S."—

Im gleichen Augenblicke öffnete einer der Kammerdiener die Thüre zum Adjutantenzimmer und sagte mit leisem angenehmem Flüstern: „Euer Erlaucht werden verzeihen, es schlägt so eben

acht Uhr; die allerhöchsten Herrschaften begeben sich in's Spielzimmer."

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Die Spielmarken des Herzogs.

Man spielte in den Appartements der Frau Herzogin. Das waren zierliche, elegant eingerichtete Gemächer, nicht von den übergroßen Dimensionen derer Ihrer Majestät, und deßhalb für eine kleine Gesellschaft angenehmer und behaglicher.

Die Frau Herzogin liebte den Comfort und eine freundliche Umgebung. Deßhalb hatte sie aus ihren Zimmern die unvermeidlichen steifen Sopha's mit den dazu gehörigen zwölf Sesseln, ein gewöhnliches Ameublement der Schlösser, das an einer furchtbaren Familienähnlichkeit leidet, sowie die zopfigen Vasen, die allzu derben Tabourets und die Tische von Holz, Messing und Marmor entfernen lassen und dagegen ihre Einrichtung mehr dem heutigen Geschmacke angepaßt.

Der junge Herzog hatte viel dazu beigetragen, denn er liebte die dicken Teppiche, welche den Schritt so unhörbar machen, sowie die weichen Fauteuils und die tiefen Fensternischen mit Blumenpartien, Sitzgelegenheiten mit den dies Alles verdeckenden Vorhängen.

Dieses Appartement der Frau Herzogin, worin sie ihre kleinen Gesellschaften empfing, bestand aus drei Gemächern, das Vorzimmer natürlicher Weise nicht mit eingerechnet.

Im ersten, mit grauseidener Tapete sowie Fenstervorhängen

und Portièren von Rosa mit Weiß, wurde geplaudert; man konnte nicht leicht in der ganzen Welt heimlichere, lauschigere Winkel finden als hier. Da war Alles benutzt: die Ecken und Winkel des Zimmers, die Fensternischen, große Epheuwände, um es der Gesellschaft möglich zu machen, sich in kleinen Partien zu zersplittern und frei von allen lästigen Fesseln zu Drei oder auch zu Zwei ein animirtes Gespräch führen zu können. Ueber diesen Gruppen von leise Plaudernden hing ein Kronleuchter, dessen Lampen durch kunstreiche Porzellanschirme bedeckt und das Licht so gedämpft wurde, daß, wenn man von einem vollkommen hellen Gemach hier herein trat, einem die Beleuchtung nicht anders erschien, wie das sanfte Licht des Vollmondes. Die Frau Herzogin litt zuweilen an den Augen, und dann liebte sie es, sich hier in dieses Halbdunkel zurückziehen zu können.

Das zweite Zimmer, in welchem gespielt wurde, war dagegen glänzend und strahlend. Seine Wände, mit gelber Seide bedeckt, warfen jeden Lichtstrahl hell zurück, die Vorhänge waren blau, und das Ameublement sehr einfach; das heißt, es bestand aus zwei Spieltischen, an denen je vier Sessel standen, einige Fauteuils daneben für die Zuschauer, und zwei Eckdivans, vor welchen sich runde Tische befanden.

Das dritte Zimmer endlich, das letzte der ganzen Reihe, welches heute Abend geöffnet war, hatte grüne Wände, dunkelbraune Vorhänge, und hier befanden sich große, reich incrustirte Tische, auf welchen die prachtvollsten Albums lagen. An einer Wand war eine riesenhafte Etagère von geschnitztem Palisanderholz in der angenehmen dunklen Farbe, fast ganz gleich mit der der Sammetvorhänge, welche man davor hin ziehen konnte. Auf dieser Etagère lagen in den kostbarsten Einbänden die seltensten illustrirten Werke fast aller Nationen — die Bibliothek der Frau Herzogin.

So sah dies kleine Appartement aus, und wenn es, wie heute Abend, durch den hellen Schein der Kerzen und Lampen freundlich beleuchtet war, so angenehm und sanft durchwärmt, so durchduftet von Blumen und anderen Wohlgerüchen, wenn der Fuß des Eingetretenen so weich auf die dicken Teppiche trat, ja fast hinein sank, so mußte dieser sich gestehen, es sei das eine höchst behagliche, ja entzückende Wohnung; namentlich aber, wenn er dann zufällig an ein Fenster trat und den Vorhang aufhob, um in die dunkle Nacht hinaus zu blicken, in die Straßen, durch welche ein eisiger Wind fegte.

Es hatte eben acht Uhr geschlagen, als Graf Fohrbach, nachdem er drunten auf die Ermahnung des Kammerdieners hastig seine Schärpe abgeworfen, die Treppe hinauf eilte und in das graue Vorzimmer trat. Es waren, wie der Hofmarschall gesagt hatte, nur wenige Personen da: der Obersthofmeister, die Obersthofmeisterin, ein paar ältere Kammerherren, zwei Damen vom Dienst und einige pensionirte Excellenzen, deren Leidenschaft es war, dem Spiel Ihrer Majestät zuzuschauen und leise dafür oder dagegen zu wetten.

Der dienstthuende Adjutant kam in der That schon etwas spät, denn Ihre Majestät war bereits eingetreten und die Frau Herzogin hatte bereits die Anwesenden begrüßt und sich darauf zu ihrer Schwester in's Spielzimmer zurückgezogen, wohin sich denn auch Graf Fohrbach auf einen bedeutungsvollen Blick des Hofmarschalls augenblicklich begab, um mit einer sehr tiefen Verbeugung gehorsamst einen guten Abend zu sagen und um Entschuldigung zu bitten, daß er so spät komme.

Die Frau Herzogin geruhten aber gnädigst zu bemerken, der Graf habe heute den Dienst gehabt, und es habe ihn nur dieser einige wenige Augenblicke zurückgehalten. — „Denn," fügte sie lächelnd bei, „Sie sind ja sonst ein wahres Muster von Pünktlichkeit."

Ihre Majestät begaben sich hierauf an den Spieltisch und bezeichneten den Hofmarschall als ihren Partner.

Graf Fohrbach spielte also mit der Frau Herzogin.

In dem Augenblicke, wo er sich auf seinen Stuhl niederlassen wollte, glitt der Kammerdiener Ihrer Hoheit wie ein Aal an seine Seite, that, als rücke er etwas an den silbernen Leuchter des Spieltisches zurecht, und flüsterte mit einer tiefen Verbeugung und ganz ergebenst die Frage: „Seine Durchlaucht, der Herr Herzog, werden nicht spielen?"

Die Herzogin hatte aber diese Frage ebenfalls vernommen und versetzte, indem sie die Karten in die Hand nahm: „mein Sohn wird wahrscheinlich erst zum Souper kommen; ich vergaß, Ihnen das zu sagen."

Der Kammerdiener antwortete mit einer tiefen Verbeugung, wodurch er sich zu bedanken schien, daß er aus dem Munde der hohen Gebieterin selbst eine Auskunft erhalten. Dann aber schnellte er förmlich in die Höhe, hob seine lange bleiche Nase einige Zoll über das ihr gebührende Niveau, nahm eine sehr wichtige Miene an und spitzte zierlich seinen Mund.

Graf Fohrbach hatte sich unterdessen niedergelassen und war eben beschäftigt, die Spielmarken an seiner Seite auf einander zu schichten, als er mit Verwunderung die dünne weiße Hand des Kammerdieners bemerkte, der sich mit einem süßen Lächeln bemühte, eben diese Marken an sich zu nehmen. Er sah ihn fragend an, worauf derselbe mit ganz leiser Stimme entgegnete: „es sind die Marken Seiner Durchlaucht; ich legte sie dahin, weil ich geglaubt, der Herr Herzog würden selbst spielen."

„So lassen Sie sie auch jetzt ruhig liegen," sagte lachend die Herzogin. „Ich weiß wohl, mein Sohn gibt sie jedesmal nach dem Spiele in Ihre Hand, aber ich denke, sie werden hier ganz gut aufgehoben sein."

Die dünnen Finger zuckten zurück, die Gestalt des Kammerdieners krümmte sich und er schlich rückwärts auf dem Teppich zurück und in das Nebenzimmer. Seine blassen Wangen aber hatten sich sanft geröthet, und sein Auge, scharf und glänzend wie das eines Falken, blickte gierig nach den goldenen Marken.

„Ist etwas Besonderes an ihnen," fragte Ihre Majestät, „daß der Herzog sie sorgfältig aufbewahren läßt?"

„Es ist wahrscheinlich ein Cadeau," entgegnete achselzuckend die Herzogin; „sie sind allerdings von einer netten Arbeit; das Ganze aber ist wohl nichts mehr und nichts weniger als eine von Alfreds Eigenheiten."

„Lassen Sie doch sehen."

Der Graf erhob sich schnell und brachte die vier Marken an die Seite Ihrer Majestät, welche sie in die Hand nahm und betrachtete. „Sie scheinen hohl zu sein," sagte sie; „wahrscheinlich kann man sie öffnen; ich kenne dergleichen Spielereien. — Erinnerst du dich, Hedwig, Papa's Obersthofmeister hatte ebenfalls dergleichen Marken, er schrieb dann kleine Zettelchen, die er hinein steckte und den Damen zuschob. — Ein alter, wunderlicher Herr. Ich sah das häufig, that aber nicht, als ob ich es bemerkte. Die Marken waren gerade gemacht wie diese, alle vier schraubten sich auf, aber nur eine hatte einen doppelten Boden. Wenn man aber oben auf die Emaille drückte, welche die Kartenfarbe darstellt, so sprang eine andere Cuvette auf; und darunter verbarg er seine kleinen Angelegenheiten."

„Das hier gehört vielleicht dem gleichen Zwecke an," meinte die Herzogin. „Gott! wer kann sich um dergleichen bekümmern! — Ist dir's gefällig, das Spiel anzufangen?"

Ihre Majestät nickten mit dem Kopfe.

„Coeur ist à tout," sagte ganz ergebenst der Hofmarschall.

Geneigter Leser, du wirst gewiß schon sehr häufig in deinem

Leben Whist gespielt haben. Es ist das an sich ein harmloses Spiel, außerordentlich leicht und angenehm, wenn man es mit sehr gutmüthigen Leuten spielt, die es gerade so machen, wie du, das heißt, ihre dreizehn Karten eine nach der andern auf den Tisch werfen, die froh sind, wenn sie einen Trique machen, denen es auch nicht darauf ankommt, daß du so eben ihren Piquekönig gestochen, während du doch den Zweier, Dreier und Vierer von dieser schönen Farbe in der Hand behieltest, die es am Ende auch nicht besonders übel nehmen, wenn zum Schluß vielleicht eine Karte übrig bleibt, oder wenn du quatre d'honneur ansagst, während sie doch selbst Aß, König und Dame besaßen.

Nicht so angenehm ist dagegen dieses Spiel, wenn du es mit Leuten zu thun hast, die sich einbilden, darin große Meister zu sein, und die nicht sehr duldsamer und liebenswürdiger Natur sind, die gerne aufbrausen und in allen Dingen Recht haben wollen. Du kannst es machen, wie du es willst: du hast beständig gefehlt; befolgst du die Regeln des Spiels und es gefällt deinem Partner nicht, so zuckt er heftig die Achseln, rückt unmuthig auf seinem Stuhle hin und her, wirft dir einen zornigen Blick zu. Ist es eine Dame, so ergelbt sie auch wohl ganz gelinde, und man sagt zu dir in gereiztem Tone: „Lieber Gott! man muß doch zuweilen Ausnahmen zu machen verstehen!“ — Machst du nun das nächste Mal eine Ausnahme, so hättest du diesmal um Alles in der Welt bei der Regel bleiben sollen. — Spielst du Coeur, so lacht man dir krampfhaft in das Gesicht, denn Pique war ja die angezeigte Farbe; Pique hätte ein Kind begreifen können; um hier bei dieser Veranlassung nicht Pique zu spielen, muß man doch offenbar der schlechteste Spieler sein, der je eine Karte in die Hand genommen. Spielst du nun das nächste Mal bei der ganz gleichen Veranlassung ein unschuldiges Piqueblättchen aus und hast zufällig die richtige Farbe getroffen, weßhalb du deinen Partner triumphirend anblickst,

so erwidert derselbe doch diesen Blick mit wahrhaftem Entsetzen. Er wiegt den Kopf hin und her, als wollte er sagen: bei dieser Ungeschicklichkeit kann man nichts thun, als sich in Geduld fassen. Und frägst du endlich: „war denn Pique diesesmal wieder nicht recht?“ so lächelt man vielleicht mitleidig und entgegnet dir: „mein bester Herr, Pique an sich wäre schon nicht ganz unrecht gewesen, aber wie können Sie um Gotteswillen den Zehner ausspielen, wenn Sie den Buben in der Hand haben? Das heißt ja muthwillig Alles auf's Spiel setzen! Ah! das ist doch ein Bischen zu stark!“

Wahrhaft peinlich ist es aber nun, Whist mit hohen Herrschaften zu spielen, wo du auf alle Fälle Unrecht hast, wo du keine Gegenrede wagen darfst, wo du beim Unglück, durch schlechte Karten herbeigeführt, dasselbe verschuldet, wo dich dagegen beim Glücke dein Partner oder Partnerin durch ihr glänzendes Spiel mit durchgerissen. Hier erhältst du natürlich selten oder nie einen lauten Vorwurf, aber dafür trifft dich ein sonderbar fragender Blick; ein leichter Husten ist dir außerordentlich verständlich; ein kaum bemerkbares Achselzucken oder ein gelinder Seufzer schmettert dich gänzlich zu Boden. — So ergeht es dem vortrefflichen Spieler, der mit aller Anstrengung seiner Verstandeskräfte bei der Sache ist und sich durch nichts zerstreuen läßt.

Welche Qualen dagegen ein Unglücklicher, ein Liebender, ein Eifersüchtiger am Spieltische der höchsten Herrschaften ausstehen muß, davon, geneigter Leser, bist du vielleicht glücklicher Weise nicht im Stande, dir einen Begriff zu machen.

Und der arme Graf Fohrbach befand sich in diesem Falle; doch machte er übermenschliche Anstrengungen, sich vor den strengen Augen der Frau Herzogin keine Blöße zu geben, und das Glück, das ihm heute Abend in der Liebe manquirt, was ihm denn auch, gemäß dem Sprüchwort, im Spiele günstig, und er bekam, wie

der Hofmarschall bei jedem Ausgeben seufzend versicherte, immense Karten. Die Frau Herzogin lächelte holdselig und freundlich, denn Ihre Majestät und Seine Excellenz waren groß Schlemm geworden und hatten einen sehr starken Rubber eingebüßt.

Und nicht allein die verlorene kleine liebenswürdige Soirée bei dem Major v. S. beschäftigte die Phantasie des unglücklichen Grafen, nicht nur der Herzog, der statt seiner dorthin gefahren, nein, auch die Marken Seiner Durchlaucht, die vor ihm auf dem Tische lagen, fesselten seine Aufmerksamkeit, und er mußte sie immer und immer wieder nachdenkend betrachten, als verbärgen sie ihm irgend ein wichtiges Geheimniß. — Warum wollte sie der Kammerdiener so schleunig fortnehmen? — Sie waren hohl, wie Ihre Majestät meinten, und Ihre Majestät hatten ferner einer Geschichte gedacht, wo irgend ein seliger Obersthofmeister in ähnlichen Marken den Damen Billete zuzustecken gewußt.

Wie gesagt, der Rubber war zu Ende und Ihre Majestät schienen nicht darauf zu dringen, augenblicklich einen neuen zu beginnen, sie lehnten sich vielmehr in ihren Stuhl zurück und sprachen leise mit der Frau Herzogin.

Auf den Marken befanden sich, wie Ihre Majestät vorhin bemerkt, in Emaille die vier Kartenfarben. Der Graf spielte mit Treff, nahm die Marke leicht in die Hand, ließ sie, wie ganz absichtslos, unter dem Tische verschwinden, und drehte daran. — Ihre Majestät hatte Recht: die Marke öffnete sich und bot ein kleines Gehäuse dar, welches aber leer war und auch nichts Weiteres zeigte, als er auf die Emaille drückte. Ganz geschickt wußte er Treff, nachdem er wieder zugeschraubt hatte, auf den Tisch zu bringen und nahm dafür Caro. — Auch Caro war und blieb leer, ebenso Pique; — aber Coeur. – Scheu blickte er umher, um zu sehen, ob Niemand auf ihn achte. Doch die Herrschaften sprachen

noch immer leise zusammen, und der Hofmarschall hatte die Rechnung über den verlornen Rubber in der Hand und überlegte, wie viele Dukaten ihn das Spiel heute Abend kosten würde. — Richtig! Coeur war nicht leer; bei einem Drucke auf die Emaille sprang die Cuivette auf, und unter derselben lag ein kleines, zusammen gefaltetes Papier. — War es Unrecht, dies an sich zu nehmen? — Es zu behalten — gewiß, aber nicht, es nur zu lesen und dann wieder hinein zu legen. Mit diesen Gedanken beschwichtigte der junge Mann sein Gewissen. — „Es ist das eine Kriegslist," sprach er zu sich selber, „ich recognoscire nur feindliches Terrain; denn der Herzog ist in diesem Punkte mein Feind, und ich fürchte, wir werden einen erbitterten Krieg mit einander führen. — Nein, nein! da gilt keine Schonung. Wer weiß, ob er selbst mich nicht statt seiner hieher gebracht hat!"

Unter diesen Gedanken hatte er auch schon die Marke geleert, sie wieder zugeschraubt und auf den Tisch gestellt.

Wie aber nun das Papier lesen? — Und das mußte schnell geschehen, denn sobald Ihre Majestät zufällig das Spiel aufhob, so hatte er nicht mehr Zeit, den Zettel in die Marke zu stecken, und der schlaue Kammerdiener mußte augenblicklich den Verlust desselben entdecken.

Glücklicherweise half ihm der Hofmarschall über diese Klippe hinweg, indem er ihm die Whistrechnung sowie den Bleistift darreichte und ihm sagte: „sehen Sie doch mal nach, Graf Fohrbach, da muß irgendwo ein Fehler stecken, Plus und Minus stimmt mir nicht überein."

„Lassen Sie sehen," versetzte der Graf entzückt, während er das Papier ergriff, seinen Zettel, den er in der hohlen Hand verbarg, geschickt darauf legte und statt sich um die Zahlen zu bekümmern, die Worte las:

„Bericht — wie gewöhnlich um 11 Uhr. Vierte Thüre neben der blauen Gallerie"
welche er sich fest in's Gedächtniß einprägte.

„Nicht wahr, es ist ein Fehler darin?" fragte die Excellenz. „Sehen Sie, hier plus zwanzig und dort nur minus fünfzehn."

„Lassen Sie mich rechnen," erwiderte der Adjutant, der jetzt erst das andere Papier betrachtete. — „Ach ja! hier steckt der Irrthum; die fünf Points minus gehören dorthin. Sehen Sie, so gleicht sich die Rechnung völlig aus."

„Ja, Sie haben Recht," sagte die Excellenz, „es macht freilich fünf Points mehr Verlust für mich, aber man muß auch in kleinen Dingen ehrlich sein."

Es war ein Glück, daß es dem Grafen so schnell gelungen war, das Papier ohne Aufsehen zu lesen und ebenso in die Marke zurückzustecken, denn Ihre Majestät schienen jetzt schon alle Lust am Spiele verloren zu haben, ließen Ihre Schulden durch Ihren Kammerherrn berichtigen und erhoben sich darauf mit der Frau Herzogin vom Tische.

Der Hofmarschall und der Adjutant machten eine tiefe Verbeugung; Ersterer ging in das Bibliothekzimmer, der Andere schritt langsam nach dem grauen Kabinete, doch blieb er unter der Thüre desselben hinter dem Vorhange einen Augenblick stehen.

Kaum waren die Herrschaften vom Spieltische aufgestanden, so erschien alsbald der Kammerdiener und packte die vier Marken seines Herrn zusammen, warf einen schnellen Blick auf jede einzelne, dann einen anderen durch das Zimmer, um sich zu überzeugen, ob Niemand die Hast bemerkt habe, mit welcher er die Marken in Sicherheit gebracht.

Doch hatte ihn der Graf wohl beobachtet, und nachdem dieser das Zimmer verlassen und nothgedrungen mit einigen Herren und Damen, die ihm gerade in den Weg traten, ein paar gleichgültige

Worte gewechselt hatte, zog er sich hinter eine große Epheuwand zurück und ließ sich dort auf ein Sopha nieder.

„Vor allen Dingen muß ich mir klar machen,“ dachte er, „für wen der Zettel bestimmt ist. — Ohne Zweifel für den Herzog. — Aber warum alsdann diese Heimlichkeiten mit den Marken? Hätte ihm der Kammerdiener nicht ebenso gut dieses Papier in die Hand geben können? — Halt! da gibt's was zu überlegen. Dieser Zettel kam vielleicht während der Tafel und wurde an den bewußten Ort gelegt, damit ihn Seine Durchlaucht ohne Aufsehen an sich nehmen könne. — Der Herzog will es wahrscheinlich vermeiden, daß man ihn geheimnißvolle Worte mit dem Kammerdiener seiner Mutter wechseln sieht. — Oder — nein, nein! — So muß es sein! — Der Kammerdiener selbst ist nicht eingeweiht, wie man diese Marken öffnet, er weiß nur, daß sie für den Herzog kostbar sind, deßhalb wollte er sie zu sich nehmen. — Ein Anderer aber, ja ein Anderer, der nicht in diesen Kreis kommt, kennt das Geheimniß der Marke und legte den Zettel hinein, um Seine Durchlaucht zu benachrichtigen. — — Bericht wie gewöhnlich,“ murmelte er vor sich hin, „um eilf Uhr. — Das ist sehr unbestimmt, wird aber um eilf Uhr heute Abend heißen sollen, denn sonst hätte jener Andere ja Zeit gehabt, dem Herzog zu schreiben. — Die vierte Thüre neben der blauen Gallerie. — Das klingt schon begreiflicher: die blaue Gallerie kenne ich sehr genau, und die vierte Thüre wird nicht schwer zu finden sein. — Aber was an dieser vierten Thüre thun? — Soll der, welcher hinkommt, einen Bericht erhalten oder einen geben? — Das Letztere wäre für mich sehr unangenehm. — Bah! wie kann ich da zweifeln? Man kann einen Herzog nicht nur so zum Bericht auffordern. — Nein, nein! man will ihm irgend etwas Interessantes anvertrauen. — Und da das Ganze auf hundert Meilen nach einer Liebesgeschichte riecht, und da Seine Durchlaucht der Herr Herzog die außerordentliche Gnade haben, Seine leichtfertige Cour einer

jungen Dame zu machen, die ich unbeschreiblich und aufrichtig liebe, — da er ferner heute Abend meinen Platz eingenommen, so werde ich mir auch wahrhaftig kein Gewissen daraus machen als Revanche ein wenig für ihn zu gelten. — Ja, ich werde hingehen, denn es ist mir gerade, als müßte dort etwas verhandelt werden, was für mich am Ende noch von größerem Interesse ist als für ihn."

Damit war sein Entschluß gefaßt; er erhob sich beruhigt aus seiner Ecke und mischte sich wieder unter die Gesellschaft.

Die kleine Soirée nahm übrigens recht langweilig ihren Fortgang, wie es wohl meistens bei einer höchsten Spielpartie der Fall ist, wo nicht gespielt wird. Die Herrschaften hatten sich am Kamine niedergelassen und zogen nur hie und da eine der alten Excellenzen in den Bereich ihrer Unterhaltung, wobei übrigens Ihre Majestät häufig auf die Uhr blickte und sich entweder nach dem Fortgehen oder dem Souper zu sehnen schienen.

Das Letztere kam nun gegen halb Eilf, und brachte wieder einiges Leben in die Gesellschaft. Die Damen und Herren in den Ecken des Zimmers hörten auf, verstohlener Weise zu gähnen, die Fächer wurden nicht mehr unaufhörlich auf und zugeklappt, die Hüte nicht mehr in den weißen Handschuhen hin und her gedreht. Es war, als fliege ein allgemeines Ah! durch das Zimmer, und nicht blos die Bedienten rannten geschäftig hin und her, um die gedeckten Tische im Spielzimmer mit einer Menge Platten voll kalter Küche, mit Früchten und allerlei Weinen zu bedecken, auch die Herren bewiesen sich liebenswürdig gegen die Damen. Die Hüte wurden in einem Winkel placirt, die Damen setzten sich nieder, und ließen sich mit dem, was gerade nach ihrem Geschmacke war, bedienen, worauf man dann bald nichts mehr hörte als das Klappern der Teller, Messer und Gabeln, oder das leise Klingen eines Glases.

Aber in der Art, wie die Leute ihr Souper einnahmen, lag

eigentlich so gar nichts Behagliches. Die Herren verzehrten ihr Bißchen meistens stehend, die Damen, indem sie abwechselnd einen Blick auf den Teller und dann wieder einen auf die allerhöchsten Herrschaften warfen. Es war keine Ruhe bei diesem Essen: man konnte sich doch nicht am Ende der Gefahr aussetzen, einen gnädigen Wink oder ein freundliches Lächeln zu übersehen; deßhalb die ewige Aufmerksamkeit auf den allerhöchsten Teller und den allerhöchsten Mund, und erst als man sicher war, daß Letzterer gerade selbst beschäftigt war, zwang man heftig und unnachsichtlich schluckend irgend einen tüchtigen Bissen hinab, um gleich darauf wieder kampfgerüstet zu sein.

Den Herren erging es zuweilen noch schlimmer, und eine unzeitige Frage Ihrer Majestät konnte im Stande sein, sie in die furchtbarste Verlegenheit zu setzen. — Antworte einmal Einer correct und deutlich, wenn er vom Viertel eines ziemlich großen Kapaun's im Munde hat; das schluckt sich nicht nur so augenblicklich hinunter. — Aber auf eine Antwort warten lassen! — Lieber riskirt man im Verschlingen das Unmögliche.

Der geneigte Leser wird hieraus ersehen, daß das Essen und Trinken bei Hofe auch seine großen Unannehmlichkeiten hat, und daß die Herren und Damen desselben darum gerade nicht zu beneiden sind. Man kann von ihnen in Wahrheit sagen, sie essen meistens ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts; und es ist das oftmals ein hartes Brod, nicht gewürzt durch wahre Freude. Die Meisten von denen, welche der Spielpartie heute Abend anwohnen mußten, — wir sagen nicht ohne Absicht mußten, — gingen fast mit den gleichen Gefühlen hin, wie der arme Graf Fohrbach. Sie schleppten am Fuß ihre unsichtbare Kette und fühlten sich wohl unglücklicher, wenigstens gelangweilter, als Tausende von anderen Menschen, die im mäßig erwärmten Zimmer um eine Schüssel Kartoffeln sitzen, ein Stück Brod in der Hand und einen freien Willen im Herzen. —

Hier betritt man den glänzenden und reich erleuchteten Salon, nachdem man vor der Thüre sich vielleicht heftig auf die Lippen gebissen und einen letzten tiefen Seufzer gethan, da man an andere Freuden gedacht, die heute Abend zu genießen wären. Darauf legt sich das Gesicht in freundliche Falten, das Auge glänzt schalkhaft und liebenswürdig, und diese Maske muß den ganzen Abend festbehalten werden, obgleich manche dieser scheinbar so glücklichen Damen sich lieber mit gerungenen Händen in eine Ecke setzen würde, um heiße, bittere Thränen zu weinen. Ja, der Ausdruck der Freude und des Glückes muß beibehalten werden, bis Ihre Majestät zweimal leicht den Mund verzieht und dann bemerkt: „es ist sogleich eilf Uhr," bis ihr eines der Ehrenfräuleins den weißen Burnus umhängt, bis sie die Frau Herzogin auf die Stirn geküßt hat und mit einem „adieu ma chère!" Abschied genommen. — Dann folgt noch ein tiefer Knix rings umher, ein zweiter, wenn sich endlich auch die Frau Herzogin zurückzieht; die Thüren zu den Vorzimmern werden geöffnet, die Bedienten reichen Mäntel und Shawls, die Herren sagen flüchtig eine gute Nacht, die Damen suchen ihre Wagen oder eilen durch die nun sehr öden und halb dunkeln Gänge des Schlosses nach ihren Zimmern, — und dann erst fällt die Maske, dann erst trübt sich der bis jetzt so heitere Blick, und Manche denkt an einen verlorenen Abend, Manche preßt die Hand auf das Herz und schaudert leicht zusammen, wenn sie an so viele dergleichen Abende denkt, die schon hinter ihr liegen, und an unzählige, die wahrscheinlicher Weise noch auf sie warten. — Und so ist das auch eine Art Sklavenleben, geliebter und sehr geneigter Leser.

In der beschriebenen Art ging auch die heutige Soirée zu Ende, und wenige Augenblicke, nachdem sich die Herrschaften zurückgezogen, war das kleine schöne Appartement gänzlich verlassen.

Was nun den Herrn Herzog anbelangte, so hatte er sich auch nicht beim Souper sehen lassen, wodurch sich der Graf veranlaßt

sah, mehrere tiefe Seufzer zu unterdrücken, zuweilen die rechte Hand krampfhaft zu ballen und auf seinem einmal gefaßten Entschlusse, den Bericht selbst anzuhören, fest zu beharren.

Nachdem er den Herren und Damen, die an ihm vorüber geeilt, eine gute Nacht gewünscht, ließ er sich von seinem Jäger, der im Vorzimmer auf ihn wartete, den Mantel umhängen.

„Du hast den Herrn Erichsen getroffen?“ fragte er ihn.

Worauf Franz erwiderte: „ich habe den Brief Euer Erlaucht in seine Hände gegeben.“

„Er las ihn durch?“

„Herr Erichsen las ihn durch, lächelte und sagte: ich will es bestens besorgen.“

„Schön; ich danke. Du kannst mit dem Wagen nach Hause zurückkehren! ich brauche ihn nicht und komme vielleicht in einer Stunde zu Fuß. — Gehe aber vorher drunten in's Adjutantenzimmer und nimm die Schärpe mit, die dort liegen geblieben.“

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Ein Bericht.

Es war unterdessen eilf Uhr geworden; Graf Fohrbach zog seinen Mantel fester um sich und schritt über das Vestibul und die große Treppe hinab, die nur noch spärlich erleuchtet war. Die blaue Gallerie lag im anderen Theile des Schlosses, und um dorthin zu kommen. mußte er über einen langen Corridor, der beinahe gänzlich dunkel war, denn nur an beiden Enden desselben flackerten um diese Stunde noch ein paar trübe Lampen. Doch kannte er den Weg genau, und wenn er sehr behutsam dahin schlich, so geschah dies nur, damit seine Sporen auf dem Steinpflaster nicht klirren und irgend einen der sich unten aufhaltenden Bedienten oder die Wache beunruhigen möchten.

Es ist aber eigenthümlich, wie sich in der Stille der Nacht jeder Ton verdoppelt und hörbar ist, den man am Tage gar nicht beachtet. So vernahm auch Graf Fohrbach jetzt deutlich seinen leisen, fast geräuschlosen Schritt, und wenn sich zufällig sein Säbel bewegte, so klirrte es gerade so, als rassele Jemand mit einer Kette.

Der Adjutant erreichte bald das Ende des Corridors und stieg dort eine Wendeltreppe hinauf, die ihn auf einen Vorplatz führte, den er quer durchschreiten mußte, um zum Eingange der blauen Gallerie zu gelangen. Hier war es schon schwieriger, sich zurecht zu finden, denn nirgendwo brannte ein Licht, und die Nacht war so finster, daß man kaum die hohen Fenster von der Wand unterscheiden konnte. —

Hier war die blaue Gallerie; jetzt galt es, die vierte Thüre zu finden. Sehen konnte er nicht eine einzige, er mußte also an der Wand hintappen und sich seinem Gefühle überlassen.

„In dieser greifbaren Finsterniß,“ dachte er, „geht mir auf einmal über etwas ein Licht auf; ich erkläre es mir jetzt vollkommen, zu welchem Zwecke sich neulich der Herzog drüben in dem Laden die kleine elegante Blendlaterne kaufte. So ein Ding könnte ich auch jetzt hier ganz gut gebrauchen. — Das war die zweite Thüre. — Nun kommt die dritte. — Da ist sie! — Aber nun halt! — Wahrscheinlich werde ich an der vierten und richtigen ein Zeichen brauchen, um eingelassen zu werden. Das wäre unangenehm, da ich bis hieher so ohne allen Anstand gekommen und weiter nichts weiß. — Vielleicht auch, daß ich meine Anwesenheit durch einen lauten Schritt anzeigen muß. Hier wohnt eigentlich Niemand, wie ich glaube, und wir können schon ein wenig hörbarer auftreten.“

So that er auch, und dies Manöver brachte augenblicklich eine Wirkung hervor. Es erschien nämlich rechts neben ihm, wo die vierte Thüre sein mußte, ein kleiner leuchtender Punkt, wie wenn sich Jemand mit einem Lichte dieser Thüre näherte und der Schein desselben durch das Schlüsselloch fiele. — Mit zwei weiteren Schritten hatte er die Thüre erreicht und nun vernahm er zu seinem großen Vergnügen, daß dieselbe langsam geöffnet werde. Er ergriff mit der Hand die Klinke, drückte sie ganz auf, trat eilig über die Schwelle und befand sich in einem ziemlich kleinen Zimmer, einem jungen Mädchen gegenüber, die bei seinem Anblick so heftig zusammen fuhr, daß ihr die Wachskerze, welche sie in der Hand trug, fast entfallen wäre. Einen lauten Aufschrei, der wahrscheinlicher Weise gefolgt wäre, verhinderte der Graf, indem er den Finger erhob und dem Mädchen leise aber eindringlich: „stille!“ zurief. — Darauf verschloß er die Thüre, schob einen Riegel vor

und ließ einen schweren Vorhang darüber fallen, bei dessen Anblick er begriff, weßhalb er früher keine Spur des Lichtstrahles gesehen.

Nachdem dies geschehen, machte er ein paar Schritte weiter in das Zimmer hinein gegen das Mädchen hin, die mit einem wahren Ausdruck des Entsetzens gegen das ebenfalls dicht verhängte Fenster zurückwich.

„Das ist ein sonderbares Abenteuer," dachte er. „Sollte es sich hier um ein einfaches Rendezvous handeln? — Ich glaube nicht; und wenn dem so wäre, müßte ich mich eilig zurückziehen, denn das ginge alsdann über Indiscretion. — Doch nein, nein! die Kleine da hat mir ein ganz anderes Aussehen. — Suchen wir auf eine gescheidte Art zu unserem Berichte zu kommen."

Das Mädchen hatte den Leuchter auf den Tisch gestellt, ohne ihn aus der Hand zu lassen, die noch immer heftig zitterte. Sie hatte eine schlanke, schmächtige Figur, ein schmales, bleiches Gesicht und blondes Haar, welches in zwei dicken, sehr zierlichen Flechten um ihren Kopf gewickelt lag. Ihr einfacher und sauberer Anzug war, wie ihn die Kammerjungfer einer anständigen Dame zu tragen pflegt. — Sie vermochte es nicht, ein Wort hervor zu bringen und starrte den Eingetretenen mit ihren großen blauen Augen an, wobei sich ihre feinen Lippen krampfhaft bewegten.

„Beruhigen Sie sich doch, mein Kind!" sagte der Graf so sanft als möglich, „ich werde Ihnen gewiß nichts zu Leide thun. — Gewiß nicht! auf mein Wort! Lassen Sie Ihren Leuchter ruhig auf dem Tische stehen und setzen Sie sich meinetwegen in jene Ecke, während ich hier sehr entfernt von Ihnen, auf dem Tabouret Platz nehmen will. — So thun Sie es doch! — Ich komme bei Gott! in keiner schlechten Absicht."

Nach längerem Zögern that das Mädchen endlich, wie er ihr geheißen. Sie ließ die Hand von dem Tische herabgleiten, ging

rückwärts zu dem bezeichneten Stuhl, blieb aber dort aufrecht stehen und schien sich an der Lehne festzuhalten.

„Sie haben mich nicht hier erwartet?“ sagte der Graf, nachdem er sie eine Zeit lang betrachtet.

„Nein, nein, nein! gewiß nicht!“ brachte das Mädchen mühsam hervor.

„Aber Jemand anders sollte kommen? Schütteln Sie nicht den Kopf: ich weiß Alles. — Jemand anders wurde von Ihnen hier um eilf Uhr erwartet. Da hilft ja kein Läugnen. — Sie hatten ihm etwas mitzutheilen. Sehen Sie, Sie schlagen die Augen nieder. — Nun also, ich komme an seiner Stelle; lassen Sie mich hören, was Sie zu sagen haben.“

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopfe, schlug die Hände zusammen und drückte sie alsdann heftig an ihre Augen.

„Sie trauen mir nicht,“ fuhr der junge Mann nach einer Pause fort. „Nun, ich finde das begreiflich. — Sie erwarten Jemand, den Sie schon länger kennen, nun erscheint plötzlich ein Unbekannter, — das muß Sie natürlicher Weise überraschen. Wenn ich Ihnen aber sage,“ — diese letzten Worte sprach er in bestimmtem Tone und sehr langsam, — „daß Seine Durchlaucht der Herzog Alfred hieher kommen sollte, daß er aber augenblicklich nicht im Schlosse ist und daß ich statt seiner hier bin, ist das alles nicht wahr?“

Das Mädchen ließ ihre Hände herab sinken, schaute ihn mit einem festen Blicke an und entgegnete alsdann: „was hilft mein Läugnen, Sie haben mich ja in Ihrer Gewalt.“

„Ach was Gewalt!“ entgegnete er unmuthig. „Davon kann gar keine Rede sein. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen; Sie haben es mit keinem Undankbaren zu thun.“

Ein schmerzliches Lächeln flog bei diesen Worten über ihre

Züge, dann seufzte sie tief auf und flüsterte: „es ist etwas Schönes um die Dankbarkeit; o, wenn auch ich dankbar sein dürfte!“

„Also Sie erwarteten den Herrn Herzog?“

„Ja,“ sprach das Mädchen nach einer Pause mit festerer Stimme.

„Schön. — Nun bin ich aber da. — Sprechen Sie ohne Rückhalt. Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich brauche nicht zu sprechen,“ erwiderte das Mädchen mit sanfter Stimme, „ich brauche nur auf Fragen, die an mich gestellt werden, zu antworten. Also fragen Sie in Gottes Namen!“

Auf diese Worte hustete der Graf gelinde und sah sein Gegenüber erstaunt an. „Das ist ein schönes Labyrinth,“ dachte er. „Finde mir da Jemand einen Ausweg! Ich komme da her, um einen Bericht zu hören, und jetzt soll ich diesen Bericht mit Fragen heraus locken. — Was soll ich fragen, ohne mir eine Blöße zu geben? Denn ich weiß nicht einmal, wer das Mädchen ist, und also auch nicht, worüber sie mir Auskunft zu geben vermag. — Helfen wir uns, so gut wir können. Sie muß doch bei irgend einer Herrschaft sein, nach der wollen wir uns ein wenig erkundigen; vielleicht gibt sich das Andere von selbst. — Also,“ begann der Graf nach einem längeren Stillschweigen, und nachdem er sich mit der Hand über das Gesicht gefahren, auch seinen Schnurrbart gedreht und den Mantel etwas von der Schulter herab genommen, „also Sie erwarten meine Fragen?“

„Ja,“ erwiderte das Mädchen.

„Nun denn! — Teufel!“ dachte er, „wer ihre Herrschaft ist, darf ich nicht fragen, — aber wo sie sich im Augenblicke aufhält. Das geht! — Nun denn, ist Ihre Herrschaft zu Hause?“

„Das gnädige Fräulein kamen vor einer halben Stunde.“

„Ah! ein Fräulein! — Das ist schon etwas!“ sprach er für sich. — „Und — hm! — sie — sie blieb zu Hause?“

„Sie begab sich zu Bette.“

„Natürlich! — es ist schon spät. — Und wo war denn das gnädige Fräulein, wenn ich fragen darf?“

„Sie fragen nur für den Abend? — Oder meinen Sie den ganzen Tag?“

„Vorderhand ist es mir nur um den Abend zu thun,“ erwiderte Graf Fohrbach, der wohl fühlte, daß er bald mit seinen Fragen am Ende sei. „Dann aber wünsche ich auch Einiges über den Tag zu erfahren.“

„Das gnädige Fräulein waren von Sechs bis halb Acht bei der Tafel und fuhren darauf in Gesellschaft.“

„Wohin?“

„Zu dem Herrn Major von S.“

„Was?“ rief der Graf im höchsten Erstaunen, indem er heftig zusammenfuhr und dicht vor das Mädchen hintrat, „zu Major von S.? — Träume ich denn? — Zu Major von S.?“

„Um Gotteswillen! ja. Ich sage gewiß die Wahrheit,“ versetzte sie erschrocken.

„So ist Ihr Fräulein — Eugenie von S.?“

„Allerdings!“ rief das Mädchen, nun ihres Theils überrascht. „Das wußten Sie nicht?“

„Nein, beim Teufel! ich wußte es nicht. — Ah! das ist ein Bischen zu stark!“

„So hat Sie auch der Herr Herzog nicht geschickt?“ fuhr ängstlich das Mädchen fort.

„Nein, nein, er hat mich gewiß nicht geschickt; aber ich danke Gott, daß ich gekommen bin. — Sie also betrifft dieser Bericht? — Eugenie? — O das ist über alle Beschreibung! Sprich, Mädchen,“ fuhr er ernster fort, indem er ihr Handgelenk faßte; „jetzt werde ich wirklich Fragen stellen, bitte aber um richtige und

pünktliche Antworten. — Sie haben also den Herrn Herzog hier erwartet?"

„Ja, ich sagte es schon."

„Und er kam schon öfter hier in dieses Zimmer?"

„Zuweilen hier, zuweilen anderswo, wie es mir befohlen war."

„Wie es Ihnen befohlen war? — doch davon nachher! — Also Sie trafen hier oder anderswo mit dem Herrn Herzog zusammen, um ihm — Bericht über Ihre Herrin zu geben, über ihr Leben und Treiben, was sie thut und spricht, zu wem sie geht, wer zu ihr kommt? — Ah! Verrath ohne Gleichen! — Schändlichkeiten, wie noch keine da gewesen! Und das fühlen Sie nicht? Ein solches Verbrechen liegt nicht schwer auf Ihrer Seele? — Pfui der Schande!"

Anfänglich hatte das Mädchen den jungen Mann mit weit aufgerissenen Augen angestarrt, dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und ein tiefer, schmerzlicher Seufzer wand sich aus ihrer Brust; zuletzt aber, als sein Auge flammte und er mit Entrüstung des schändlichen Verraths gegen ihre Herrin erwähnte, ließ sie langsam die Hände von ihrem Gesicht herab sinken, athmete tief auf und blickte in die Höhe, aber nicht mehr ängstlich oder niedergedrückt, sondern als wollte sie sagen: Gott sei gedankt! Eine Thräne, die in ihrem Auge zitterte, bekräftigte diesen Gedanken.

„So sind Sie der Herr Graf Fohrbach?" brachte sie darauf mühsam hervor.

„Der bin ich. — Woher kennen Sie meinen Namen?"

„O, er wird oft bei uns genannt," entgegnete schüchtern das Mädchen.

Zu jeder andern Zeit hätte ihn dies Wort glücklich und vergnügt gemacht, aber in diesem Augenblicke, wo er einer so ausgedachten Verrätherei auf die Spur gekommen war, einer Verrätherei

gegen sie, gegen das Mädchen, das er so innig liebte, brachte es keine große Wirkung auf ihn hervor. — Und es war ja nicht nur eine Verrätherei gegen Eugenie; wer weiß, welchen Zweck man hatte, ihre Handlungen und Worte zu belauschen, ihre Schritte mit Schlingen und Fallen zu umgeben! — Wohl durchzuckte es ihn seltsam, als das Mädchen sagte, sein Name werde oft genannt, doch machte er eine ablehnende Handbewegung gegen sie.

„So oft genannt," fuhr sie eifriger fort, „daß er mir leicht im Gedächtnisse blieb und daß ich immer auf die Stunde hoffte, wo es mir vielleicht vergönnt sein würde, Sie zu sprechen, zu Ihren Füßen zu fallen, Ihren Schutz anzuflehen."

Bei diesen Worten that das Mädchen wie es sagte: es sank neben dem Stuhle nieder, und als der Graf erstaunt einen Schritt zurücktreten wollte, faßte es nach seinem Mantel.

„Das ist eine sonderbare Komödie," sagte er. „Was Teufel brauche ich Sie zu schützen? — Sie scheinen mir selbstständig genug zu sein, stehen ja auch unter weit mächtigerem Schutze als der meinige ist. Uebrigens bitte ich recht sehr, stehen Sie auf; ich mag Sie nicht da liegen sehen, selbst wenn dies am Ende eine Stellung ist, die Sie wohl verdienen nach dem, was Sie einer gewiß so guten und sanften Herrin gethan."

„O mein Gott! ja, sie ist so gut und so sanft," versetzte jammernd das Mädchen. Dabei ließ sie den Mantel los, stützte sich mit der einen Hand auf den Boden und schien mit der anderen ihre herabstürzenden Thränen zurückhalten zu wollen.

„Die Ihnen gewiß nie Veranlassung zu diesem Schritte gab," fuhr er entrüstet fort.

„Nie," sagte das Mädchen. — „Nie! nie! Man fühlt bei Fräulein Eugenie nicht, daß man Dienerin ist; man arbeitet zu seinem Vergnügen, indem man ihre freundlichen Bitten erfüllt; man wird belohnt durch Gutmüthigkeit und Vertrauen. — Nie kommt ein

hartes Wort über ihre Lippen, nie hat man bei ihr eine Laune zu ertragen."

„Und doch," rief der junge Mann, mehr und mehr überrascht, während er einen Blick des Abscheu's auf die Knieende warf, „und doch die Verrätherei? — So also belohnen Sie die Liebe und Güte Ihrer Herrin?"

„Ich muß ja wohl!" klagte das Mädchen und rang wie verzweifelnd die Hände. „Bei Gott dem Allmächtigen! ich muß, man zwingt mich dazu."

„Wer kann Sie zwingen? — Sind Sie nicht die Herrin Ihrer Handlungen, sind Sie nicht in dem Punkte vollkommen frei?"

„O nein! o nein! ich bin nicht frei; ich mußte diesen Befehlen Folge leisten."

„Den Befehlen Ihrer Herrin?"

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Hat denn sonst irgend Jemand eine Macht über Sie?"

„Ja."

„Eine Macht, die Sie zwingen kann, gegen Ihre Herrin zu handeln wie Sie gethan?"

„Ja."

„Also ein Wesen," sprach er, mehr und mehr erstaunt, „das Sie zwingt, Ihre Herrin zu verrathen?"

„Ja, ja!"

„Das Ihnen befiehlt, Eugeniens Thun und Lassen genau zu beobachten und darüber Bericht zu machen?"

„O mein Gott, ja!"

„Berichte an den Herzog?"

„Ja, Herr Graf — Berichte an den Herzog, oder an wen man mir befiehlt."

Nach diesen Worten faltete sie, immer noch auf den Knieen

liegend, die Hände, und ließ den Kopf tief auf die Brust herab sinken.

„Und wer ist dieses Wesen, das eine solche Macht über Sie ausübt?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie nach einer Pause, indem sie ihren Kopf erhob und dem jungen Manne mit einem Blick voll Offenheit, ja mit einem Ausdruck vollkommener Ehrlichkeit in die Augen schaute. — „Ich weiß nicht, wer es ist, ich kenne seinen Namen nicht, ich erinnere mich nur noch jenes schrecklichen Ortes, wo ich ihn sah, ihn, der mir den Befehl ertheilte, also zu thun wie ich gethan.“

„Und wo ist dieser Ort?“

„Er ist,“ sprach das Mädchen — doch hielt sie plötzlich inne, öffnete starr die Augen und lauschte nach dem Gange hin, wobei sie wie beschwörend ihre Hände aufhob.

Auch der Graf wandte leicht den Kopf herum und vernahm, obgleich sehr gedämpft, feste männliche Schritte, die sich von der blauen Gallerie her zu nähern schienen.

„Der Herzog!“ flüsterte das Mädchen mit fast lautloser Stimme.

„Ja, er wird es sein,“ sagte der Graf ruhig, aber gleichfalls sehr leise. „Verhalten Sie sich ganz stille; nur stellen Sie das Licht zur doppelten Vorsicht noch in die Fensternische; durch die Vorhänge wird sein Schein nicht durchdringen.“

Sie erhob sich vorsichtig von ihren Knieen und that wie ihr geheißen; dann blickte sie angstvoll auf den Grafen, dem ein leichtes Lächeln um den Mund spielte.

Die Schritte kamen näher — ganz nahe; jetzt hielt Jemand vor der Thüre. Zuerst hustete es draußen leise, dann wurde sachte an die Thüre geklopft, und da auf alle diese Zeichen keine Antwort erfolgte, so vernahm man deutlich, daß eine Hand die Klinke

ergriff und die Thüre zu öffnen versuchte, was ihr aber natürlicher Weise nicht gelang. Dasselbe Manöver wurde von draußen mehrere Male probirt, und als es immer gleich erfolglos blieb, vernahm man einige leicht gemurmelte Worte, worauf sich die Person wieder langsam entfernte. Einmal schien dieselbe umkehren zu wollen; man vernahm ein Anhalten, dann eine halbe Wendung auf dem Steinboden des Ganges, doch besann sie sich eines Bessern: gleich darauf klangen die Schritte wieder regelmäßig und fest und verloren sich in der tiefen Stille, die über dem ganzen Schlosse lag.

„Der gute Herzog sucht, obgleich spät, doch noch zu seinem Rendezvous zu kommen," dachte der Graf. — Und dann wandte er sich wieder an das Mädchen, das, ein Bild der Angst, bleich und zitternd an dem Fenstervorhange stand.

„Beruhigen Sie sich," sagte er, „diese Gefahr ist gänzlich vorüber, denn wie ich den Herzog kenne, wird er heute Nacht nicht mehr zurückkehren. — Sie können ihm dann vielleicht morgen Ihren Bericht machen."

Diese letzten Worte sprach er in einem schneidenden Tone.

Das Mädchen seufzte tief auf und entgegnete: „wie Gott will!"

„O nein," erwiderte er heftig, „nicht wie Gott will, vielleicht wie der Teufel will! Denn nur der hat eine Macht über Menschen wie die sind, von welchen Sie soeben gesprochen."

„O, Sie glauben mir nicht, Herr Graf!" sagte sie tief bekümmert. — „Und es wäre doch für Alles gut, wenn Sie mir glauben wollten."

„So bringen Sie was Glaubwürdiges vor und ich will mir Mühe geben, Ihren Worten zu vertrauen."

Sie blickte sich scheu um, als fürchte sie, belauscht zu werden, namentlich nach dem Fenstervorhang hin, als sei es möglich, daß

plötzlich Jemand vortrete. — „Ich mußte einen fürchterlichen Schwur nachsprechen," sagte sie zitternd.

„Einen Schwur, nichts von dem Orte zu verrathen, von dem Sie vorhin sprachen, und von dem, was man Ihnen dort gesagt?"

„Warten Sie einen Augenblick," entgegnete sie nach einer Pause nachdenkend, indem sie die Hand an ihre Stirne legte. — „Nein, nein, daß ließ er mich gerade nicht schwören, denn, daß das je geschehen könnte, mochte er sich wohl nicht denken, da er mir Gutes erzeigt. — Aber ich mußte schwören, meine neue Herrin zu beobachten, um, so oft es von mir verlangt würde, einen Bericht zu machen, wenn sie ausgeht, wohin sie geht, wer zu ihr kommt, was sie zu Hause macht, an wen sie schreibt, — ja, das mußte ich schwören bei dem allmächtigen Gott, der mich strafen sollte, wenn ich je meinen Schwur bräche." — Nachdem sie das gesagt, schauerte sie leicht zusammen.

In allem dem, was das Mädchen sprach, war trotz des Räthselhaften so viel Glaubwürdiges, auch trugen ihre Worte so den Stempel des Wahren und Aufrichtigen, daß sie der junge Mann mehr und mehr mit Interesse betrachtete, und sein Zorn vor ihrem sanften und klaren Blick zu verschwinden begann.

„Das ist äußerst seltsam," sagte er, „und ich will Ihren Worten trauen. Wenn Sie aber wollen, daß ich Ihnen vollkommen glauben, mich Ihrer vielleicht annehmen soll, so lösen Sie mir die Räthsel, die in dieser Geschichte liegen, und erzählen mir die Wahrheit, meinetwegen, so weit es Ihnen der geleistete Schwur erlaubt."

„Ja, das will ich!" versetzte sie eifrig. „Ihnen will ich alles das sagen, Herr Graf, — denn ich weiß ja," fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort, „wie sehr Sie meiner Herrin zugethan sind, und wie Sie gewiß Alles, was ich Ihnen anvertraue, nur

zu deren Besten anwenden werden. Ah! und ich wünsche ja meiner Herrin alles Gute, alles Glück, alles Heil."

„Und das wären Sie vom Herrn Herzog nicht gerade überzeugt?" fragte er forschend.

„Nein, nein!" entgegnete sie eifrig; „er meint es schlimm und unredlich. O glauben Sie mir, Herr Graf, ich habe ihm gewiß nur Sachen berichtet, die meiner Herrin nicht schaden können; ich habe seinen sonderbaren Zumuthungen nie Gehör gegeben, ich war gewiß keine so schlimme Verrätherin, wie ich wohl scheine."

„Ei, ei! er machte Ihnen Zumuthungen?" sagte aufmerksam Graf Fohrbach. — „In Betreff Ihrer Herrin?"

„Sehr häufig."

„Und worin bestanden diese Zumuthungen?"

„Bald sollte ich ihm dies oder das von ihr verschaffen — ein Band, eine Haarlocke oder ein Blatt ihres Albums, in welches sie zuweilen kleine Gedichte schreibt. Auch verlangte er, ich sollte ihn Abends einmal, wenn Fräulein Eugenie ausgegangen, in deren Zimmer führen."

„Was der Teufel! — Und Sie?"

„Bei Gott! ich wies alles das zurück. — Auch wünschte er, ich solle zuweilen beim Ankleiden auf eine unverfängliche Art die Rede auf ihn bringen, um zu hören, was das gnädige Fräulein sagen würde. — Aber gewiß, ich that es nie."

„Sehr gut."

„Was mir befohlen war und wozu mich mein Schwur zwang, habe ich gethan, aber gewiß nur auf die schonendste Art für Fräulein Eugenie. — Wenn Sie, Herr Graf," fuhr sie nach einer kleinen Pause stockend fort, „geneigt wären, den Worten eines armen Mädchens Glauben zu schenken, so würde ich Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, die Versicherung geben, daß der Herzog

von meiner Dame nie ein anderes Wort erfuhr, als was die ganze Welt wissen kann."

„Und mir würden Sie auch nicht mehr sagen?" fragte er lächelnd.

„Gewiß nicht, Herr Graf," entgegnete sie mit einem festen, offenen Blick. „Sie würden das auch nicht verlangen, denn" — Hier schwieg sie plötzlich.

„Sprechen Sie weiter!" sagte er; „denn —"

„Denn," fuhr sie mit einem kaum bemerkbaren Lächeln fort, „denn meine Herrin würde Ihnen vielleicht selbst mehr sagen, als ich dem Herzog zu berichten im Stande bin."

„Ah! Sie glauben?" rief er erfreut. „Nun, da wir Beide hier einmal auf so eigenthümliche Art zum Austausche von Geheimnissen kommen, so kann ich Sie versichern, ein jedes Wort von Fräulein Eugenie zu mir gesprochen, ist mir unaussprechlich kostbar. — Doch wir kommen ganz von unserer Sache ab," unterbrach er mit einem viel ernsteren Tone sich selbst und seine freundliche Rede von vorhin. — „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken? Wohlan! ich will Sie anhören, ich will Ihnen rathen, wo ich kann."

„Das ist aber eine ziemlich lange und traurige Geschichte," entgegnete das Mädchen, „und ich fürchte Sie damit zu ermüden, will mich aber so kurz zu fassen suchen, wie nur möglich."

Darauf nun erzählte sie dem Grafen ganz ehrlich und aufrichtig die Geschichte, welche der geneigte Leser bereits weiß, genau so, wie sie solche im Fuchsbau dem Harfenmädchen anvertraut, wie man sie eines Diebstahls beschuldigt und fortgejagt, wie sie darauf mit der Harfenspielerin in jenes Wirthshaus gekommen und wie sie zu Bette gegangen seien. — „Dann wurden wir in der Nacht geweckt," sprach sie weiter; „eine alte Frau hieß mich aufstehen, meinen Anzug zurecht machen und brachte mich hinunter in ein

Zimmer, wo ich eine Zeit lang warten mußte, — dann führten sie mich vor ihn."

„Vor ihn? — Wer war denn das?"

„Das weiß ich in der That nicht; das schien auch Niemand im Hause zu wissen, es hieß nur immer: er ist gekommen, er ist da. Aber Jeder, der dies sagte, selbst die rohesten und verwegensten Leute, wie mir schien, sprachen von ihm mit großer Ehrfurcht, ja mit Angst und Zittern. Die Harfenspielerin sagte zu mir, als man mich aus dem Schlafzimmer abholte: ja, wenn er dich holen läßt, da hilft kein Widerstreben."

„Das ist sehr seltsam," erwiderte der Graf. — „Also Alle schienen ihm zu gehorchen?"

„Unbedingt."

„Sie wurden also vor ihn gebracht. Thun Sie mir jetzt den Gefallen und nehmen Sie Ihr ganzes Gedächtniß zusammen. Wie sah er aus? Wie ein wilder, verwegener Kerl?"

„Nein, nein!" entgegnete sie eifrig, „so sah er nicht aus; im Gegentheil. Es war ein noch junger Mann von, ich möchte sagen, angenehmem Aeußeren, in Ihrer Größe, Herr Graf, schlank, von leichten Bewegungen; sein Gesicht hatte eine ziemlich dunkle Farbe, sein Haar war schwarz, seine Augen aber blau, und sein gleichfalls schwarzer Bart hing an beiden Seiten des Mundes herab. — Ich erinnere mich, bei uns Zigeuner gesehen zu haben," fuhr sie nach einem kleinen Nachdenken fort, „gerade so sah er aus, nur daß seine Kleidung nicht zerlumpt war, sondern einfach, aber sehr anständig."

„Und womit war er ungefähr bekleidet?" fragte der Graf mit großer Aufmerksamkeit.

„Das kann ich nicht sagen," entgegnete das Mädchen; „ich war so bestürzt und überrascht, und in so großer Angst, daß ich nur auf das Gesicht blickte."

„Ja, das haben Sie behalten, wie mir scheint," versetzte lächelnd der Graf. „Sie haben mir es wenigstens zum Malen beschrieben. Dunkle Gesichtsfarbe, schwarzes Haar und Bart und dazu blaue Augen — das Bild eines schönen Zigeuners."

„Eines noch fällt mir ein," sagte das Mädchen. „Ich war an dem Tage von Kummer, Elend und Müdigkeit so erschöpft, daß ich vor ihm ohnmächtig wurde. Er fing mich in seinen Armen auf, vorher aber glitt ich auf den Boden nieder, und da berührten meine Wangen etwas Kaltes und Glänzendes an ihm."

„Vielleicht ein Säbel?"

„Nein, nein! Ich bemerkte nachher, daß es hohe Stiefel waren, die ihm bis an die Knie reichten."

„Hatte er überhaupt keine Waffen?" fragte der Graf. „Sahen Sie keine an ihm?"

„O doch; ich erinnere mich, etwas wie eine Art Dolch gesehen zu haben, mit weißem Griff, das er an seinem Gürtel trug; er hatte es mit der linken Hand erfaßt."

„Das klingt ja ganz romantisch," meinte Graf Fohrbach, nachdem er einen Augenblick sinnend vor sich niedergeschaut. „Wenn man mir das von Rom oder Neapel erzählte, so würde ich es unbedingt glauben und begreiflich finden."

„O, glauben Sie mir, Herr Graf!" bat das Mädchen. „Glauben Sie meinen Worten: ich habe Ihnen die reinste Wahrheit gesagt."

„Gewiß glaube ich Ihnen; aber Sie müssen mir noch einige Fragen ebenso wahr beantworten. — Als er Sie entließ, was geschah da weiter mit Ihnen?"

„Ich wurde in ein anständiges Zimmer gebracht, und am andern Tage gab man mir gute Kleider, einen Paß und eine Instruktion, die ich auswendig lernen mußte. Darin stand, wie ich

mich fortan zu nennen, sowie Vorschriften in Betreff der Berichte, die ich über meine Herrin zu erstatten habe."

„Und wem mußten Sie anfänglich diese Berichte machen?"

„Das weiß ich nicht; an einer mir bezeichneten Straßenecke fand ich einen dicht verschlossenen Wagen, der mich in ein Haus brachte, wo man mich in eine dunkle Stube führte, und wo Jemand aus dem Nebenzimmer mit mir sprach."

„Keine schlechten Vorsichtsmaßregeln! — Und dort erhielten Sie auch den Befehl, hier in diesem Zimmer den Herzog zu erwarten?"

„Ja, Herr Graf."

„Aber ich vergaß das Wichtigste zu fragen. Wie wurden Sie in Ihren jetzigen Dienst eingeführt? — Der war doch, wenn ich mich recht erinnere, einer Anderen zugedacht. Ich selbst empfahl ja den Schützling eines Freundes."

„Das geschah auf eine eigene Art," entgegnete das Mädchen; „ich fand bei der Instruktion einen versiegelten Empfehlungsbrief an einen vornehmen Herrn, den ich persönlich abgeben mußte, worauf ich ein anderes Schreiben erhielt, das mich nachher zu Fräulein Eugenie von S. wies, die mich in ihren Dienst genommen."

„Und wer war jener vornehme Herr?" fragte der Graf in großer Spannung. „Kennen Sie ihn vielleicht?"

„O ja, sehr gut; ich sehe ihn öfters. Er besucht auch zuweilen das gnädige Fräulein."

„Sein Name?"

„Es ist der Herr Baron von Brand. In seinem Hause erhielt ich, wie gesagt, einen Empfehlungsbrief an meine Herrin."

„Das ist seltsam!" rief einigermaßen bestürzt Graf Fohrbach. „Ganz richtig, der Baron bat mich, Ihnen eine Stelle zu verschaffen, und ich sprach für Sie, — auch er. — Das ist eine

ganz sonderbare Geschichte. — Und von wem der Brief war, den Sie dem Baron brachten, wissen Sie nicht?"

„Nein; aber soviel erinnere ich mich, daß er mit einem großen Wappen gesiegelt war."

Der Graf dachte längere Zeit nach, wobei er, wie in großer Unruhe, im Zimmer auf und ab schritt. Endlich aber wandte er sich wieder zum Fenster hin und stellte sich abermals dicht vor das Mädchen. — „Die Sache ist sehr ernst und wichtig," sagte er zu ihr; „thun Sie mir den einzigen Gefallen und nehmen Sie die ganze Kraft Ihres Gedächtnisses zusammen, gehen Sie in Gedanken nochmals jenen Abend durch, den Sie im sogenannten Fuchsbau verlebten, namentlich aber jene Augenblicke, wo Sie vor ihm im Zimmer standen. — Ueberlegen Sie sich genau, ob Sie nicht irgend einen kleinen Umstand vergessen, zum Beispiel irgend ein Wort, das er sagte, irgend eine Bewegung, die er machte. — Ueberhaupt haben Sie mir noch nicht erzählt, wie er zu sprechen pflegte, ob er laut oder leise, ob kräftig und energisch, oder was man bei uns geziert nennt. Es ist mir das sehr wichtig."

„Nein, er sprach nicht geziert," entgegnete sie, „sondern laut und deutlich, dabei kräftig wie Jemand, der gewohnt ist, zu befehlen."

„Und sonst fällt Ihnen nichts mehr bei?"

„Warten Sie einmal," erwiderte das Mädchen, indem sie die Augen mit der Hand bedeckte und dann hinauf an die Decke schaute. „Ich besinne mich da auf etwas, aber es ist zu unbedeutend."

„Bei diesem Vorfall ist nichts unbedeutend."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, wie ich glaube, daß ich vor ihm ohnmächtig niedersank. Er hob mich in die Höhe, und als ich wieder zu mir selbst kam, umwehte mich ein eigenthümlicher Duft."

„Ein eigenthümlicher Duft!" rief der Graf in der höchsten Spannung. „Wie war es? — Sprechen Sie! sprechen Sie!"

„Es war ein scharfer Duft," sagte das Mädchen, das etwas erschreckt schien von der Heftigkeit des Grafen. „Es war ein Duft wie von lauter Rosen."

„Ah!" schrie Graf Fohrbach, indem er in die Höhe fuhr, als habe er etwas ganz Erschreckliches gehört. — „Ah! — — Coeur de rose."

— — — — — — — — — — — — — —

„Nun wissen Sie Alles," sprach ängstlich das Mädchen nach einer kleinen Pause. — „Was soll ich nun weiter thun? — Ich bin jetzt gänzlich in Ihre Hand gegeben, Herr Graf," setzte sie schmerzlich hinzu. „Sie können mich nach beiden Seiten hin verderben: durch eine Anklage bei meiner Herrin, und dadurch, daß Sie von dieser räthselhaften Geschichte etwas laut werden lassen. Dort steht meine Ehre, meine Zukunft, hier mein Leben auf dem Spiel."

Während sie so sprach, war der Graf abermals heftig im Zimmer auf und ab geschritten. Doch als sie geendet, wandte er sich rasch zu ihr hin und sagte feierlich: „Gott soll mich bewahren, daß eins von Beiden geschehe! Nein, nein! gewiß nicht! Ihr Geheimniß ist bei mir gut aufgehoben."

„Aber was soll ich ferner thun?"

„Machen Sie Ihre Berichte nach wie vor, aber seien Sie klug und lassen Sie von Ihrer Herrin nichts erfahren, was derselben schaden könnte; ich will sehen, was ich für Sie thun kann. — Das schleicht sehr versteckt einher; man muß ihm ebenso begegnen, um es sicher zu treffen."

„Aber wenn man mir neue Befehle zukommen ließe! Zum Beispiel dies oder das zu thun; — was weiß ich? — Etwas, das wir jetzt nicht vorhersehen können?"

„Wenn es Ihnen unschuldig erscheint und — verzeihen Sie mir — Ihnen als kleine Plauderhaftigkeit oder Nachlässigkeit angerechnet werden könnte, so thun Sie es in Gottes Namen, suchen mich aber von dem Vorgefallenen gleich in Kenntniß zu setzen. Man muß vorderhand allen Eclat vermeiden. — Sonst," fuhr er lächelnd fort, „verlange ich keinen Bericht von Ihnen. — Aber bei Gott! es ist spät! — Ich danke Ihnen, mein Kind. Bleiben Sie Ihrer Herrin getreu; gewiß, sie verdient es."

„Ob sie es verdient!" entgegnete fast schwärmerisch das Mädchen.

„Wenn Ihnen diese Sache auch noch Ungelegenheiten machen kann, so hoffen Sie doch auf die Zukunft und auf mich. Ich werde mich Ihrer fortan erinnern."

Damit reichte er ihr die Hand, worauf sie das Licht aus der Fensternische nahm, um ihm ein paar Schritte zu leuchten.

„Gehen Sie nicht zu weit mit mir," sagte der Graf, „vielleicht nur bis an die Wendeltreppe; von da finde ich den Weg schon allein."

So that sie dann auch, und während er behutsam und so geräuschlos als möglich hinab stieg, beugte sie sich oben über das Geländer und streckte den Leuchter von sich, um das dunkle Treppenhaus zu erhellen.

Es wäre übrigens besser gewesen, wenn sie das nicht gethan hätte, denn obgleich Mitternacht längst vorüber war und Alles im Schlosse fest zu schlafen schien, so war dies in Wirklichkeit doch nicht der Fall. Einer der Portiers, welcher seine Wohnung an eben dieser Wendeltreppe hatte, hörte mit seinem Ohr die Tritte und öffnete geräuschlos ein Fensterchen, welches auf dieselbe hinausging, und da sah er denn deutlich das Kammermädchen droben stehen, und einen Offizier, in einen Mantel gehüllt, sich sachte hinab schleichen. — Die meisten Schloßbedienten sind auf derglei-

chen pikante Neuigkeiten begierig und setzen gerne ihren ganzen Scharfsinn daran, sie zu ergründen. Deßhalb bemühte sich denn auch der Portier, an einzelnen Kleinigkeiten des Offiziers zu entdecken, welche Uniform er wohl tragen könnte. Unglücklicher Weise ließ Graf Fohrbach unten an der Treppe seinen Mantel etwas von der Schulter herabgleiten, so daß man Epaulettes und Fangschnüre sehen konnte.

„Aha!" dachte der Portier, „einer der Adjutanten. — Wer hatte den Dienst? — Graf Fohrbach. — Richtig! das ist seine Figur und sein Gang." Damit verschloß er sein Fensterchen wieder und schlief nach einigen Augenblicken beruhigt weiter.

Der Graf kam indessen durch das Labyrinth von Gängen, Treppen und Vorplätzen glücklich in's Freie.

Es war eine finstere, kalte Nacht, weßhalb er seinen Mantel dicht zusammen zog, als er auf den Kastellplatz hinaus trat. Um von hier nach Hause zu gelangen, hatte er zwei Wege; der eine führte durch die höher gelegenen vornehmeren Stadttheile, durch breite Straßen und über bequeme Brücken, war aber bedeutend weiter als der andere, der mitten durch die alte Stadt ging. Doch hatte der Letztere den Nachtheil, daß er meistens durch enge Straßen führte, einigemal durch finstere Durchgänge, auch beim Kanal vorbei und über dessen enge und schlechte Brücken.

Doch war es hart gefroren, die Straßen auch reinlich und ohne Nässe, weßhalb der Graf den Weg durch die alte Stadt wählte. Er hatte auch nach allem dem, was er heute Abend gehört, eine leicht begreifliche Lust, sich die finstere Häusermasse, den Fuchsbau, obgleich er ihn recht wohl kannte, genau anzusehen.

Er schlenderte deßhalb langsam über den Kastellplatz und kam jenseits desselben in die engen und winkeligen Straßen, welche nach der unteren Stadt führten. Rings war Niemand zu sehen noch zu hören; die Schildwachen hielten sich in ihren Häusern; von den

Nachtwächtern bemerkte man nirgendwo eine Spur. Dazu war, wie wir wissen, der Mond nicht am Himmel, und die Nacht hüllte Alles in dichte Finsterniß.

Wie er so langsam dahin schritt, ließ er in seinem Geiste nochmals die Erlebnisse des heutigen Abends vorüber gehen und schüttelte nachdenkend den Kopf, als er wieder an die Erzählung des Mädchens kam. — „Sollte es denn möglich sein," dachte er, „daß der Baron wirklich hier im Spiele ist, daß das anscheinend so harmlose, leichtfertige, ja beschränkte Wesen desselben nur eine Maske wäre, hinter welcher sich eine so räthselhafte, ja unheimliche Gestalt verbärge, wie mir das Mädchen geschildert! — Wenn dem so wäre, welche Zwecke verfolgt er? Aus welchem Grunde belauscht er die Schritte Eugeniens? — Ah! das ließe sich am Ende erklären; er ist mit dem Herzoge sehr liirt und macht vielleicht einen angenehmen Zwischenträger. — Aber nein! — Worauf gründet sich meine Vermuthung, daß der Baron hier im Zusammenhange? Auf jenem Odeur, von dem das Mädchen sprach, den scharfen Rosenduft? — Bah! das ist am Ende ein wenig weit gegangen. Die feinen Unterschiede zwischen Coeur de rose und gewöhnlichem Rosenöl wäre ja wohl allein der Baron zu machen im Stande. — Und doch," fuhr er in seinen Betrachtungen fort, indem er noch langsamer ging, „es gibt da so viele Menschen, die in dem Wesen des Barons etwas Räthselhaftes finden wollen. So heute noch der Hofmarschall. — Und dann erinnere ich mich auch noch einer Geschichte, die man mir einstens erzählen wollte. Ich weiß nicht, war es der Major oder der Assessor, — nein, nein! ich glaube Arthur war es, — richtig! der sprach mir von einem höchst sonderbaren Vorfalle, worin er den Herrn von Brand verflochten glaube. Aber ich war damals eilig und hatte keine Zeit, es mir erzählen zu lassen. Das wollen wir gleich morgen nachholen. — Ist aber dieses so natürlich scheinende Wesen des

Barons in der That nur eine vortrefflich durchgeführte Maske, so muß man sich mit ihm in Acht nehmen, und er wird schwer zu fassen sein."

Unter diesen Gedanken war der junge Mann in die Nähe des uns bekannten Gebäudes gekommen, das wie eine dunkle Masse etwas von den übrigen Häusern abgesondert mit finsterer, geheimnißvoller Miene, ja wir möchten sagen, trotzig da lag. Von den spärlichen schmalen Fenstern, die nach außen gingen, war keines erhellt, und die riesenhaften Mauern schienen eine einzige breite Fläche zu bilden, vom Grunde hinauf bis in die Höhe der spitzen Dächer, die aber von den breiten und hohen Schornsteinen so deutlich überragt wurden. Nur ein einziger Lichtschein machte sich im Fuchsbau bemerklich, und der kam von der Gaslaterne in dem uns bekannten Durchgange, wo die eiserne Thüre mündete, die zur Wirthschaft hinauf führte.

Diesem Durchgange gegenüber auf der anderen Seite der Straße blieb der Graf einen Augenblick stehen und betrachtete sinnend diese Passage. Dort war das Mädchen, wie sie erzählt, eingetreten und von da über eine steinerne Wendeltreppe in die Schenkstube gelangt. Was aber hinter derselben läge, sei ein solches Labyrinth von Treppen, Gängen, Zimmern und Höfen, daß sie nicht angeben konnte, nach welcher Richtung man sie ungefähr geführt, und wo jenes Zimmer gelegen, in dem sie ihn, den Namenlosen, gesehen. —

„Halt!" unterbrach Graf Fohrbach mit einem fast hörbaren Ausruf seiner Gedanken, „es kommt Jemand. Drücken wir uns fester an die Mauer; wer weiß, in wiefern mir heute Abend das Glück günstig ist."

Richtig! von seiner linken Seite her klangen Schritte, und die vernahm er so plötzlich auf dem Pflaster und in der Nähe, daß der, von dem sie herrührten, so eben aus einem der anlie-

genden Häuser herausgetreten sein mußte. — Vielleicht aus dem Fuchsbau selbst.

Graf Fohrbach warf leicht den Mantelkragen über seine Feldmütze, damit das Silber derselben nicht durch die Dunkelheit glänze und blieb darauf regungslos stehen in höchster Spannung, ja Aufregung.

Jetzt näherte sich ihm in der That von der linken Seite ein Mann, und er bemerkte anfänglich nur eine dunkle Gestalt, dann aber sah er, daß es Jemand sei, der in einen sogenannten Radmantel gehüllt war, dessen eines Ende er über die rechte Schulter geworfen hatte. Seine Figur war hoch und schlank; auf dem Kopfe trug er einen ganz gewöhnlichen Hut.

Dieser Mann trat fest und klingend auf. Ja, es waren Sporen, die auf dem Pflaster klirrten, und als der Graf seine Blicke herabsenkte — der Fremde war unterdessen zwischen ihm und dem Durchgange angekommen — so bemerkte er vielleicht eine Sekunde lang, wie sich der Strahl der Laterne auf etwas Blankem abspiegelte — glänzende Reitstiefel.

Der Unbekannte schien aber gar keine Ahnung zu haben, daß er belauscht werde, denn er ging ruhig mit gleichförmigen Schritten dahin, sogar ohne rechts oder links zu schauen. Bald war er im Dunkel der Nacht verschwunden.

„Was soll ich thun?" sprach der Graf zu sich selber, während er in die Straße hinaus trat. — „Ihm folgen, um zu sehen, wo er bleibt? Da mache ich mir eine undankbare Mühe, denn ist Jener dort wirklich eine verdächtige Person, so wird er Verstecke genug in der Nähe haben, wo er mir entwischt, und ich mache ihn auf mich aufmerksam, was alsdann viel schlimmer ist. — Soll ich ihm nacheilen, ihm gerade auf den Leib gehen und ihn dann zu Rede stellen? — Ich habe kein Recht dazu, und vielleicht ist er ein ebenso unschuldiger Spaziergänger wie ich selber. Und

gesetzt auch, er wäre das nicht, so spiele ich eine verflucht ungleiche Partie; immer würde ich als Angreifer gelten und mich auf diese Art in Sachen mischen, die sich mit dem Rocke, den ich trage, nicht vereinbaren lassen. Auch weiß ich ja vorderhand genug, und habe eine Spur, der mit Klugheit zu folgen man wohl im Stande sein wird."

Er verließ den Fuchsbau und schritt die gleiche Straße hinauf, die der Unbekannte vor ihm gegangen. Ein paar Mal blieb er stehen, und dann glaubte er wohl hie und da noch die Schritte auf dem Pflaster zu vernehmen, was ihn eigentlich willenlos jedesmal zu stärkerem Gehen anspornte.

So erreichte er in Kurzem die obere Stadt und trat in eine der breiteren Straßen, wo er abermals anhielt, um zu lauschen. Tiefe Stille herrschte rings umher; auch nicht das kleinste Geräusch ließ sich vernehmen. Doch jetzt — ja, er irrte sich nicht, — vernahm er aus ziemlich weiter Entfernung den leichten Trab eines Pferdes.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart